EX-LIBRIS
HEINZ PEVSNER
R. Preusse 1912.

Nach dem im April 1813 von der Schwester des Dichters gezeichneten Kreidebildnis.

Theodor Körners

sämtliche Werke

in vier Teilen.

Neue vervollständigte und kritisch durchgesehene Ausgabe.

Herausgegeben

von

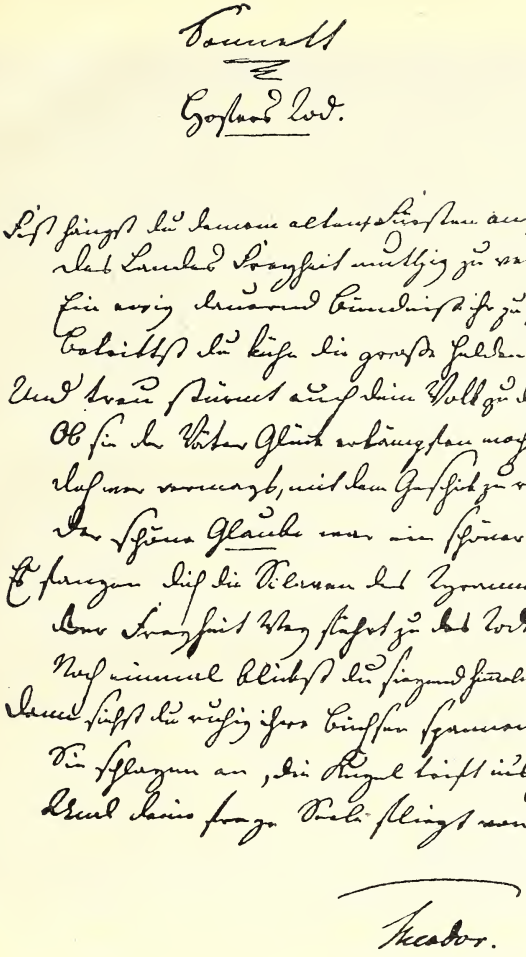
Eugen Wildenow.

Mit einer Einleitung: Körners Leben und Werke, sowie vier Bildnissen, einem Gedicht nach der Handschrift und drei Abbildungen.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/theodorkornerssa12korn



Das Körner-Denkmal in Dresden (von Ernst Julius Hähnel).

Vorwort des Herausgebers.

Das im Jahre 1898 erschienene illustrierte Werk „Theodor Körner und die Seinen (geschildert von W. E. Peschel und E. Wildenow. 2 Bände. Leipzig. Seemann)“ hatte, abgesehen von der Benutzung der reichen Schätze des Dresdner Körnermuseums, selbstverständlich nur unter steter Berücksichtigung der Werke des Dichters selbst entstehen können. Aber so viele Ausgaben derselben ich als Mitverfasser des genannten Werkes aus diesem Anlaß auch einsah oder benutzte, überall machte ich die gleiche Beobachtung, daß nämlich keine von ihnen eine vollständige ist. Die meisten erheben auf Vollständigkeit von vornherein keinen Anspruch, und wo solcher bisher erhoben worden ist, muß er als unberechtigt zurückgewiesen werden. Dazu kommt, daß der größte Teil eine mehr oder minder erhebliche Anzahl von zum Teil sinnstörenden Textfehlern zeigt, die mit seltener Gewissenhaftigkeit von einer Ausgabe in die andere übernommen wurden.

Bei dieser Lage der Dinge glaubte ich mich der Erfüllung der seitens der Verlagshandlung an mich ergangenen Bitte, eine neue, durchgesehene und vollständige Ausgabe von Theodor Körners Werken zu besorgen, um so weniger entziehen zu dürfen, als Körner unstreitig zu den Lieblingsdichtern des deutschen Volkes gehört, und seine Werke alljährlich in vielen tausend Exemplaren gekauft werden. Das deutsche Volk hat daher ein gutes Recht darauf, nunmehr endlich alle der Veröffentlichung und Kenntnisnahme würdigen Schöpfungen des deutschen Tyrtäus in einer textlich zuverlässigen und wirklich vollständigen Volksausgabe zusammengestellt zu besitzen. Dieser Forderung will die vorliegende Arbeit gerecht werden, die sich nicht

sowohl auf die bis jetzt erschienenen Ausgaben der Werke des Dichters als vielmehr auf die noch nicht ganz ausgenutzten, im Laufe der Zeit immer umfangreicher gewordenen Schätze des Körnermuseums stützt. Möge sie als erste wirklich vollständige Volksausgabe der Werke Theodor Körners freundliche Aufnahme finden und dem unsterblichen Sänger von „Leier und Schwert" immer neue Freunde und liebevolle Verehrer zuführen!

Greifswald, im Januar 1903.

Professor **Dr. Eugen Wildenow.**

Theodor Körners Leben und Werke.

Von Eugen Wildenow.

Im September des Jahres 1782 war Friedrich Schiller aus Stuttgart den Fesseln einer für ihn in jeder Beziehung unhaltbaren Stellung glücklich entronnen. Leider erfüllten sich die Hoffnungen, die er auf Mannheim gesetzt hatte, fürs erste nicht, und selbst, als er dort endlich nach Verlauf fast eines Jahres als Theaterdichter angestellt worden, wurde ihm alsbald auch hier durch ein Zusammentreffen der ungünstigsten Umstände der Aufenthalt derartig verleidet, daß er wiederholentlich der Verzweiflung nahe war und sich vor die Frage gestellt sah, ob es nicht geratener sei, den Dichterberuf aufzugeben und sich durch Wiederaufnahme seiner medizinischen Studien und ärztlichen Praxis eine feste Lebensstellung zu schaffen. Da traf in den ersten Tagen des Juni 1784 eine Zusendung bei ihm ein, die ihm den Glauben an die Menschheit und an sich wiedergab. Aus Leipzig datiert, enthielt das ihm anonym übermittelte Paket eine gestickte, seidene Brieftasche nebst vier auf Pergament mit Silberstift kunstvoll gezeichneten Porträts sowie einer gleichen Anzahl von begeisterten Begleitschreiben und der Komposition eines seiner Gedichte.

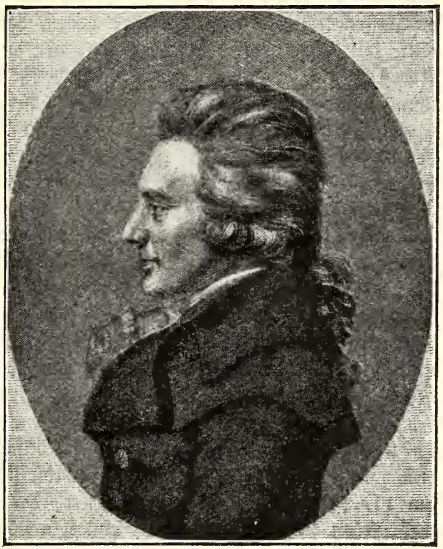
Die Seele des kleinen Kreises, welcher dem großen Dichter diese Huldigung darbrachte, war Christian Gottfried Körner, der Vater Theodors. Geboren in Leipzig am 2. Juli 1756 als Sohn des hochangesehenen Superintendenten, ordentlichen Professors und Predigers an der Thomaskirche Dr. Johann Gottfried Körner, hatte er sich nach Vollendung seiner juristischen Studien und Erwerbung der Doktorwürde 1779 an der Universität seiner Vaterstadt habilitiert, aber noch in demselben Jahre als Begleiter des jungen Grafen Schönburg-Glauchau eine längere Reise angetreten. Ostern 1781 von dieser zurückgekehrt, nahm er sofort seine juristischen Vorlesungen wieder auf. Da er aber in dieser Tätigkeit keine rechte Befriedigung fand, bewarb er sich sehr bald um eine Konsistorialadvokatur, ein

Amt, das ihm noch im August desselben Jahres übertragen wurde. Durch „Redlichkeit und Geschicklichkeit“ gewann der junge Jurist schnell die volle Achtung seiner Vorgesetzten, so daß dieselben ihn 1783 mit bestem Gewissen für eine im Dresdner Oberkonsistorium frei gewordene Stelle empfehlen konnten. Am 5. Mai trat er sein neues Amt als jüngster Rat des höchsten sächsischen Kirchengerichtes und gleichzeitig als Assessor der Landesökonomie-, Manufaktur- und Kommerzien-Deputation an. So willkommen ihm aber auch die Einführung in die Kreise des höheren Beamtentums war, so wenig ihm auch im allgemeinen die Leipziger Verhältnisse zugesagt hatten, so war ihm doch der Abschied von seiner Vaterstadt nicht leicht, weil er durch die Bande der Liebe daran gekettet war und sich bereits, wenn auch wenig nach dem Wunsche seines Vaters, verlobt hatte.

Minna Körner.
In Pastell gemalt von Dora Stock 1790.

In dem Hause des berühmten Buchhändlers Breitkopf hatte er die beiden Töchter des aus Nürnberg stammenden, 1764 aber nach Leipzig übergesiedelten Kupferstechers Johann Michael Stock, der eine Zeitlang auch dem jugendlichen Goethe in seiner Kunst Unterricht erteilte, kennen gelernt. Beide besaßen ein feines Verständnis für Malerei und Musik sowie hohe künstlerische Veranlagung. Die begabtere, lebendigere und geistreichere allerdings war die ältere, Johanna Dorothea (geb. 6. März 1760); an Schönheit und Grazie aber wurde sie bei weitem von der jüngeren Schwester Anna Maria

Jakobina*) (geb. 11. März 1762) übertroffen. Da beide Mädchen zugleich durch die Liebenswürdigkeit ihres Wesens auffielen, so waren sie bald gern gesehene Gäste selbst in den besseren Zirkeln Leipzigs, und es war kein Wunder, wenn sich Körner bei öfterem Zusammentreffen mit ihnen durch die körperlichen Reize Minnas nicht minder als durch ihre sonstigen Vorzüge zu ihr hingezogen fühlte und sich im Januar 1782 nach dem Tode ihrer Mutter — der Vater war schon 1773 gestorben — mit ihr öffentlich verlobte.



Christian Gottfried Körner.
Gezeichnet von Wagner 1790.

Auch die ältere Schwester Dora reichte bald darauf ihre Hand dem gleich Körner für die Produkte der Sturm- und Drangperiode schwärmenden Ferdinand Huber, einem allerdings noch sehr jugendlichen und leider, wie sich später herausstellte, zu haltlosen Manne.**)

Das waren die vier Mitglieder des Kreises, aus dessen Mitte Schiller im Mai 1784 jene geschmackvollen Geschenke nebst den von Enthusiasmus und Dichteranbetung überfließenden Begleitschreiben erhielt. Nachdem es ihm gelungen, die Namen der Absender zu erfahren, hat er bald keinen sehnlicheren Herzenswunsch, als die Verehrer seiner Muse persönlich kennen zu lernen, und mit Freuden

*) Körner nennt sie stets unter Zusammenziehung ihrer beiden letzten Namen Minna.

**) Die Aufhebung der Verlobung erfolgte 1792

folgt er daher, zumal ihm Körner zur Regelung seiner Mannheimer Angelegenheiten in der zartesten Weise einen Vorschuß von 300 Talern sendet, der wiederholten Einladung seiner neuen Freunde und siedelt im April 1785 zunächst nach Leipzig über.

Was Körner von der neuen Freundschaft für sich ebenso wie für Schiller erhoffte, das sprechen deutlich genug seine Briefe aus jener Zeit aus. „Einer wird den andern anfeuern, einer sich vor dem andern schämen, wenn er im Streben nach den höchsten Idealen erschlaffen sollte." Sein eheliches Leben, das er demnächst beginnen will, soll durch rechte, befriedigende, geistige, womöglich literarische Arbeit verklärt werden. Deshalb umschließt er die Hand, die Schiller ihm bietet, um sie nimmer loszulassen, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß sein Wesen und Streben durch den Dichter ergänzt werden und einen festen Halt gewinnen werde. Und das ist das Große an Körner, daß er, getragen von dieser Erkenntnis, ganz in Schiller aufgeht, ganz sich ihm hingibt, sein ganzes Ich in des Freundes Dienst zu stellen bereit ist, und Schiller andrerseits verspricht, alles tun zu wollen, um durch gegenseitige Anregung und Ergänzung ihre Freundschaft zu klären und zu idealisieren.

Am 7. August 1785 führte Körner, der inzwischen durch den rasch aufeinander erfolgten Tod seiner Eltern in den Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens gelangt war, seine geliebte Minna heim. Am Kohlenmarkte Nr. 14 (jetzt Körnerstraße Nr. 7) hatte er sich das erste Stockwerk als Wohnung gemietet; dazu aber hatte er im nahen Loschwitz ein Weinbergsgrundstück käuflich als Eigentum erworben. Dem jungen Ehepaare schloß sich sofort Dora an, und am 11. September traf auch Schiller, der ohne den Freund nicht mehr leben konnte, in Dresden ein. In Loschwitz wurde am folgenden Tage die Freundschaft von neuem besiegelt, und in neuer Lebenslust und Geistesfrische wurden hier die wenigen Wochen bis zum Beginn des Herbstes verlebt.

Anfang Oktober siedelten Körners wieder nach Dresden über. Schiller wohnte zunächst noch bei ihnen, da die für ihn gemietete Wohnung noch nicht frei war. Erst 14 Tage nach Michaelis bezog der Dichter sein neues Heim. Als Ende Oktober endlich auch der von allen sehnlichst erwartete Huber in Dresden eintraf, war das „fünfblättrige Kleeblatt" wieder vollzählig, und nun begannen Tage des heitersten Glückes und der ungetrübtesten Freude. Wohl brachten einheimische und auswärtige Besuche manche Abwechslung in das

gastfreie Haus am Kohlenmarkte: den rechten Genuß aber fanden die Freunde erst, wenn sie, abgeschlossen von der Außenwelt, die ihnen im Grunde nicht sympathisch war und im allgemeinen nichts bot, sie auch nicht verstand, leben, wenn sie, im engeren Zirkel sich für den äußeren Zwang schadlos haltend, sich ungeniert der Kunst und der freien Mitteilung ihrer Gedanken hingeben konnten. Das hauptsächlichste und vornehmste Gebiet, auf dem sich die Unterhaltung bewegte, war die Literatur. Literarisches Interesse hatte ja den Bund begründet, und wenn auch mehr und mehr die wirkliche Freundschaft überwog, so war doch das Bedürfnis gegenseitiger literarischer und ästhetischer Aufklärung zunächst wenigstens ihr wesentlicher Bestandteil und ihr Hauptziel. Sehr bald hatte Körner das überragende Genie Schillers erkannt, und bewundernswert ist es, wie er freimütig anerkennt, daß er selbst keinen Anspruch darauf erheben dürfe, als Literat zu glänzen; es genügt ihm, des Dichters Freund zu sein; dabei aber ist er fest entschlossen, mit seinem klaren und scharfen Verstande ihn von Abwegen fernzuhalten, ihn zu veredeln und zu vervollkommnen, neid- und selbstlos aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner Welterfahrung dem Dichter alles zu bieten, was diesen dem idealen Ziele näher bringen kann. Daher ließ er nicht ab, gegen jede Abschweifung Schillers von der poetischen Laufbahn zu protestieren und ihn immer wieder und wieder auf seine einzig dastehende dichterische Begabung hinzuweisen. Aber Schiller nahm nicht nur vom Freunde; er gab ihm auch treulich und reichlich das Erhaltene zurück. Was er an Körner gehabt hatte und noch hatte, das sprach er später einmal treffend in einem Briefe an die Schwestern von Lengefeld also aus: „Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß nichts über das Vergnügen geht, jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und dies ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in Beurteilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und mit einer instinktartigen Herzensgüte verbindet wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden anderer und ein ängstliches für sich selbst, gerade das Gegenteil dessen, was man alle Tage sieht, wo sich die Menschen alles und den Nebenmenschen nichts vergeben. Freier als er von Anmaßung ist niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Wert kennen lehrt, um ihm die so nötige Zuversicht zu sich selbst,

das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben."

Fast zwei Jahre weilte Schiller in Dresden. Zwar hatte er sich in dem Hause des Freundes, zumal bei dem frohen Temperamente und der ungezwungenen Liebenswürdigkeit des Schwesternpaares, von denen Dora trefflich in Pastell zu malen verstand, während Minna durch Klavierspiel und Gesang die Zuhörer entzückte, außerordentlich wohl befunden; gleichwohl war im Laufe der Zeit das Gefühl der Abhängigkeit von Körner für ihn immer drückender geworden; immer deutlicher hatte er erkannt, daß ihn eigentlich an Dresden nur der Freund und dessen Familie fessele, und daß er doch andrerseits diesem nicht das gewesen, was er ihm hatte sein wollen und sein können. Dazu kam der unerquickliche Ausgang einer leidenschaftlichen Neigung zu Henriette Elisabeth von Arnim. Alles dies veranlaßte ihn, im Sommer 1787 Dresden zu verlassen und sich zunächst nach Weimar zu wenden.

Waren nun aber auch die beiden Freunde äußerlich getrennt: geistig sind sie sich stets einander nahe und verbunden geblieben. Die Zeit, die Schiller in Dresden verlebt hatte, war keine verlorene gewesen; ist doch gerade in ihr der Same gelegt worden zu Werken, die noch heute als herrliche Früchte menschlichen Denkens und Dichtens bewundert und mit Vergnügen genossen werden.

Ostern 1788 schied auch Huber aus Dresden, um die Stellung eines Legationssekretärs in Mainz anzunehmen. Über diese Trennung jedoch kam man leichter hinweg, da dem Körnerschen Ehepaare am 20. April ein Mädchen geboren wurde, das in der Taufe die Namen Emma Sophie erhielt und sich zur Freude der Eltern gut entwickelte. Als Schiller die freudige Botschaft erhielt, fügte er seiner Gratulation die Worte hinzu: „Der Junge wird zu seiner Zeit auch nicht ausbleiben."

Der Wunsch des Dichters ging am 23. September 1791 in Erfüllung. Der im Jahre vorher zum Appellationsrat ernannte überglückliche Vater, der inzwischen mit regstem Interesse die literarische Tätigkeit Schillers verfolgt und auf dessen Wunsch an ihr die treffendste, unparteiischste Kritik geübt hatte, gab seiner Freude poetisch und musikalisch durch einen von ihm besonders komponierten Hymnus Ausdruck. In der am 2. Oktober stattfindenden Taufe erhielt der Knabe die Namen Karl Theodor, den ersten, der zunächst sein Rufname blieb, nach dem Grafen Karl Friedrich von Geßler, den zweiten nach der Herzogin Dorothea von Kurland. Den Grafen

Geßler hatte der Vater 1788 in Karlsbad kennen gelernt und alsbald so für sich eingenommen, daß derselbe sein ganzes Leben hindurch einer der treuesten Freunde der Körnerschen Familie blieb. Auch die Herzogin von Kurland hatte im Mai 1789, nachdem kurz vorher ihre Schwester Elisa von der Recke bei einem Besuche in Dresden durch Vermittlung Geßlers mit Körners bekannt geworden, in ihrem gastlichen Heim Eingang gefunden, wie überhaupt bei dem außerordentlichen Interesse aller Mitglieder der Familie Körner für Literatur und Kunst, zumal bei der Gastfreiheit und Liebenswürdigkeit der Wirte, nicht nur Einheimische, die auf wahrhafte Bildung und Intelligenz Anspruch erhoben, in dem Hause am Kohlenmarkte oder in Loschwitz oft und gern verkehrten, sondern auch namhafte Fremde — unter ihnen seien nur Mozart und Goethe erwähnt —, sobald sie nach Dresden kamen, bei dem Freunde Schillers vorsprachen. Durch erneute Besuche hatten die Beziehungen der Herzogin zu der Familie immer mehr Festigkeit gewonnen, so daß sie sich, als Minna ihrer Entbindung entgegensah, bei dem Kinde, das geboren werden würde, eine Patenstelle sowie die Erlaubnis erbeten hatte, an dessen Erziehung teilnehmen zu dürfen. Jetzt wurde ihr Wunsch erfüllt, und in treuer Liebe hat sie ihr lebelang nicht nur für Theodor gesorgt, sondern auch allen Seinen die innigste Freundschaft gewahrt.

Die ersten Nachrichten, die wir in den Briefen des Vaters über Karl Theodor finden, lauten durchgehends günstig, wenngleich seine zarte Konstitution anfangs den Eltern manche Sorge bereitete und die größte Rücksicht erforderte. Im Einklang mit der so immerhin nur langsam vorwärtsschreitenden körperlichen Entwicklung des schwächlichen Knaben, der zum Glück von Krankheiten verschont blieb, stand die geistige, soweit von einer solchen überhaupt in den ersten Jahren die Rede sein kann. Auch hier galt es, zu schonen und nicht zu drängen. Wohl schreibt Minna am 7. Juli 1793 an Schillers Gattin, daß der Sohn zwar ein munterer, wilder Junge geworden sei und tausend Spaß mache; aber, so fügt sie hinzu, erst jetzt fange er an zu reden. Das lebhafte Kind, an dem die Eltern schon damals ein weiches, für Wohltaten außerordentlich empfängliches und dankbares Herz zu erkennen glaubten, sollte und mußte sich geistig zunächst ganz selbständig, ohne äußere Einwirkung entfalten. Freies, ungebundenes Leben in der Natur, Stärkung der Nerven, Ausbildung des Körpers:

das war das Erste und Hauptsächlichste, was not tat. Daher muß Theodor nach des Vaters Willen die meiste Zeit in freier Luft teils in dem nahe gelegenen Palaisgarten unter Knaben seines Alters, teils — im Sommer — auf dem Weinberge zubringen, und so entwickelt er sich denn in den Jahren 1794 und 1795 zur Freude seiner Eltern körperlich verhältnismäßig gut. Der Vater, dem die Kinder immer wichtiger werden, beobachtet bei seinem eigentümlichen Talente, das Charakteristische an einer Person schnell herauszufinden, mit feinem Verständnis die Anlagen Theodors und Emmas. Mit inniger Freude schreibt er an Schiller, dem inzwischen auch der erste Sohn geboren worden war, wie er sich verjüngt fühle, wenn er seinen Jungen ansehe, wie dieser nunmehr alle Zähne, die bisher zu erwarten gewesen, habe und munterer als jemand sei: es sei doch ein eigener Genuß, ein solches kleines Wesen um sich zu sehen, das einem so nahe gehöre; wer diesen Genuß des Lebens entbehre, lerne den Wert des Lebens nie vollständig kennen.

Auch von einem humorvollen Zuge des Jungen weiß der Vater in jener Zeit zu berichten: „Gestern sind die Kinder zum ersten Male ausgefahren, und Karl hat zu Ehren seiner Mannheit zum ersten Male in Hosen geprangt. Man hatte ihm versichert, daß ein Bart zu den Hosen gehört. Wie ihm also der Schneider die Hosen bringt, fragt er: Wo Bart is?"

Über das Verhältnis der Geschwister zueinander ist das früheste Zeugnis ein Eintrag Emmas im Ausgabenbuche der Mutter: „Ich bin Freund mit Karl". Als weiterer Beweis für die rührende Liebe, die schon in der Kinderzeit zwischen Bruder und Schwester herrschte und beide bis an den Tod miteinander verknüpfte, möge noch folgender Zug dienen. Als Theodor einst in jugendlichem Übermute beim Spiele im Palaisgarten eine sanfte Ermahnung Emmas, nicht zu wild zu sein, mit einer unhöflichen Erwiderung abgelehnt hatte und dann bemerken mußte, daß der Schwester Augen sich mit Tränen füllten, warf er sich schluchzend zu ihren Füßen, hielt lange Zeit seinen Kopf auf ihren Schoß gesenkt und bat sie alsdann auf das herzlichste um Vergebung.

Bei Beginn des Jahres 1796 entschließt sich Körner, mit seiner ganzen Familie Schiller in Jena zu besuchen; besonders liegen ihm dabei die Kinder am Herzen. „Ich bin neugierig," so schreibt er am 7. Februar an den Freund, „wie sich mein Junge gegen Deinen betragen wird. Er ist zwei Jahre älter, und das gibt ihm ein er-

schreckliches Übergewicht. In solchen Fällen ist er sehr gefällig und nachgebend, spielt auch wohl den Mentor. Er spricht auch schon viel von der jenaschen Reise und fragte neulich sehr ernsthaft, ob wir auch die Hühner, die er sehr lieb hat, mitnehmen würden." „Mir wird," so schreibt ebenderselbe in einem bald darauf folgenden Briefe gleichfalls an Schiller, „mein Karl immer interessanter. Vielleicht ist es väterliche Täuschung; aber ich glaube manchen guten Zug an ihm zu bemerken. Jetzt gehe ich bloß darauf aus, nichts zu zerstören. Was nicht von selbst wächst, pflanze ich jetzt nicht."

Ende April wurde die geplante Reise, auf der man auch die Herzogin von Kurland auf ihrem Schlosse Löbichau (in Sachsen-Altenburg) besuchte, angetreten. Die Freude des Wiedersehens war eine große, zumal da auch Goethe von Weimar nach Jena hinüberkam. Weitgehende literarische Pläne wurden für die Zukunft besprochen. Nur zu bald schlug die Scheidestunde. Am 1. Juni trafen Körners wieder gesund in Dresden ein.

Theodor hatte die Reise glücklich überstanden; aber da sein Körper noch immer nicht gehörig erstarkt war, der Knabe auch eine äußerst reizbare Natur, verbunden mit Festigkeit des Willens, und eine leicht aufzuregende Phantasie besaß, so glaubte der Vater immer noch seinen Neigungen und Fähigkeiten freien Spielraum lassen zu müssen, und als dann endlich die Ausbildung begann, konnte dieselbe zuerst nur langsam vor sich gehen. Bei der Lebendigkeit und leicht erregten Einbildungskraft des Knaben war die größte Vorsicht geboten. Als die Eltern im April 1797 den Kleinen mit in das Komödienhaus nahmen, und die Mutter ihn eben auf dem Schoße hatte, bekam er plötzlich Konvulsionen. Man hielt den Anfall für eine Folge vom Eintreten der späteren Zähne. Das Kind erholte sich zwar bald wieder; aber die Eltern, besonders die Mutter, blieben in steter Sorge aus Furcht vor einer Wiederkehr des Übels.

Mit dem Gedeihen des Körpers entwickelten sich auch die geistigen Fähigkeiten des Knaben. Am liebsten hätte der Vater selbst die Unterweisung desselben übernommen; aber Mangel an Zeit und die Bemerkung, daß dessen Aufmerksamkeit nicht leicht zu fesseln war, veranlaßten ihn, zunächst wenigstens den Elementarunterricht im Rechnen und Schreiben dem Lehrer Guthmann zu übertragen. Besondere Freude machte dem Vater die schon früh hervortretende musikalische Begabung Theodors; konnte derselbe doch bereits bei Beginn des Jahres 1799 ein paar Stückchen ganz artig auf dem Klavier spielen.

Die Verhältnisse des Elternhauses waren in jeder Beziehung geeignet, alle Keime der in dem Knaben schlummernden Talente zur schönsten Blüte zu entfalten und auch seiner Charakterbildung die edelste Richtung zu geben. In der Familie, die sich durch Liebe und gegenseitiges Vertrauen zu einem freundlichen Ganzen vereinigte, war alles für Poesie und Musik empfänglich; bei dem weiblichen Teile fehlte es dabei nicht an Talent für Zeichenkunst und Malerei. Die Freunde des Hauses trugen dazu bei, daß in der besseren Gesellschaft kein drückender Zwang gefühlt und der Wert des feinen Umganges geschätzt wurde. Alles dies konnte seinen erziehlichen Einfluß auf den empfänglichen Sinn des Knaben nicht verfehlen. Zu den ausgesuchten Zirkeln, die sich oft genug bei Körners versammelten, wurde der Sohn des Hauses frühzeitig zugelassen; hier wurde er mit Wohlwollen behandelt, weil er nicht vorlaut und beschwerlich, sondern lebhaft, ungekünstelt und teilnehmend war. Hier lernte er von frühester Jugend an Hochachtung vor allem Heiligen, Erhabenen und Göttlichen. Nach des Vaters Anschauung, der in Liebe und Vertrauen die Hauptmittel seiner Erziehung sah, sollte er die Religion nicht als finstere Zuchtmeisterin und Störerin unschuldiger Freuden, sondern als seelenerhebende Freundin kennen lernen; durch edlere Triebfedern als durch die Furcht sollte er zum Guten veranlaßt werden. Und wenn Theodor uns später als die Idealgestalt eines deutschen Jünglings, begeistert für die höchsten Güter der Menschheit, entgegentritt: der Dank dafür gebührt in erster Linie seinem Vaterhause.

Begünstigt durch diese sonnige Atmosphäre, dazu in steter Berührung mit der Natur, mußte der Knabe bald in der glücklichsten Weise sich entwickeln. Auffallend war bei der Erweiterung des Kreises der Unterrichtsgegenstände sein fortdauernder Widerwille gegen das Französische, wie er überhaupt für die Erlernung der Sprachen weniger Liebe und Talent hatte; bei weitem mehr sagten ihm Mathematik, Naturkunde und Geschichte zu. In besonders hohem Grade aber fand sich bei ihm Sinn für die Kunst. Seine Versuche im Zeichnen und in der Erlernung mehrerer musikalischer Instrumente, zuerst des schon erwähnten Klaviers, dann der Violine, Flöte und Zither und endlich der Guitarre, der er treu blieb, verrieten ein großes Talent dafür. Daneben aber trat auch schon frühzeitig eine eigenartige Vorliebe für die Dichtkunst hervor. Schiller und Goethe waren die Lieblingsdichter im elterlichen Hause und Schillers Balladen wahrscheinlich die ersten Gedichte, die er zu lesen bekam.

Im Mai 1802 verließ Körner, dem inzwischen das Geheime Referendariat beim Konferenzminister übertragen worden war, mit den Seinen das freundliche Heim am Palaisplatz und siedelte nach der Moritzstraße in das bereits 1801 von ihm gekaufte Haus Nr. 753 über, wo die Familie bis zu ihrem Scheiden aus Dresden wohnen blieb. Zugleich erhielt Theodor einen eigenen Hofmeister. Bei der hohen Veranlagung seines Sohnes schien es jetzt dem Vater doch geratener, den Unterricht nach festeren pädagogischen Prinzipien, als es bisher geschehen, erteilen zu lassen und den Knaben an einen gewissen Zwang, an Regelmäßigkeit und an den Ernst des Lebens zu gewöhnen. Ihn dem pedantischen Schulunterricht zu übergeben, hatte er noch keine Lust; für wichtiger hielt er, ihn sich noch immer viel im Freien tummeln zu lassen. Daher wurden denn auch die gymnastischen Übungen, die ja damals in den Schulen wenig berücksichtigt waren, fortgesetzt, und Elastizität und Gewandtheit wurden dem Knaben immer mehr zu eigen, so daß er als Jüngling bald für einen guten Tänzer, dreisten Reiter, tüchtigen Schwimmer und besonders für einen geschickten Fechter galt. Daneben mußte auch sein Talent für Musik und Poesie in die rechten Bahnen geleitet werden. „Auf der Violine," so schreibt der Vater später, „versprach er etwas zu leisten, als ihn die Guitarre mehr anzog. Seine Zither am Arme dachte er sich schon frühzeitig gern zurück in die Zeit der Troubadours. Für dieses Instrument und für den Gesang glückten ihm mehrere kleine Kompositionen, und sein richtiges, feines Spiel wurde mit Vergnügen gehört."

Eine kleine Veränderung in das Familienleben Theodors brachte der Tod des Leipziger Kauf- und Handelsherrn Johann Friedrich Kunze. Nach dem Wunsche des verstorbenen Freundes nahm Körner im April 1803 dessen Tochter Julie in sein Haus. Er tat es gern, da Julie ein gutartiges Wesen war und, obgleich zwei Jahre älter als Emma, doch nach seiner Ansicht für die Tochter eine gute Gesellschaft abgab. Die Geschwister schlossen sich bald aufs innigste an sie an, und ihr ganzes Leben hindurch blieben sie in treuester Freundschaft und Liebe einander zugetan. Aber auch die Eltern sollten an Julie reiche Freude haben. Sie besaß viel Talent und Eifer für den Gesang, und da auch Emma und Theodor feines musikalisches Gehör hatten, so ließ der Vater, der ebensosehr kleinere poetische Aufführungen — und des öfteren hatte er dazu schon die eigenen Kinder herangezogen — wie musikalische Genüsse in seinem Hause

liebte, allen dreien alsbald von einem sehr guten Lehrer Unterricht im Gesang erteilen, sich schon im voraus auf das Vergnügen freuend, wenn sie mit ihm zusammen singen würden.

Zur Kräftigung von Minnas Gesundheit, die in der letzten Zeit wiederholentlich gekränkelt hatte, verbrachten Körners den Juni 1804 in Schandau. Nach Dresden zurückgekehrt, berief der Vater den Kandidaten Wilhelm Gottfried Küttner als Erzieher Theodors. Leider verstand es derselbe, so gut er es auch sonst meinte, nicht recht, sich den gehörigen Respekt seines begabten Schülers zu verschaffen; daher gab er bereits zu Ende des Jahres das übernommene Amt wieder auf. Nunmehr scheint es der Vater endlich für angezeigt gehalten zu haben, den Sohn einer öffentlichen Schule und zwar der damals unter dem Rektorate von Christian Heinrich Paufler stehenden Kreuzschule zu übergeben. Trotzdem nahm er bald darauf, „um die letzten Jahre für die Universität ihn noch so vollkommen auszubilden als möglich", noch wieder einen Hofmeister ins Haus. Aber auch dieser, Hans Karl Dippold mit Namen, entsprach in nichts der Idee, die man sich von ihm gemacht hatte, so daß auch er bald wieder entlassen wurde.

Wichtiger war der Unterricht, den Theodor im Herbst 1806 in der Anstalt des Pfarrers David Samuel Roller erhielt. Dieser machte ihm besonders das Wort Gottes wert und erfüllte als väterlicher Freund den Jüngling, dessen dichterische Begabung er sehr bald erkannt hatte, mit solcher Liebe für seine Religion, daß der dankbare Schüler ihm gern bei seinem Scheiden aus der Anstalt das Wort gab, seine Gaben nie gegen, sondern immer nur für das Christentum gebrauchen zu wollen, ein Versprechen, das Theodor bis an seinen Tod treu gehalten.

Inzwischen hatte am 9. Mai 1805 der Tod den besten und größten Freund der Körnerschen Familie abberufen. Wohl waren schon vorher vom Vater neue Freundschaften, unter ihnen namentlich mit Wilhelm v. Humboldt, geschlossen worden; wohl wurden auch in der Folgezeit neue Verbindungen von ihm angeknüpft: der Verlust Schillers war und blieb für ihn ein unersetzlicher, um so mehr, als er gerade von ihm so viel für die rechte Entwickelung und Entfaltung des dichterischen Talentes seines Sohnes, dem die Verse nur so zuströmten, gehofft hatte. Die poetische Veranlagung desselben hatte zuerst 1804 beim Scheiden Küttners in Anlehnung an Schillers „Hektors Abschied" ein formgewandtes Produkt scherzhafter Gattung

gezeitigt. Dann folgten erotische Dichtungen, auch erste, meistens in launigem, übermütigem Tone gehaltene dramatische Versuche. Daran schlossen sich 1806 und 1807 außer dem hernach in seinen Werken aufgenommenen Scherzspiele „Amor und seine Heerscharen" die Erstlinge der später gedruckten „Knospen". Unter letzteren verdienen besondere Beachtung die Gedichte „Bergmannsleben" und „Kampf der Geister mit den Bergknappen"; zeigen sie doch, wie er sich schon damals in den Beruf, den er alsbald ergriff, hineingelebt hatte. Daneben aber hatte er in einem sechsstrophigen Gedichte auch der Erbitterung Ausdruck gegeben, die damals über die Gewalttaten Napoleons durch die Welt ging und ihren Widerhall auch in dem von echt deutscher Gesinnung erfüllten und namentlich über die Erniedrigung Preußens wenn auch resigniert, so doch tief trauernden Kreise der Körnerschen Familie fand.

Im Jahre 1807 war Theodors Ausbildung unter der treuen Fürsorge der Eltern vollendet, sein Körper erstarkt. Alle in ihm schlummernden Anlagen hatten sich auf das herrlichste entfaltet und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. Ausgestattet mit allem, was an idealen Gütern ein Elternhaus, wo Kunst, Musik und Literatur geachtet und gepflegt, wo Glaube, Vaterlandsliebe und Freundschaft hoch und heilig gehalten werden, seinen Angehörigen zu bieten imstande ist, konnte Theodor das Studium beginnen, das der vorsorgliche Vater schon 1806 nach reiflicher Erwägung als das geeignetste für ihn erkannt und bestimmt hatte. Der Bergbau war es, der nach seiner Ansicht, ganz abgesehen von der praktischen Bedeutung gerade dieses Berufes, bei der poetischen Seite seines Sohnes und der vielfältigen Geistesnahrung, die seine Hilfswissenschaften boten, das meiste Anziehende für ihn haben mußte.

Theodor war noch nicht 17 Jahre alt, als er am 7. Juni 1808 Dresden verließ, um in Freiberg seine Studien zu beginnen. Wohl empfanden die Eltern zuerst schmerzlich den Verlust; aber ihren Kummer und ihre Sorge erleichterte wesentlich die Überzeugung, der jetzt nicht mehr von ihnen behütete Sohn werde auch in der Ferne allen an ihn herantretenden Gefahren und Versuchungen gewachsen sein, zumal da der Vater das unbedingte Vertrauen zu ihm hatte, daß er ihm als seinem besten und nächsten Freunde ungescheut alles mitteilen würde. Daß er sich in seinem Glauben nicht geirrt, beweist der reichhaltige Briefwechsel aus der Freiberger Zeit: der Sohn erschließt sich ganz dem Vater, und dieser,

dem individuellen Charakter desselben Rechnung tragend, ist ihm immer der liebevollste Berater, und kein größeres Fest gibt es für die Familie, als wenn Briefe oder gar Gedichte ihres Lieblings eintreffen.

Den jungen Akademiker interessierten zunächst die praktischen Aufgaben des Bergmannslebens am meisten. Mit dem Gruße „Glück auf!“ fuhr er morgens um 4 Uhr in die Grube, um erst 12 Uhr mittags wieder ans Tageslicht zu kommen. Sich den körperlichen Anstrengungen völlig gewachsen fühlend, stärkte und stählte sich sein Körper immer mehr. Dazu regte das geheimnisvolle Dunkel, worin das Feld seiner Tätigkeit gehüllt war, seine leicht erregbare Phantasie mächtig an, und kein Wunder, wenn er den ihn erfüllenden Gedanken und Bildern auch poetischen Ausdruck verlieh. Wohl freute sich der Vater über die dichterischen Ergüsse des Sohnes; doch hielt er es für seine Pflicht, ihn darauf hinzuweisen, daß er in solchen Liebhabereien nicht etwa seinen Lebensberuf erblicken solle: vielmehr habe er darnach zu ringen, daß ihn als Bergstudent keiner übertreffe.

Hand in Hand aber mit dem praktischen Teile seines Berufes ging bei Theodor der Besuch der Vorlesungen über Chemie, Physik und Mathematik. Am meisten jedoch interessierte ihn der damals berühmteste Lehrer an der Akademie, Abraham Gottlob Werner, mit seinen Vorträgen über Geognosie und Bergbaukunst, zumal dieser die Freundschaft, die ihn mit seinem Vater in Dresden verband, auch auf ihn, den Sohn, übertrug. Auch der Professor Lampadius nahm sich seiner auf das liebevollste an. Nach und nach begeisterte ihn Werner so, daß er bei Beginn des Jahres 1809 den Entschluß faßte, das Studium der Naturwissenschaften zu seinem Lebensberufe zu machen, um vielleicht später als akademischer Lehrer tätig zu sein. Der Vater war weit davon entfernt, ihn in seiner freien Selbstbestimmung zu hindern; nur wies er ihn darauf hin, daß der Beruf des praktischen Bergmannes größere Sicherheit vor künftigen Nahrungssorgen biete als eine doch immerhin unsichere Dozentenstellung. Theodor, erfreut über des Vaters Einverständnis mit der Änderung seines Berufes, besuchte nunmehr mit Feuereifer die naturwissenschaftlichen Vorlesungen. Daneben war er fleißig im Zeichnen geognostischer Karten und Profile von Sachsen, und Werners Zufriedenheit war ihm hoher Lohn und Sporn zugleich, so daß er dem verehrten Lehrer im Oktober sogar ausgearbeite Aufsätze über die in

den Kollegien behandelten Themata, namentlich über Versteinerungslehre, zur Durchsicht brachte. Daher lauteten denn auch die Zeugnisse, die ihm Werner und Lampadius über seinen Fleiß und seine Fortschritte ausstellten, außerordentlich anerkennend.

Als notwendige Ergänzung der Vorlesungen aber betrachtete Theodor die praktischen geognostischen Studien. Zu diesem Zwecke machte er zunächst Anfang Juni 1809 einen kleineren Ausflug nach Altenburg und bald darauf nach Gnandstein, dem Wohnsitze Alexanders von Einsiedel, der im November 1808 Julie Kunze als Gattin heimgeführt hatte. Eine etwas größere Studienreise führte ihn vom 22. bis 29. Juni durch das Elbsandsteingebirge bis ins böhmische Mittelgebirge hinein. Die schönste Unterbrechung seiner Freiberger Studienzeit aber und zugleich die reichste wissenschaftliche Ausbeute bot ihm im August und September eine mit seinem Jugendfreunde Fritz Henoch unternommene Fußtour durch das Riesengebirge. Überall, wo der lebenslustige Jüngling vorsprach, wurde er auf das freundlichste aufgenommen, so auf Schloß Hohlstein von der ältesten Tochter der Herzogin von Kurland, in Buchwald vom Minister Graf Reden, in Peterswalde von der Graf Stolbergischen Familie und in Neudorf von Geßler. Am 19. September war er wieder in Freiberg, aufs höchste befriedigt von den großen und reizenden Naturszenen, die mächtig auf sein empfängliches Gemüt gewirkt und ihn zu einer Reihe warm empfundener Dichtungen begeistert hatten.

So sehr nun aber Theodor auch in seinen bergmännischen und naturgeschichtlichen Studien aufging, fand er doch im Vollgefühl körperlicher Kraft und jugendlicher Lust Zeit zu Vergnügungen, und manchen Abend und manche Nacht verlebte er, namentlich in der letzten Zeit seines Freiberger Aufenthaltes, gleich dem feurigen Weine oft fast überschäumend vor Fröhlichkeit, im geselligen Kreise flotter Altersgenossen, vor Abenteuern und Händeln nicht zurückschreckend, wenn es galt, die studentische Ehre mit der Klinge in der Hand zu verteidigen. Der Vater verübelte ihm auch diese Freuden nicht; nur mahnte er ihn freundschaftlich, sich vor Übersättigung zu bewahren und über dem Genusse das hohe Ziel, das er sich gesteckt, nicht aus den Augen zu verlieren.

Ein schönes Gegengewicht gegen die Freude Theodors an der alten Burschenherrlichkeit bot seine Liebe zur Musik und namentlich seine Beschäftigung mit der Poesie. Spiegelt sich nun auch in seinen damaligen Dichtungen zum Teil der frohe Lebensmut und Humor

des jungen Bergstudenten wieder, so tragen doch die meisten der ersten im Sommer 1810 unter dem Titel „Knospen“ erschienenen Ausgabe seiner Gedichte einen ernsten Charakter, und noch bezeichnender ist, daß nicht nur den Schluß eben dieser Sammlung „fünf geistliche Sonette“ bildeten, sondern daß sich der jugendliche Dichter damals auch mit dem Gedanken beschäftigte, ein „Taschenbuch für Christen“ herauszugeben, eine Idee, die der Vater eifrig ergriff und deshalb sogar mit Schleiermacher in Verbindung trat. Da aber letzterer schließlich die ihm angebotene Redaktion des geplanten Jahrbuches ablehnte, so zerschlug sich die Sache.

Die „Knospen“ wurden im allgemeinen bei ihrem Erscheinen freundlich beurteilt. Man sah in ihnen die ersten Versuche eines jugendlichen Talentes, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, fand aber, daß der Autor sich oft zu sehr habe von Schiller beeinflussen lassen. Theodor selbst erkannte diesen Vorwurf als nicht ganz unberechtigt an. Aber was war bei der Verehrung, die die ganze Körnersche Familie für Schiller hegte, natürlicher, als daß des Sohnes Dichten zunächst eben in das Geleise von Schillers Lyrik einlenkte und Schillers Idealen nachstrebte?

Aber Theodor war nicht nur produktiv dichterisch tätig; daneben ging die Lektüre aller bedeutenderen neu erscheinenden Literaturwerke und im Anschluß daran ein lebhafter Gedankenaustausch mit dem Vater, der damals die Herausgabe der Werke seines großen Freundes übernommen hatte und sich bald darauf auch zu einer kurzen Biographie desselben entschloß, die um ihrer Zuverlässigkeit willen die Grundlage fast aller folgenden Lebensbeschreibungen Schillers geworden ist. Weit geringeren Umfang als die literarischen Erörterungen nehmen in dem Freiberger Briefwechsel zwischen Vater und Sohn politische Fragen ein. Wohl mochten bei den öfteren Besuchen, die Theodor, namentlich bei Familienfesten, von dem nur vier Meilen entfernten Freiberg in Dresden machte, die Verhältnisse und Schicksale der europäischen Staaten gesprächsweise von beiden gestreift werden. Im allgemeinen aber ging des Vaters Bestreben, so sehr er auch unter dem Drucke der öffentlichen Verhältnisse litt, dahin, vorerst in das Unvermeidliche sich zu finden und auf eine günstigere Konstellation der Ereignisse zu warten. Vor allem aber glaubte er bei dem so leicht erregbaren Temperamente des Sohnes jede Äußerung meiden zu müssen, die diesen zu einem übereilten, bei der damaligen Politik Sachsens geradezu verhängnisvollen und

dabei, wie er bei Schill gesehen, durchaus nutzlosen Schritte hätte verführen können. Daher war es ganz nach seinem Sinne, wenn Theodor sich damals fast gar nicht um die traurige Politik kümmerte oder sich mit einer poetischen Wendung abfand, wie dieser sie im April 1809 unter einen Brief setzt:

Laßt uns nicht bangen im Kampfe der Zeit,
Tobt auch auf den Feldern der blutige Streit!
Wem das Herz in heiliger Ruhe schlägt,
Der wird nicht vom Sturme des Schicksals bewegt.

Theodors akademische Laufbahn in Freiberg fand ihren Abschluß im Juni 1810. Die Fortsetzung seiner Studien sollte zunächst in Leipzig erfolgen, wo ja der Vater geboren war, wo noch mehrere Verwandte und Freunde desselben lebten, wo es auch an tüchtigen Lehrern nicht fehlte. Da aber die Vorlesungen erst später begannen, hatte er noch Zeit genug, den Juli zusammen mit den Seinen in Karlsbad, wohin sich dieselben namentlich zur Festigung von Minnas Gesundheit begeben hatten, zu verleben. Abgesehen von mehreren poetischen Herzensergüssen zu Ehren der damals gleichfalls in Karlsbad weilenden Herzogin von Kurland verdienen besondere Beachtung die in jener Zeit entstandenen Gedichte „Andreas Hofers Tod“ und „Die Eichen“. Von dem Vater später der Aufnahme in „Leier und Schwert“ für würdig befunden, bezeugen diese Dichtungen, wie sich nunmehr auch in seinem Herzen der Unmut über das auf Deutschland lastende, drückende Joch zu regen beginnt, wie er sich schon damals nicht als Sachse, sondern als Deutscher fühlt. Noch ahnt der Sänger allerdings nicht, welche Bedeutung die in dem ersten Gedichte stehenden Worte: „Der Freiheit Weg geht durch des Todes Schmerz!“ nur allzubald auch für ihn selbst gewinnen sollten, und wenn auch in der Folgezeit zunächst die patriotische Begeisterung wieder zu schwinden scheint: der Funke ist da, und fortglimmend unter der Asche bedarf er nur eines leisen Hauches, um zur hellen Flamme emporzulodern.

„Mit der Guitarre auf dem Rücken,“ ein moderner Troubadour, zog Theodor in den ersten Tagen des August mit den besten Vorsätzen in Leipzig ein, und wirklich besuchte er auch, da die Naturwissenschaften ihren Reiz wieder für ihn verloren hatten, und er immer mehr die Poesie als seinen eigentlichen, wahren Beruf erkannt hatte, mit Zustimmung des Vaters Vorlesungen über Geschichte und Philosophie, zwei Wissenschaften, die nach seiner Ansicht die geeignetsten

waren, ihm den Stoff für seine Dichtungen bequem zu vermitteln; wohl wurde er auch Mitglied dreier ästhetischer Verbindungen, die sein Talent fördern sollten. Aber nur zu schnell wirkt die alte Burschenfreiheit, von der er in Freiberg nur ein schwaches Abbild gesehen, mächtig auf ihn; höher schlägt sein Herz für den Burschen von echtem Schrot und Korn und für alle Reize und Ideale des freien, sich über alle Schranken hinwegsetzenden Musensohnes. Bald ist er Mitglied der Landsmannschaft Thuringia, einer Verbindung, die zusammen mit der Lusatia ursprünglich nur die systematische Ausbildung eines geordneten spezifischen Studentenlebens und die Gründung eines für ihre Mitglieder geltenden Komments im Auge gehabt hatte, damals aber von dem Wunsche getragen wurde, in Leipzig überhaupt den Ton anzugeben, und nunmehr mit einer gewissen Keckheit auch von den Unbeteiligten, namentlich auch von der kleinen Partei der Adligen, die bisher in den Professorenkreisen die erste Rolle gespielt hatten, eine Anerkennung und Berücksichtigung der von ihr aufgestellten Normen verlangte. Daß sich daraus höchst unerquickliche Verhältnisse entwickeln mußten, war vorauszusehen.

Eine etwa vierzehntägige Unterbrechung erhielt Theodors Aufenthalt in Leipzig durch eine Reise, die er am 20. September nach Löbichau antrat, um dort seinen Geburtstag zu verleben. Der nur auf eine Woche geplante Ausflug nach dem gastlichen Schlosse, wo der jugendliche Dichter „göttliche Tage" verbrachte und durch sein poetisches Talent alle entzückte, mußte leider unfreiwillig verlängert werden, da er auf einem Balkongeländer, wo er seine Fertigkeit als Turner zeigen wollte, ausglitt und sich einen eisernen Stachel in den Fuß rannte.

Nach Leipzig zurückgekehrt, steht er bald, unbefriedigt von den Vorlesungen nicht minder als von der Philisterhaftigkeit der ästhetischen Zirkel, mitten im studentischen Leben und Treiben, und als er gar zum Senior der Thüringer gewählt wird, sieht er in einer würdigen Verwaltung dieses Ehrenamtes seine Hauptaufgabe und vornehmste Pflicht.

Als der Vater von dem Leben der Leipziger Studenten die erste Kunde erhält, denkt er im Vertrauen auf die ideale und selbständige Gesinnung des Sohnes auch jetzt nicht im entferntesten daran, ihm den fröhlichen Genuß der akademischen Freiheit zu verkümmern „Aber," so schreibt er doch zugleich damals an ihn, „es gibt einen platten Saus und Braus, der nur ein Behelf der Leerheit und

Stumpfheit ist. Man braucht eben nicht ein Philister zu sein, um daran keinen Gefallen zu finden. Du hast Dir die Burschenwelt idealisiert. Aber bleibe nur Deinem Ideale getreu; sinke nicht zu Deinen Umgebungen herab, sondern ziehe sie zu Dir herauf!" Dann aber werden die Nachrichten aus Leipzig beunruhigender, und als er nun gar erfährt, daß Theodor Thüringer ist, macht er ihm gegenüber aus seiner Besorgnis in betreff des in den Ordensverbindungen herrschenden Geistes kein Hehl und bittet ihn, sich wenigstens nicht überlisten und weiter führen zu lassen, als die Regel fordere. „Wenn Du," so fügt er mahnend hinzu, „voraussiehst, daß Dich der Orden in fatale Verhältnisse verwickeln wird, so untersuche, ob es noch möglich ist, ohne Deine Ehre zu verletzen, durch eine schleunige Entfernung von Leipzig unter irgend einem Vorwande dem Übel zuvorzukommen! Laß Dich alsdann durch keine andere Rücksicht zurückhalten und komm hierher, um alsdann nach Berlin zu gehen!" Mit banger Ahnung sah der Vater voraus, was nur zu bald, allerdings noch schlimmer als er befürchtet hatte, wirklich eintreten sollte. Denn schon im November kam es zwischen den Landsmannschaften und den Adligen zu argen Reibereien, und als sich nun gar die letzteren Beschwerde führend an den Rektor wandten, begannen sich in den Kollegien, auf der Straße und Promenade wie in den Kaffeehäusern die widerlichsten Szenen abzuspielen. Wohl suchte Theodor zwischen den erregten Parteien zu vermitteln. Als dies aber mißlang, wurde der in Verruf getanen „Sulphuria" oder „Schwefelbande" von den Lausitzern trotz Androhung strenger Strafen gegen Ende Dezember der Knüppelkomment direkt und formell angekündigt. Infolgedessen fanden Anfang Januar zwischen beiden Parteien sogar öffentliche Schlägereien statt. Jetzt reichten die Adligen bei dem Konzilium eine Denunziation voll boshafter Bemerkungen und gehässigster Behauptungen ein, ein Schritt, der die Sache natürlich nur noch schlimmer machte, aber doch, insbesondere für Theodor, von den schwerwiegendsten Folgen begleitet sein sollte. Am 26. Januar hatte er vor dem Senate das erste Verhör zu bestehen, und vier Tage später wurde über ihn als Strafe der Stadtarrest sub commination relegationis (unter Androhung der Verweisung von der Universität) verhängt. Trotzdem verließ er nicht nur Ende Februar Leipzig, um als Deputierter der Thüringer nach Wittenberg zu gehen, sondern ließ sich auch am 17. März in eine Mensur ein, bei der nicht einmal die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln getroffen waren. Durch die

Klinge des Gegners erhielt er eine klaffende Wunde auf der Stirn, Infolgedessen konnte er weder am 18. noch am 19. trotz zweier an ihn ergangenen Vorladungen vor dem Konzil erscheinen, von dem ihm übrigens, wie er bereits durch den Vater erfahren, für seine Ausschreitungen eine achttägige Karzerstrafe auferlegt werden sollte. Jetzt lag die Sache für ihn viel schlimmer. Kam das Duell heraus, so hatte er mindestens eine sechsmonatliche Einsperrung nebst Relegation von der Universität zu erwarten. Um dieser Strafe zu entgehen, schlich er in der Frühe des 22. März, nur „den treuen Schläger und die Laute" mit sich nehmend, von liebevollen Freunden begleitet, aus der Stadt „auf verborgenen Pfaden in die weite Welt". Sein Ziel war Berlin, wo er am 27. März glücklich eintraf.

Auch jetzt war des Vaters freundliche Nachsicht und Milde nicht erschöpft. Zwar schreibt er auf die Kunde von Theodors letzten Händeln und heimlicher Flucht aus Leipzig an den Sohn, daß er wohl eine andere Wendung der Dinge erwartet hätte, daß er ihm aber anderseits nach dem nun einmal Vorgefallenen sein Entweichen nicht verdenken könne. „Die Ruhe meines Lebens," so schließt der von echt väterlicher Liebe und Verzeihung getragene Brief, „beruht auf dem Glauben an Deinen persönlichen Wert und an Deine Liebe zu mir. Diesen Glauben habe ich auch jetzt nicht verloren. Ich weiß, daß Du unfähig bist, unedel zu handeln, daß es Dich schmerzt, mich zu betrüben, und daß es Dein eifriger Wunsch ist, mir Freude zu machen. Dies kannst Du leicht in der Periode Deines Lebens, die Du jetzt in Berlin anfängst, und von allem Vergangenen wird alsdann unter uns nie mehr die Rede sein."

Aber noch hatte Theodor nicht ausgetobt; noch war er zu sehr begeistert für die hohen Ziele seiner Verbindung, als daß selbst die ernsten Mahnungen des Vaters einen nachhaltigen Eindruck auf ihn hätten machen können. Zwar besuchte er in Berlin bald nach seiner Ankunft daselbst die dem elterlichen Hause befreundeten Familien und war namentlich ein oft und gern gesehener Gast des Hofrates Friedrich Parthey; wohl belegte er verschiedene historische und philosophische Vorlesungen und wurde auch ein eifriges Mitglied der Zelterschen Singakademie; aber mehr als alles dieses zog ihn auch jetzt wieder das freie, ungezwungene Burschenleben an. Zuerst als Mitglied und bald als Chargierter der Guestphalia trägt er voll Stolz das schwarz-grün-weiße Band seiner Verbindung und dichtet, wie vorher in Leipzig zu Ehren der Thuringia, so jetzt für seine

neue Landsmannschaft mehrere von Jugendlust überschäumende Lieder. Da wird plötzlich diesem lustigen Leben ein jähes Ende bereitet. Durch einen unvorsichtigen Spaziergang in der Abendkühle zieht er sich Anfang Mai das kalte Fieber zu; da dieses nicht weichen will, raten die Ärzte dringend zu einer Luftveränderung, und so sieht er sich denn wohl oder übel veranlaßt, nach einem zweimonatlichen Aufenthalte wieder aus Berlin zu scheiden. Er begibt sich zunächst in das elterliche Haus nach Dresden, wo er sich unter der sorgsamen Pflege der Seinen nach und nach erholt, um dann vom 2. Juli bis 12. August in Karlsbad völlig zu genesen und seine alte Kraft und Frische wieder zu gewinnen. Die entzückende Gegend bot ihm auch diesmal wieder Stoff zu einer Reihe von größtenteils lyrischen Gedichten, denen er als Überschrift den Titel „Erinnerungen an Karlsbad" gab, und in denen er namentlich die ihm besonders lieb gewordenen Stätten und Plätze besang. Zugleich entbrannte er in schwärmerischer Liebe für eine damals gefeierte Schönheit, Marianne Saaling, die zu seinem Leidwesen Karlsbad zu früh verließ. Auch ihr widmete er mehrere Lieder. Endlich schrieb er in jener Zeit die romantische Oper, „Die Bergknappen". Ein anderer Operntext, „Alfred der Große", war von ihm bereits Weihnachten 1810 im Elternhause fertig gestellt worden. Wenn auch der Inhalt dieser Dichtungen wenig befriedigt, so wird man doch zugestehen müssen, daß die Sprache fließend und klar ist, und einzelne der eingestreuten Lieder echt lyrisch und geradezu vollendet sind. Vor allem aber muß bei der Beurteilung gerade dieser Art von Poesie, für die Theodor bei seinem Talente und der Begeisterung der Seinen, namentlich des Vaters, für Musik auch späterhin noch eine gewisse Vorliebe besaß, nicht nur auf das jugendliche Alter des Verfassers, sondern auch auf seine persönliche Verbindung mit den bedeutendsten Tonkünstlern seiner Zeit, die ihn „geradezu um Texte plagten", Rücksicht genommen werden.

In eben jener Zeit wurde von dem Dichter außer einer Reihe von Scharaden auch die bekannteste und entschieden beste unter seinen Balladen „Harras, der kühne Springer" verfaßt.

Am 12. August 1811 verließ Theodor Karlsbad. Er hatte zuerst daran gedacht, seine Studien in Heidelberg fortzusetzen. Auf Wunsch des Vaters jedoch, der ihn auf die ihm dort von neuem drohenden Gefahren und Versuchungen des studentischen Lebens hingewiesen, hatte er seinen Plan aufgegeben und sich entschlossen, zunächst für einige Monate nach Wien zu gehen, um dann vielleicht

bei Beginn des Wintersemesters nach Berlin zurückzukehren. Was den Vater gerade für die Wahl von Wien bestimmt hatte, war namentlich der Umstand, daß er seinem Sohne dorthin gute Empfehlungen mitgeben konnte, so besonders an Wilhelm von Humboldt, der damals als preußischer Gesandter und bevollmächtigter Minister am Wiener Hofe lebte, und an den ihm gleichfalls von früher bekannten und befreundeten Friedrich Schlegel. Beider Männer Einfluß, so hoffte er mit Zuversicht, würde auf den Sohn ein segensreicher und nachhaltiger sein. Und zum Glücke sollte er sich diesmal in seinem Glauben nicht geirrt haben. Humboldt sowohl als Schlegel nahm sich Theodors auf das liebevollste an, und nicht zum wenigsten ist es namentlich der Einwirkung Humboldts und der Freundlichkeit, mit der er dem jugendlichen Dichter die Pforten seines gastlichen Hauses und den Zutritt zu seiner Familie erschloß, mit zu verdanken, daß derselbe sich so bald wohl und heimisch in der neuen Stadt fühlte. Dazu boten ihm die reizenden Umgebungen, die lebensfrohen Bewohner, die reichen Kunstschätze und die Konzerte ein immer abwechselndes und immer größeres Vergnügen. Den hauptsächlichsten Anziehungspunkt für ihn aber bildete das Theater; erst hier ging ihm das Verständnis für die dramatische Kunst auf, und der Zauber der Bühne war es in erster Linie, was ihn so schnell zu dem Entschlusse veranlaßte, länger, als es ursprünglich seine Absicht gewesen, in der Kaiserstadt zu bleiben. Der Vater, der Anfang September durch Schleiermacher die Nachricht erhalten, daß sein Sohn auf Grund der inzwischen von Leipzig aus über ihn verhängten Relegation nach Beschluß des Senates auch von Berlin ausgewiesen sei, war ganz damit einverstanden; nur mahnt er ihn auf das eindringlichste, sich nunmehr ein bestimmtes Ziel zu stecken und mit allem Eifer und Ernst darauf hinzuarbeiten: wohl halte er seinen Beruf zum Dichter für begründet und sei weit davon entfernt, ihm diesen zu verleiden; aber auch da gelte es, keine Art von Ausbildung zu vernachlässigen, wenn man sich nicht schließlich aus Rücksicht auf die Einträglichkeit poetischer Produkte zum Sklaven des Publikums, zu dessen Herrscher doch der wahre Dichter berufen sei, erniedrigen wolle. „Werde ein Dichter; aber fühle ganz die Würde Deines Berufes! Bist Du bestimmt, auf mehrere Generationen zu wirken, das Reich des Großen, Edlen, Schönen zu erweitern, als ein Schutzgeist der Menschheit gegen die Verdorbenheit des Zeitalters zu kämpfen, so mußt Du gerüstet, vielseitig gebildet und selbst bis zur höchsten Vollendung

veredelt sein. Die höchsten Blüten und die reifsten Früchte sollst Du Deinen Zeitgenossen darbieten! Du bedarfst einer ruhigen, heiteren Weltansicht, und diese gewährt nur echte Philosophie und Religion."

Theodor fand diesen Brief zu Hause vor, als er am 20. September von einer zehntägigen Donaureise zurückkehrte, die ihn bis nach Regensburg geführt hatte. Durchdrungen von der Wahrheit und dem Ernste der Worte des Vaters und erfreut zugleich über dessen liebevolles Einverständnis mit dem Berufe, zu dem es ihn immer mehr mit aller Macht zieht, kennt er von nun an kein schöneres, idealeres Ziel, als seines besten Freundes Mahnungen und Erwartungen voll und ganz zu entsprechen. Ein schöpferischer Drang erfüllt und beseelt ihn, und eifrig studiert er Geschichte und Literatur. Zunächst trägt er sich mit dem Gedanken, den „Konradin von Schwaben" dramatisch zu behandeln, und so begeistert ist er eine Zeitlang von dieser Idee, daß er von dem Ausfalle der Bearbeitung sogar seinen „geglaubten Beruf zum Dichter" abhängig machen will. Dann aber läßt er, nachdem er im November seiner uns schon bekannten Liebe zur Musik folgend, ein kleineres Singspiel unter dem Titel „Der Kampf mit dem Drachen" fertig gestellt hat, diesen historischen Stoff wieder fallen, um sich in richtiger Würdigung des leichtlebigen Wiener Publikums der Komödie zuzuwenden, und schon zu Weihnachten kann er den Eltern die frohe Botschaft übermitteln, daß von ihm außer einer Oper, „Das Fischermädchen", zwei kleine Lustspiele, „Die Braut" und „Der grüne Domino", vollendet und zu seiner Freude von der Direktion des Hofburgtheaters angenommen seien. Beide in Alexandrinern geschriebenen Stücke zeichnen sich wie Theodors Lustspiele überhaupt durch eine gewandte Behandlung des Verses, leichtfließenden Dialog, harmlosen Witz, flotte Handlung und gelungene Charakteristik aus. Dazu ist die Fabel meist glücklich gewählt, ganz gleich, ob sie seiner eigenen regen Phantasie entsprungen ist oder auf eine Anekdote oder auf etwas Selbsterlebtes oder Selbstbeobachtetes zurückgeht. Am 17. Januar 1812 wurden die beiden Stücke zum ersten Male aufgeführt und eroberten dem Verfasser die Gunst des Publikums im Sturme. Mit ebenso lebhaftem Beifalle wurde bald darauf der von Theodor am 8. Januar vollendete „Nachtwächter" aufgenommen, eine „wahre Fastnachtsposse" von leichter Versbildung, voll köstlichen, lebenswarmen Humors. In der Person des Ernst Wachtel, der nach einem tollen Studenten-

leben schließlich in perpetuum relegiert worden ist, führt der Dichter ein Abbild seines eigenen ehemaligen Treibens in Leipzig vor, wie überhaupt das ganze Stück, das er selbst „etwas derb lustig“ nennt, die übermütige Silvesterstimmung widerspiegelt, in der er sich damals befand.

Noch in das Jahr 1811 fallen die beiden kleineren Erzählungen „Hans Heilings Felsen“ und „Die Harfe.“ Sie zeigen, daß der Dichter auch anmutig und spannend zu schildern und zu erzählen weiß.

Der fast durchschlagende Erfolg seiner ersten Stücke sowie die Leichtigkeit, mit der es ihm gelungen war, den Beifall der Zuhörer zu erringen, mußten den Autor in seinem Entschlusse, sich die dramatische Poesie als Beruf zu wählen, nur bestärken, und so teilt er denn dem Vater noch im Januar mit, daß er, durchdrungen von der Überzeugung, daß eigentlich Poesie das sei, wozu ihn Gott in die Welt geworfen, beschlossen habe, sein Talent zum Eigentum der Nation zu machen und deshalb zunächst den Winter über noch in Wien zu bleiben. Bedeutungsvoller aber als dies klar ausgesprochene Ziel, dem der Dichter jetzt, wo seine Sturm- und Drangperiode vorüber ist, mit Ernst und Eifer nachstreben will, ist die patriotische Begeisterung und Opferfreudigkeit, wie sie sich zum ersten Male in eben diesem Briefe also ausspricht. „So mein Plan für die Zukunft. — Er könnte nur durch den Krieg mit Preußen geändert werden, wo ich, wenn die Sache je ein insurrektionsartiges Ansehen erhielte, meine deutsche Abkunft zeigen und meine Pflicht erfüllen müßte. — Man spricht so viel von Aufopferung für die Freiheit und bleibt hinter dem Ofen. Ich weiß wohl, daß ich der Sache den Ausschlag nicht geben würde; aber wenn jeder so denkt, muß das Ganze untergehen. Man wird vielleicht sagen, ich sei zu etwas Besserem bestimmt; aber es gibt nichts Besseres als dafür zu fechten oder zu sterben, was man als das Höchste im Leben erkennt. Ich würde Euch manche traurige Stunde kosten; aber die Tat wäre nicht gut, wenn sie nicht ein Opfer kostete.“ Diese von glühender Vaterlandsliebe getragenen Worte bezeugen, wie den Dichter schon damals neben seinen dramatischen Arbeiten der Gedanke an die Befreiung seines deutschen Vaterlandes von dem schmählichen Joche beschäftigte, und diese Begeisterung ist um so bezeichnender, als sie gerade in dem Augenblicke emporloderte, wo man allgemein glaubte, daß in dem unmittelbar bevorstehenden Kampfe zwischen Frankreich und Rußland

das furchtbar geknechtete Preußen die Gelegenheit zur Rache ergreifen und dem russischen Reiche sich anschließen würde, eine Hoffnung, die sich ja allerdings nicht erfüllte.

Theodors Entschluß, in Wien zu bleiben, sollte bald noch fester werden. Bei der Generalprobe zur „Braut" und zum „Grünen Domino" sah er zum ersten Male die von der Natur reich mit Schönheit des Körpers, aber noch reicher mit Vorzügen der Seele und des Herzens ausgestattete Schauspielerin Antonie Adamberger (geb. 30. Dez. 1790 in Wien), die ihn sofort durch den Reiz ihres Wesens nicht minder als durch ihr anmutiges, lebendiges Spiel bezauberte. Die nahen Beziehungen beider zum Theater ermöglichten in günstigster Weise genaueres Kennenlernen, und rasch faßte die einmal erwachte Leidenschaft für die geniale, vielbewunderte Künstlerin, die sich des tadellosesten Rufes erfreute, in dem Herzen Theodors feste Wurzel. Antonie erwiderte die Neigung; doch gemäß ihrer ernsten Ansicht über den wichtigsten Schritt des Lebens schien ihr eine längere beiderseitige Bekanntschaft und Prüfung geraten. Als dann aber auch sie in dem Dichter das Ideal aller ihrer Wünsche findet und ihm im Mai das Jawort gibt, kennt seine Freude und sein Glück keine Grenzen. „Vater," so lautet die erste Nachricht von seiner Verlobung nach Dresden, „treuer, treuer Freund, ich habe

Antonie Adamberger.
Auf Elfenbein gemalt von Monsorno.

mein Ziel gefunden, wo ich meinen Anker werfen soll. Vater, ich liebe! — Sieh! es ist mein größter Stolz, daß ich mit dieser Freiheit der Empfindung Dir ins väterliche Auge blicken darf und sagen kann: ‚Ich liebe, liebe einen Engel!' — Nun, Du wirst sie sehen, und wenn Dich ihr Anblick nicht ebenso ergreift wie mich, wenn Dir aus ihren dunkelen Augen nicht eben die friedliche Seligkeit entgegenweht wie mir, so ist es eine Lüge, was mein kindliches Herz von Übereinstimmung und Harmonie unserer befreundeten Seelen geträumt hat. — Vater, ich bin ein recht, recht glücklicher Mensch! Nun habe ich erst den Mut, auch die trockenste, schlimmste Arbeit fröhlich zu beginnen; denn was ich tue, was ich trage und dulde, ich tue es nur für den herrlichsten Lohn: ich kämpfe ja für sie!" Sein sehnlichster Wunsch ist jetzt, daß die Eltern nach Wien kommen und seine Toni, deren beseligende und veredelnde Wirkung auf sein ganzes Leben und Dichten er nicht genug rühmen kann, kennen lernen mögen. Anfang August wird ihm die innere Sehnsucht gestillt; die Eltern treffen in Begleitung Emmas und der Tante in der Kaiserstadt ein und segnen die Wahl ihres Sohnes, insonderheit der Vater, dem das holde Wesen wie ein Schutzengel desselben erschien.

Der Einfluß Tonis auf Theodor zeigte sich schon Ende Januar. Wandte er doch damals der scherzenden Muse den Rücken, um auf dem Gebiete des ernsteren Dramas einen Versuch zu wagen; ja, er gab sogar dem Stücke, das er eben damals fertig stellte, den Titel „Toni". Den Stoff zu diesem Schauspiele hatte er der Kleistschen Novelle „Die Verlobung in St. Domingo" entnommen, sonderbarerweise aber der Erzählung die tragische Spitze abgebrochen. Das Furchtbare und Grausige, dem er später gern nachging, scheint ihm vorerst nicht zugesagt zu haben; vielleicht zog er auch den Bühnenerfolg in Rechnung, die größere Befriedigung der Zuschauer bei einem versöhnlichen Ausgange. Auch die Charakterzeichnung ist abgeschwächt, und das seelische Moment, die Wandlung in der Sinnesweise der Heldin vom Bösen zum Guten, von Hartherzigkeit oder Stumpfsinn zu Edelmut und Treue, das Ineinandergreifen von Mitleid und sinnlicher Liebe — Züge, die von Kleist besonders fein gegeben und wirksam gemacht sind — hat der Dramatiker ganz unter den Tisch fallen lassen. Bei ihm ist die Heldin des Stückes von vornherein eine fertige, edle Seele und damit das Motiv des Mißtrauens ausgeschlossen, durch das bei Kleist das tragische Ende der Liebenden herbeigeführt wird. Wenn freilich, wie man vermuten

darf, die Absicht des Dichters dahin zielte, die von ihm bewunderte Schauspielerin in seiner „Toni" zu verherrlichen, so mußte er von dem Charakterbilde der Heldin alle gemein-menschlichen Züge weglöschen, um das angestrebte Ideal weiblichen Heldensinns zu gewinnen.

In der Erwartung auf einen guten Bühnenerfolg hatte sich Theodor nicht getäuscht. Noch mehr gehoben und geehrt aber fühlte er sich durch die Anerkennung, die Goethe diesem Stücke ebenso wie der am 20. Februar vollendeten „Sühne" zollte, einem Drama, das nach des Dichters eigenen Worten einen Stoff behandelt, wie er gräßlicher nicht denkbar ist. Kein Wunder daher, wenn der Vater die „Sühne" trotz des Beifalles, den er dem Aufbau ihrer Handlung und ihrer Sprache zollte und den sie bei ihren damaligen Aufführungen fand, hernach eben wegen des Mißgriffes in der Wahl des Stoffes nicht für geeignet hielt, in dem poetischen Nachlasse seines Sohnes veröffentlicht zu werden, damit dessen Persönlichkeit seinen Zeitgenossen nicht in trübem Lichte erscheinen möchte.

Der ersten Vorstellung der „Toni" hatte auch die als Romanschriftstellerin berühmte Karoline Pichler beigewohnt. Da ihr Salon damals den Vereinigungspunkt der literarischen Gesellschaft Wiens bildete, so folgte Theodor mit Freuden der jetzt an ihn ergehenden Einladung in das feingebildete Haus. Der daran sich knüpfende rege Verkehr in dem geistreichen Zirkel führte ihm eine Reihe von Bekanntschaften mit geistig angeregten und anregenden Damen zu, darunter namentlich mit der Baronin Henriette v. Pereira-Arnstein, die in der Folgezeit eine seiner eifrigsten Gönnerinnen wurde.

Alle bisherigen Erfolge seiner dramatischen Muse aber sollten dem Dichter nur eine Vorstufe sein zu dem höheren Ziele, das er auf dem Gebiete der historischen Tragödie zu erreichen hoffte. Jedoch vergeblich sucht er längere Zeit nach einem passenden Stoffe, zumal da auch die Wonnezeit der Natur und die ihn beseligende Liebe ihr Recht fordern und ihn gerade damals zu einem großen Teile seiner schönsten lyrischen Gedichte begeistern. Um seine Kräfte nicht weiter in poetischen Kleinigkeiten zu zersplittern, sondern mit vollen, gesammelten Kräften an ein größeres Werk zu gehen, beschließt er, einige Monate in ländlicher Einsamkeit in dem am Fuße des Kahlenberges gelegenen Dorfe Oberdöbling zu verleben. Bevor er jedoch dorthin übersiedelt, vollendet er das bekannteste und wohl am besten durchgearbeitete unter seinen Lustspielen, nämlich den „Vetter aus

Bremen", ein „kleines niedliches Spiel in Versen", das vom Verfasser ursprünglich „Die drei Schulmeister" betitelt worden war und von Goethe, als er das ihm unbekannte Stück 1814 zum ersten Male in Wiesbaden sah, für allerliebst, neckisch und komisch erklärt wurde. Mitte Mai trifft er in Oberdöbling ein, um hier am 3. Juni mit seinem bedeutendsten Drama, dem „Zriny", auf dessen Geschichte ihn der ungarische Dichter und Maler Kisfaludy hingewiesen hatte, zu beginnen. Mit immer sich steigernder Begeisterung und Freude arbeitet und schafft er rastlos an dem Stücke, und schon am 25. Juni ist er damit fertig, die folgenden drei Wochen allerdings noch zu Änderungen, namentlich zum Feilen des Ganzen benutzend. Bei Humboldt, bei der Karoline Pichler und der Frau v. Pereira liest er das Drama vor, und überall lauscht man entzückt seinen Worten. Mit Feuereifer betreibt er sodann, nachdem das Stück von dem Theater an der Wien angenommen, die Inszenierung und ist auf das lebhafteste für die Rollenbesetzung interessiert. Zu seinem Kummer wird die Aufführung desselben öfters verschoben; erst am 30. Dezember geht es, dann allerdings mit dem höchsten, sich bei den folgenden Vorstellungen noch steigernden Enthusiasmus aufgenommen, über die Bühne.

Der „Zriny" ist wie kein zweites Stück Theodors ein mit dem Herzblute des Dichters geschriebenes Drama. Mit der heißen Liebe zur Toni, die ihr Spiegelbild findet in dem poetisch verklärten Verhältnis des Juranitsch zur Helene, paart sich sein begeisterter, zum vornehmsten Ausdruck gebrachter Patriotismus. In erster Linie gilt das Stück dem Hause Habsburg, dann aber im Hinblick auf die traurige Gegenwart dem gesamten deutschen Volke. Der Dichter will den Zeitgenossen in der Heldengestalt des Niklas Zriny und seiner todesmutigen Schar vor die Seele führen, was Vaterlandsliebe und festes Gottvertrauen gegen unbezwinglich scheinende Übermacht vermögen. Nicht bloß für ihr Vaterland, sondern auch für ihren „ewigen, wahren Glauben" gehen diese Helden freudig in den Tod. Was Theodor schon in einzelnen Gedichten, den ersten in „Leier und Schwert", ausgesprochen: hier zaubert er es in lebendigen Farben und Bildern aus dem Schoße der Geschichte der Mitwelt vor die Augen, ahnungsvoll die Vergangenheit durch das Medium der Gegenwart mit der Zukunft verknüpfend. Die Grundstimmung der kurze Zeit darauf sich erhebenden Freiheitskämpfer, die mit Gott für König und Vaterland in den Krieg zogen: hier war sie mit prophetischem

Seherblick geschildert und verherrlicht. Von diesem Standpunkte aus ist es denn doch mehr als hohles Pathos, wenn immer wieder mit mächtigem Nachdruck der des eigenen Lebens nicht achtende Patriotismus und das bis zum Tode ausharrende Gottvertrauen des ungarischen Leonidas betont und gepriesen wird. — Ein glücklicher Treffer war es, der dem Dichter gerade die Gestalt des Soliman zuführte. Bei der Charakterzeichnung des Sultans schwebte ihm ohne Zweifel das Bild Napoleons vor Augen. Gleich dem damals fast ganz Europa allgewaltig beherrschenden Tyrannen ist Soliman ein unbeugsamer Despot, ein wilder Eroberer, dem, ohne Glauben an Gott und ohne Achtung vor Menschenrechten, nichts heilig ist als sein eigener Wille, der, übermütig auf sein bisheriges Glück pochend, sich fast für den Herrn der Welt hält und gleichgültig, ob er von seinen Zeitgenossen verehrt oder verflucht, wenn nur gefürchtet wird, in den Menschen nur sklavische Werkzeuge zur Ausführung seiner ehrgeizigen und ländergierigen Absichten erblickt. Dem finsteren Gewaltherrn gegenüber steht die Lichtgestalt des Zrinyi, dem das Heil des Vaterlandes über alles geht, eine Verkörperung des edelsten Pflichtgefühls. Nichts vermögen über ihn die glänzenden Versprechungen des Großwesirs Sokolowitsch, nichts die Hinweise auf das gräßliche Schicksal, das seiner und der Seinen harrt, nichts der Kummer über das unabwendbare Verderben der Neustadt; unerschütterlich fest auf dem ihm anvertrauten Posten ausharrend, kennt er keinen herrlicheren Lohn für seine Treue, als für sein Volk und seinen Glauben, ein freudig Opfer, in den Tod zu gehen. — Wer bei einer solchen Darstellung und Charakteristik der Soliman der Geschichte, wer der Juranitsch der Tragödie war, darüber konnte keiner der Zeitgenossen des Dichters in Ungewißheit sein; wann aber würde dem deutschen Volke ein Zrinyi, wann ein Sigeth erstehen? Nur zu bald sollte sich das heiße Sehnen Theodors erfüllen. Noch bevor das Drama aufgeführt war, hatte, wie einst Sigeth dem Soliman, so jetzt das brennende Moskau dem unaufhaltsamen Vordringen Napoleons ein Ziel gesetzt. Kampfesmutig, opferfreudig, bereit, Gut und Blut hinzugeben, erhob sich das Volk, um die höchsten Güter, für die Zrinyi gerungen, wieder zu gewinnen und dauernd zu wahren. So kann das Drama als ein Vorläufer der patriotischen Dichtung des Jahres 1813 bezeichnet werden, und gewiß ist es nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß dieses Stück, wenigstens in gewissen Kreisen, sein Teil zu der mit solcher Macht hervorbrechenden patriotischen Erhebung gegen

Napoleon beigetragen. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß das Stück als Tragödie vom ästhetischen Standpunkte aus auch seine Mängel hat. Das epische und zum Teil auch das lyrische Element tritt zu stark hervor; die Charaktere sind nicht gehörig abgestuft, auch nicht innerlich genug geschildert und dem Herzen des Zuhörers ausreichend nahe gebracht; der Heroismus ist gar zu stark betont. Aber alle diese Schwächen werden einmal reichlich aufgewogen durch den echt dramatischen Aufbau der Handlung, durch die Bühnengerechtigkeit und namentlich durch die edle, oft geradezu ideale, wenn auch hier und da an Schiller in Worten und Gedanken erinnernde Sprache; anderseits aber finden die Mängel vollauf ihre Entschuldigung nicht sowohl in der Jugendlichkeit und damaligen Stimmung des Dichters als vielmehr in der Tendenz des Stückes. Daher das Überwiegen der Handlung, daher die fast übertriebene Betonung des Heroismus, daher die von allem Kleinen und Gewöhnlichen sich fernhaltenden Charaktere. So hat das Stück trotz aller Vorwürfe, die gegen dasselbe erhoben worden sind, seinen dauernden Wert; ganz unvergleichlich aber damit ist die Bedeutung, welche diese dramatische Verherrlichung des Patriotismus, dieses „hohe Lied von Freiheits- und Vaterlandsliebe, von Liebe und Treue bis in den Tod“ für die Zeit seiner Entstehung hatte.

Durch den „Zriny“ hatte Theodor seinen Beruf als dramatischer Dichter auf das glänzendste bewährt, so daß nunmehr auch der Vater völlig über die Zukunft des Sohnes beruhigt ist, namentlich als demselben auch von höchster Seite für seine patriotische Dichtung Dank und Anerkennung zu teil wird. Am 4. Januar nämlich ließ ihn der Erzherzog Karl, der gefeierte Sieger von Aspern, dem er bereits vorher einige Gedichte gewidmet hatte, durch seinen Adjutanten zu sich bescheiden, um sich dann über eine halbe Stunde auf das gütigste und herzlichste mit ihm zu unterhalten.

Bereits vor der Aufführung des „Zriny“ aber hatte Theodor, abgesehen von kleineren Dichtungen, zwei neue Dramen vollendet. In dem ersten, das die Überschrift „Hedwig“ führt, ist der wohl aus einer Erzählung geschöpfte Stoff wieder gräßlichen Inhalts und zwar noch mehr als in der „Sühne“. Was hier dem Zuschauer geboten wird, ist fast des Schauerlichen zu viel. Steht doch neben der eigentlichen Heldin im Mittelpunkte der Handlung ein moralisches Ungeheuer, das zwar das Bessere noch erkennt und eine Zeitlang dem Guten folgt, dann aber, als ihm Hindernisse in den Weg treten,

so sehr sich von dem in ihm waltenden bösen Dämon leiten läßt, daß er im Bunde mit der Hölle vor keinem Mittel, selbst vor dem Morde nicht zurückschreckt. Die am Schluß ins Maßlose sich steigernden, grausigen Szenen wirken so fürchterlich, daß man heutzutage kaum begreift, wie das damalige Publikum an einem solchen Stücke Gefallen finden konnte.

Auf einer ganz anderen Stufe steht die „Rosamunde", das zweite Drama, das Theodor in der Zeit vom 26. Oktober bis 8. November fertig stellte. Als Hauptquelle für den Stoff dieses Trauerspieles ist die 47 vierzeilige Strophen umfassende englische Ballade „Fair Rosamond" zu betrachten; weiteren Anhalt boten dem Dichter seine historischen Studien über die Rosamunde Clifford, eine der Geliebten Heinrichs II. von England, und über die Empörung der Söhne Heinrichs gegen ihren Vater, sowie endlich die nach dem Tode des Königs entstandenen, sagenhaften Berichte der fahrenden Sänger, nach denen Heinrich unerkannt als einfacher Ritter mit Rosamunde sich trauen ließ, diese aber von seiner Gattin Eleonore vergiftet wurde. Aus diesen Elementen gelang es dem Dichter, eine Tragödie zu schaffen, die dem „Zriny" mindestens gleichsteht. Auch hier verdankt er vieles seinen Studien und Quellen; aber der freien Erfindungsgabe und dichterischen Gestaltung war hier ein ganz anderer Spielraum gelassen. Die ziemlich verwickelte Exposition ist mit fast vollendeter Meisterschaft durchgeführt; der Aufbau der Handlung ist außerordentlich geschickt; die einzelnen Szenen erhalten Leser und Hörer in der lebendigsten Spannung; die Charakterzeichnung ist scharf, natürlich-menschlich, niemals ins Übertriebene gesteigert, die Sprache klangvoll und gemäßigt, das Ganze reich an edlen Gedanken und idealen Anschauungen. — Auch in diesem Stücke finden sich manche Züge aus des Dichters eigenem Seelenleben. Gleich seiner Toni hat Rosamunde ein reines, edles, an jeder weiblichen Tugend und Würde reiches Gemüt. Nur ganz der Liebe zu ihrem Gatten lebend, übersteht sie doch, so schwer es ihr wird, die Trennung von Heinrich, indem sie ihn hinweist auf die ewige Unvergänglichkeit ihrer Liebe. Dazu weiß sie nicht bloß durch die königliche Hoheit ihrer Erscheinung, sondern auch durch ihrer Stimme Zaubermacht das menschliche Herz zu erheben und zu rühren. — Der Heldin des Dramas, in welcher der Dichter die treue, bis zum Tode ausharrende Liebe verkörpert, ist zur Seite gestellt der König Heinrich, der durch seinen Heldenmut und seine unermüdliche Sorge für sein Reich ebenso

groß dasteht wie durch sein allen edlen Regungen zugängliches Herz. Rosamundens Gegenbild ist die arglistige und herrschsüchtige Königin. Unter den Söhnen Heinrichs spielt Richard die Hauptrolle. Sein unbeugsamer Stolz und sein maßloser Ehrgeiz treiben ihn von der Bahn des Rechtes; aber das Gute, das in ihm ist, gewinnt schließlich die Oberhand, und reuevoll kehrt der verlorene Sohn in die Arme seines Vaters zurück.

Eine Aufführung des Dramas, das von der zeitgenössischen Kritik durchgehends günstig beurteilt wurde, sollte der Dichter nicht mehr erleben. Gleichwohl konnte er, als das Jahr 1812 zu Ende ging, mit vollster Befriedigung auf dasselbe zurückblicken. Er galt allgemein für einen Günstling des Glückes. Jede Blüte, zu der die Eltern die Keime in ihn gelegt, hatte sich auf das herrlichste entfaltet, der Liebe Kranz ihn umschlungen, des Dichters Lorbeer ihn gekrönt. Durch anspruchslosen Frohsinn und gefällige Liebenswürdigkeit hatte er aller Herzen erobert und, erhaben über Neid und Ränke, war er überall gern gesehen und wohlgelitten. War sein Glück noch äußerlich einer Steigerung fähig, so brachte ihm auch diese der Beginn des Jahres 1813, wo er mit einem Gehalt von 1500 Gulden unter der Verpflichtung, jährlich zwei große Stücke und zwei kleine Nachspiele zu liefern, als k. k. Hoftheaterdichter angestellt wurde. Noch nie war einem Dichter in so jugendlichem Alter eine derartige Auszeichnung zu teil geworden, und gerade sie zeigt mehr als alles andere, welcher Beliebtheit der also Geehrte sich erfreute, welchen Beifall man seinen Stücken zollte, wie Großes man aber auch anderseits für die Zukunft von ihm erwartete. Um diesen Hoffnungen, die man auf ihn setzte, gerecht zu werden, trägt er sich denn auch alsbald im Laufe des neuen Jahres mit einer Reihe großartig angelegter Pläne; er will den „Konradin“ wieder aufnehmen, will den Text zur Oper „Ulysses' Wiederkehr“ und ebenso zu „Faust“ und „Rübezahl“ schreiben; daneben will er einen Almanach herausgeben; aber leider soll es ihm nur noch gelingen, zwei kleinere Stücke fertig zu stellen.

Das erste, ein Lustspiel unter dem Titel „Die Gouvernante“, ist wieder einmal in dem schleppenden Versmaße des Alexandriners geschrieben, für das der Dichter eine unserem heutigen Geschmacke unbegreifliche Vorliebe hegte. Die Fabel des Stückes ist ziemlich einfach. Eine pedantische Gouvernante wird von zweien ihrer Obhut anvertrauten Mädchen, denen sie die Briefe ihrer Liebhaber vorenthält, mit List übertölpelt. Dabei findet wieder einmal das Motiv

der Verkleidung Anwendung, indem das eine der Mädchen die Rolle einer alten Dame, der ehemaligen Erzieherin der Gouvernante, spielt und dieser scheinbar bei einem Stelldichein überraschten Sittenrichterin den Text liest. An dem harmlosen Witz und der drastischen Komik dieses feinsten unter den Lustspielen Theodors hat sich das Publikum lange ergötzt; wurde es doch in Berlin von 1815 bis 1839 nicht weniger als neunundfünfzigmal aufgeführt.

Bald nach der „Gouvernante" entstand das letzte der Körnerschen Stück, edas in Prosa abgefaßte Trauerspiel „Joseph Heyderich oder deutsche Treue". Wenn auch von keinem besonderen Kunstwerte, verdient dieses schnell hingeworfene und seiner ganzen Anlage nach keinen Anspruch auf dramatische Wirkung erhebende Stück gleichwohl die höchste Beachtung, weil es der unmittelbare Vorläufer von des Dichters zur Tat gewordenem Patriotismus ist. Durch die politischen Ereignisse tief in seinem Innern erregt und von dem festen Vorsatze beseelt, an der Erhebung der deutschen Nation gegen die Fremdherrschaft mit Gut und Blut teilzunehmen, greift er noch einmal zur Feder, um, bevor er mit dem Schwerte für Recht und Freiheit in die Schranken treten kann, mit dem Worte an der Volksseele zu rütteln und das Gewissen der gesunkenen Nation zu wecken. Klingt es doch in jenen Tagen, die der allgemeinen Volkserhebung vorausgingen, wie ein Appell an die wehrhafte deutsche Jugend, wenn der Dichter den auf den Tod verwundeten Oberleutnant also vom Leben Abschied nehmen läßt: „Bei dem Allmächtigen! Der unsterbliche Sänger hat recht; es ist süß, für sein Vaterland zu sterben! — Der Tod hat nichts Schreckliches, wenn er die blutigen Lorbeern um die bleichen Schläfen windet. Wüßten das die kalten Egoisten, die sich hinter den Ofen verkriechen, wenn das Vaterland seine Söhne zu den Fahnen ruft, wüßten das die feigen, niedrigen Seelen, die sich für klug und besonnen halten, wenn sie ihre Redensarten auskramen, wie es doch auch ohne sie gehen werde, zwei Fäuste mehr oder weniger zögen nicht in der Wagschale des Sieges, und was der erbärmlichen Ausflüchte mehr sind — ahnten sie die Seligkeit, die ein braver Soldat fühlt, wenn er für die gerechte Sache blutet: sie drängten sich in die Reihen. Freilich wird's auch ohne sie gehn; freilich geben zwei Fäuste den Ausschlag nicht; aber hat das Vaterland nicht ein gleiches Recht auf alle seine Söhne? Wenn der Bauer bluten muß, wenn der Bürger seine Kinder opfert, wer darf sich ausschließen? Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre

seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! — Schnell zu den Fahnen, wenn euch die innere Stimme treibt! Laßt Vater und Mutter, Weib und Kind, Freund und Geliebte entschlossen zurück! Stoßt sie von euch, wenn sie euch halten wollen! — Den ersten Platz im Herzen hat das Vaterland!"

Was Theodor im Falle einer Erhebung des deutschen oder auch nur preußischen Volkes zu tun entschlossen war, hatte er ja bereits deutlich genug im Beginn des Jahres 1812 ausgesprochen. Jetzt endlich war der Moment gekommen, wo sich seine damals dem Vater geschriebenen und jetzt mit Donnerstimme dem deutschen Volke zugerufenen Worte in Tat umsetzen sollten. Furchtbar war das Strafgericht Gottes in Rußland über den stolzen Eroberer hereingebrochen; der Brand von Moskau gab das Feuerzeichen zur Erhebung gegen die Geißel der Menschheit. Am 30. Dezember 1812 trat zunächst General York mit dem preußischen Heere auf die Seite Rußlands; am 3. Februar 1813 erließ Friedrich Wilhelm den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps; am 28. wurde das Bündnis zwischen Preußen und Rußland geschlossen; bald darauf erfolgte die Kriegserklärung an Frankreich und tags darnach, am 17. März, des Königs „Aufruf an mein Volk". Jetzt ist des Dichters Entschluß gefaßt. In Wien ist seines Bleibens nicht länger. Er reißt sich los, so schwer es ihm wird, von allem, was ihm lieb und teuer ist, um in die Reihen der Freiheitskämpfer zu treten. Schon am 10. März gibt er den Seinen offen von seinem Vorsatze also Kunde: „Liebster Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich gab ich Dir schon einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. — Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Brust seufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger sein! — Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, ich will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir mein Vaterland zu erkämpfen. — Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glückes in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich

treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da; er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können; er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung; ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken. — Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? — Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen. Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt' ich mich bis jetzt; es wird mich jetzo nicht verlassen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf."

Des weiteren teilt der Dichter dann dem Vater mit, daß er in den nächsten Tagen Wien verlassen und sich in Breslau den freien Söhnen Preußens anreihen werde, und daß Toni, wenn auch unter heißen Tränen, in echter Seelengröße seinen Entschluß gebilligt habe. Der Vater, der als sächsischer Untertan und Staatsbeamter schwer unter dem Bündnisse litt, das sein Vaterland noch immer an Frankreich kettete, gab dem patriotischen Vorsatze des Sohnes seine freudigste Zustimmung.

Nachdem Theodor seine äußeren Verhältnisse geregelt, nachdem er insonderheit aus dem Theaterverbande mit der schriftlichen Zusicherung, daß ihm seine Stelle bis zu seiner Zurückkunft offen gehalten werden solle, entlassen ist, nachdem er stillen, aber schmerzlichen Abschied von seiner geliebten Toni genommen, verläßt er am

15. März mit dem Wahlspruche „Durch!“ die Kaiserstadt. Am 18. passiert er die Grenze; hier begeistert ihn der Anblick des preußischen Adlers zu einem Gedichte, das er als erstes in ein ihm von Frau v. Pereira geschenktes Taschenbuch eintrug. Dieses Taschenbuch, in welchem der Dichter nicht nur den größten Teil seiner in „Leier und Schwert“ aufgenommenen Lieder, sondern auch alles von ihm vom 15. März bis fast zu seinem Tode Erlebte verzeichnete, befindet sich jetzt als ein unschätzbares Kleinod im Körnermuseum zu Dresden.

Am 19. März 1813 in Breslau angekommen, begibt sich Theodor sofort ins Werbebureau des Majors v. Lützow, um sich zum Eintritt in das von diesem errichtete Freikorps zu melden. Was ihn bewog, gerade dieser Schar sich anzuschließen, war der Umstand, daß in ihr ein Zentralpunkt geschaffen war für alle patriotisch gesinnten Männer der noch unter französischer Herrschaft stehenden deutschen Provinzen. Dazu kam die schwarze Tracht, welche die Trauer über die erlittene Schmach ausdrückte und todesverachtende Rache andeutete. Da weiter die Mannschaften sich selbst einkleiden mußten, war die Bürgschaft gegeben, daß das Korps sich besonders aus Mitgliedern der besseren Stände rekrutieren würde. Endlich konnte man bei der leichten Beweglichkeit der Truppe am ehesten mit Bestimmtheit darauf rechnen, schnell und oft vor den Feind zu kommen. Aus allen diesen Gründen war es daher nicht zu verwundern, daß bei Theodors Eintreffen das Freikorps schon über 1000 Mitglieder zählte, darunter namentlich viele Studierende, aber auch schon bejahrtere Männer.

Bald war der Dichter eingekleidet und eingestellt, bald auch hatte er sich als Flügelmann seiner Kompagnie in dem nicht weit von Breslau entfernten Städtchen Zobten, dem Standorte der Lützowschen Infanterie, die notwendigsten Kenntnisse und Fertigkeiten im Exerzieren und Gebrauche der Büchse erworben, bald sich auch hier durch sein poetisches Talent Achtung und Liebe zu gewinnen verstanden. Kaum aber war seine militärische Ausbildung vollendet, als auch schon am Abend des 27. März in der „einfach, aber geziemend geschmückten“ Kirche des nahe gelegenen Dorfes Rogau durch den Pastor Peters die Einsegnung des gesamten Lützowschen Korps stattfand. Theodor hatte zu der erhebenden Feierlichkeit ein Lied gedichtet mit dem Kehrreime: „Dem Herrn allein die Ehre!“ Am folgenden Tage erfolgte der Abmarsch der todesmutigen Schar. Ihr nächstes Ziel war Sachsen, wo sie sich weiter ergänzen, namentlich aber einer von den Verbündeten angestrebten und für die weitere

Entwicklung der Dinge außerordentlich wichtigen patriotischen Bewegung dieses Königreiches einen Mittelpunkt geben sollte. Über Striegau und Jauer gelangte man am 31. nach Goldberg. Hier entstand das gewaltigste aller Kriegslieder des Dichters, der „Aufruf", dessen volltönende Strophen in der Jugend Deutschlands ein lautes Echo fanden. Zwei Tage später rückte das Korps in Sachsen ein. Hier zeigte sich alsbald, was man von dem jugendlichen Sänger hielt. Der Major ernannte ihn nicht bloß zum Furier, sondern betraute ihn auch mit dem ehrenvollen Auftrage, in einer Proklamation seine Landsleute zu den Fahnen zu rufen, und so erschien denn bald darauf, in Tausenden von Exemplaren durch ganz Sachsen verbreitet, ein von Theodor verfaßter, von größter Erbitterung, aber auch von herrlichster Hoffnung erfüllter Appell an sein Vaterland. Wenngleich der Aufruf nur einen spärlichen Erfolg hatte, so bekam doch des Dichters Namen seitdem einen volkstümlichen Klang, wie auch seine Beliebtheit immer größer wurde, so daß man ihn in Lauban einstimmig zum Oberjäger wählte.

Über Löbau und Bautzen traf Theodor am 6. April als Marschkommissar in Dresden ein. Groß war die Freude der Eltern, den geliebten Sohn endlich einmal, zumal in der kleidsamen Uniform der Lützower, wiederzusehen. Sie ahnten nicht, daß es das letzte Mal sein sollte. Ein besonders hoher Genuß für den Dichter war es, damals auch Ernst Moritz Arndt, der in Dresden den Anschluß aller Gutgesinnten an das Befreiungswerk herbeizuführen suchte, als Gast seines Vaters kennen zu lernen. Aber nur zu bald schlug die Scheidestunde, nachdem Emma das Bild des schmucken Bruders zuvor noch in Kreide gezeichnet hatte. Schon am 12. erfolgte der Weitermarsch des inzwischen eingetroffenen, nunmehr etwa 2000 Mann starken Freikorps nach Leipzig, wo eine neue Husarenschwadron zu ihm stieß und ihm noch außerdem auf Antrag des Majors eine Abteilung von 50 Kosaken überwiesen wurde. Volle acht Tage, vom 17. bis 25. April, verblieben die Lützower in Leipzig. So wenig auch dem Dichterhelden die lange Ruhe gefiel, so sehr behagte ihm doch anderseits der Aufenthalt in der Stadt, in der er einst so viele vergnügte Stunden verlebt hatte. Was ihm aber damals besonders am Herzen lag, war der Druck seiner Kriegslieder, die er eben in Leipzig um eins seiner berühmtesten, nämlich „Lützows wilde Jagd", bereichert hatte. Durch ihre Veröffentlichung hoffte er einen ähnlichen Erfolg bei seinen Landsleuten zu erzielen wie einst

Tyrtäus mit seinen Schlachtgesängen bei den Lacedämoniern. Sein Freund Friedrich Wilhelm Kunze, der Bruder Juliens, übernahm den Druck, den der Dichter selbst allerdings nicht mehr erleben sollte. An Stelle der anfänglich ausersehenen Überschrift „Freie deutsche Gedichte" trat später der bezeichnendere Titel „Leier und Schwert". Daneben suchte Theodor mit unermüdlichem Eifer für seine Lützower zu werben und zu wirken. So wandte er sich u. a. mit einem Flugblatt an den Wohltätigkeitssinn der Bürger zur Unterstützung unbemittelter Freiwilliger. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er daher am 24. April zum Leutnant befördert.

Auch die folgende Zeit brachte dem Dichter zu seinem Mißmute nicht die Erfüllung seines Herzenswunsches, sich Mann gegen Mann an einer Schlacht zu beteiligen. Von Leipzig aus wandte sich die Lützowsche Freischar in nördlicher Richtung an die Elbe, um zu versuchen, diese zu überschreiten und nach Vereinigung mit dem Korps Dörnbergs dem Feinde unerwartet in den Rücken zu fallen. Aber erst am 11. Mai gelang es, bei Dömitz über den Fluß zu kommen und über Dannenberg die Göhrder Forst zu erreichen. Hier traf am folgenden Tage der Hauptteil des Korps mit dem äußersten rechten Flügel der im Anzuge gegen Hamburg begriffenen Armee Davousts zusammen und schlug ihn zurück. Theodor aber war am Morgen desselben Tages mit 100 Mann nach Hitzacker an die Elbe zur Sicherung der rechten Flanke der Lützower zurückgesandt und so wieder um seine Hoffnung auf den Kriegslorbeer betrogen worden. Um so freudiger ergriff er die Gelegenheit, sich an einem kühnen Streifzuge zu beteiligen, den Lützow Ende Mai unternahm. Der Major hatte nämlich aus Rücksicht auf das Vordringen der Hauptarmee Napoleons und den Rückzug der Verbündeten zunächst wieder die Elbe überschritten, sich dann aber von Ferchland mit seinen Reitern in westlicher Richtung nach Stendal gewandt, um von hier aus, veranlaßt durch günstige Nachrichten aus Thüringen, im Rücken der Hauptmacht des Feindes einen Parteigängerkrieg zu organisieren. Theodor, der im Auftrage des Majors mit einer kleineren Truppenabteilung vom 18. bis 23. Mai zur Beobachtung und Bewachung des Elbufers zu Sandow in Quartier gelegen, hatte nach seinem Eintreffen in Stendal kaum von dem Plane seines Führers gehört, als er sich zum Dienste bei der Reiterei anbot. Lützow willfahrte nicht nur dem Wunsche desselben, sondern ernannte ihn sogar zu seinem Adjutanten.

Am 29. Mai 1813 rückte die kühne, aus 400 Reitern bestehende Schar von Stendal aus. Ihr nächstes Ziel war Weimar, wo man durch einen kühnen Handstreich die dort vom Feinde zurückgelassene Besatzung zu überfallen gedachte. Da aber bald die Nachricht einlief, daß auch um Weimar mehr oder minder starke Truppenabteilungen der Franzosen lägen, wurde der ursprüngliche Plan aufgegeben und beschlossen, südwärts weiter nach der böhmischen Grenze sich zu wenden, um dort ein über Eger und Adorf nach Plauen im Anzuge begriffenes Korps polnischer Truppen abzufangen. Auf dem Zuge dorthin wurden in Roda 120 Mann Landmiliz überrumpelt, wie überhaupt fast täglich kleinere Trupps der Feinde oder Munitionswagen eingebracht wurden. Nachdem noch in Schleiz 100 Mann die Waffen hatten strecken müssen, erreichten die Lützower am 6. Juni Plauen. Leider erhielt der Major, als er von hier aus einen Vorstoß gegen Adorf machte, die Kunde, daß die polnischen Truppen andere Wege eingeschlagen, bald darauf aber zu seinem noch größeren Kummer die allerdings noch unbestimmt lautende Nachricht von dem am 4. Juni zwischen den Verbündeten und Frankreich abgeschlossenen Waffenstillstand, nach dessen Bestimmungen alle Streifzügler des linken Elbufers spätestens am 12. Juni auf die rechte Seite des Flusses zurückgekehrt sein mußten.

Erst am 14. traf bei dem Korpsführer die amtliche Bestätigung von dem Abschluß des Waffenstillstandes ein. Bauend auf die ehrliche und ritterliche Gesinnung der Feinde, trat der Major, so schwer es ihm wurde, am 15. ungesäumt den Rückweg an, auch nicht im entferntesten ahnend, daß Napoleon im Hinblick auf die ihm besonders verhaßten, mit Vorliebe von ihm brigands noirs genannten Lützower gerade damals an den Herzog von Padua, den Kommandeur des 3. Reiterkorps in Leipzig, den gemessenen Befehl hatte ergehen lassen, starke Heeressäulen auszusenden, um Sachsen von den Räubern zu befreien und sie zu vernichten, wo er sie fände. Glücklich und ungehindert erreichte das Korps zwei Tage später gegen 6 Uhr abends das etwa 20 km südwestlich von Leipzig entfernt liegende Dorf Kitzen. Schon waren hier die Vorbereitungen zum Biwakieren getroffen, als dem Major gemeldet wurde, daß sich auf der Straße von Leipzig her ein feindliches Heer vorwärts bewege. Sofort ließ er seine Leute wieder aufsitzen, während er selbst, von Theodor und dem Leutnant v. Oppeln-Bronikowski und zwei Trompetern begleitet, sich aufmachte, um den General Fournier, den Führer des heranrückenden, vom

Herzog von Padua ausgesandten Korps, das aus 5000 Franzosen und Württembergern bestand, nach dem Zweck und Ziel seiner Annäherung zu fragen. Wohl gab ihm dieser auf Ehrenwort die Versicherung, daß er nichts Feindliches gegen die Lützower plane; kaum aber war er wieder bei seinen Truppen, die sich inzwischen marschfertig gemacht hatten und sich bereits dem Dorfe Klein-Schkorlopp näherten, als er Schüsse fallen hörte und infolgedessen sofort Halt machen ließ. Noch immer wollte er in seiner Arglosigkeit, trotz vorhergegangener Warnungen, nicht glauben, daß Verrat und Hinterlist im Spiele sei. Um Aufklärung über die Sachlage zu erhalten, schickte er daher Theodor nochmals zu dem nunmehr in der Nähe haltenden General Fournier. Auf die Frage des Adjutanten, ob dies der versprochene Waffenstillstand sei, lautete die schnöde Antwort: „Waffenstillstand für jedermann, nur nicht für euch!" Unmittelbar darauf erhielt der Dichter, noch bevor er den Säbel gezogen, drei schwere Hiebe über den Kopf. Auf den Hals seines Pferdes sinkend, rafft er sich zwar sogleich wieder auf; aber nur ein schneller Sprung des Tieres rettet ihn vor einem vierten, wohl gezielten Schlage. Kurz entschlossen und keinen anderen Weg zur Rettung sehend, drückt er seinem „Braunen" die Sporen in die Seiten und erreicht glücklich ein nahes Gehölz. Hier werden ihm von einigen Kameraden die Wunden notdürftig verbunden; dann aber sprengt er, sich in der Nähe der Feinde doch nicht sicher fühlend, zumal da er die Kriegskasse des Korps bei sich führt, weiter, bis ihn der etwa 11 km nordöstlich von Kitzen gelegene Wald des Dorfes Groß-Zschocher aufnimmt. Todesmatt sinkt er hier vom Pferde und fällt in einen tiefen Schlaf. Als er am nächsten Morgen erwacht, ist er vom Blutverluste so erschöpft, daß er sein Ende nahe glaubt. Doch bevor er scheidet, regt sich in ihm das Bedürfnis, seine jetzt ihn bewegenden Gedanken und Empfindungen in poetische Form zu kleiden, und mit zitternder Hand trägt er das Sonett „Abschied vom Leben" in sein Tagebuch. Da kommt ihm Rettung. In der Nähe beschäftigte Arbeiter haben das Schnauben seines Pferdes gehört und nahen unter Leitung des auf dem Gute Groß-Zschocher angestellten Gärtners Friedrich Häuser, der ohne Zaudern alle Vorkehrungen für die Beförderung des Verwundeten anordnet und ihn dann in sein Haus schaffen läßt. Hier erholt sich der Dichter, namentlich unter der liebevollen Pflege der Gärtnersfrau, bis zum 19. so weit, daß er in Perücke und Kleidung eines Privatmannes durch seine inzwischen

benachrichtigten Freunde Kunze und Dr. Wendler, die ihn in dem Dorfe nicht für sicher genug geborgen halten, nach Leipzig befördert werden kann. Sechs Tage bleibt er bei letzterem, in einer Dachkammer versteckt, in chirurgischer Behandlung. Fast völlig wiederhergestellt, verläßt er darauf die vom Feinde besetzte Stadt, um sich zunächst zu einer Nachkur nach Karlsbad zu begeben.

Inzwischen war auch dem Vater die politische Situation in Dresden unerträglich geworden. Aus seiner preußenfreundlichen Gesinnung nunmehr kein Hehl mehr machend, hatte er Anfang Mai unter dem Titel „Deutschlands Hoffnungen" eine Flugschrift veröffentlicht, um auch seinerseits fördernd in die große Bewegung zur Befreiung seines weiteren Vaterlandes einzugreifen. Unmittelbar darauf hatte er, aus dem sächsischen Staatsdienste vorläufig ausscheidend, die Hauptstadt verlassen und sich mit seiner Familie nach Teplitz begeben. Hier traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht von dem durch die Franzosen bei Kitzen verübten Schurkenstreiche, der den Lützowern 305 Mann an Toten und Gefangenen gekostet hatte. Bange Sorge um das Geschick des Sohnes, der schon seit langer Zeit nicht mehr geschrieben, erfüllt sein Herz; zum Glück soll er bald von dieser befreit werden. Denn schon am 23. Juni meldet ihm Kunze Theodors Rettung und Aufenthalt, und völlig beruhigt ist er, als der Sohn selbst ihm in einem vom 29. datierten Briefe seine glückliche Ankunft in Karlsbad anzeigt.

Die mit aller Hast betriebene Reise des Dichters war der Heilung seiner Wunden nicht gerade förderlich gewesen, so daß er trotz der mütterlichen Pflege, die ihm die damals auch wieder in Karlsbad weilende Herzogin von Kurland nebst ihrer Schwester angedeihen ließ, über vierzehn Tage in Kur bleiben mußte. Am 15. Juli scheidet er, sich wieder im Vollbesitz seiner jugendlichen Kraft fühlend und von glühender Rache für die Kitzener Affäre erfüllt, von seinen freundlichen Gönnerinnen, um sich über Schlesien nach Berlin zu begeben, wo er die nötigen Anstalten treffen will, um noch vor Ablauf des Waffenstillstandes wieder zu seinem Korps zurückzukehren. Leider muß er vom 19. bis 31. Juli einen neuen, ihm unliebsamen Aufenthalt in Reichenbach nehmen, weil regnerisches, kaltes Wetter, dann wieder übermäßige Hitze, dazu schlecht gepflasterte Straßen bei seiner Fahrt „ohne Mantel auf einer offenen Postkalesche" nachteilig auf die kaum vernarbten Wunden eingewirkt haben. Zum Glück findet er auch hier wieder nicht nur die liebevollste Aufnahme bei seinem Paten,

dem Grafen Geßler, sondern trifft auch, da dort damals das Hauptquartier des Königs von Preußen aufgeschlagen war, mit einer Reihe „wichtiger und teilweise bedeutender Männer", wie mit dem Freiherrn v. Stein, E. M. Arndt, Blücher und Gneisenau, zusammen. Von den Segenswünschen Geßlers begleitet, verläßt er Ende Juli die gastliche Wohnung des väterlichen Freundes, um am 4. August in Berlin einzutreffen. Namentlich in der Familie des Hofrates Parthey ein willkommener und gern gesehener Gast, vollendet er in wenigen Tagen hier seine Ausrüstung, zugleich damals das wie mit Sturmesgewalt fortreißende und alles ergreifende Kriegslied „Männer und Buben" dichtend.

Während des Waffenstillstandes hatte Lützow, dem es bei Kitzen gelungen war, sich durch schleunige Flucht zu retten, seine versprengten Scharen wieder gesammelt und sich in Havelberg der Haupttruppe angeschlossen. Hier und in Nauen wuchs die Kavallerie allmählich wieder auf 600 Mann an, während die Gesamtstärke der Infanterie bei Wiederbeginn des Feldzuges 2900 Mann betrug. Zu gleicher Zeit aber trat eine wesentliche Veränderung in dem Verhältnis der Freischar zur Gesamtarmee ein. Da nämlich infolge der völlig anders gewordenen politischen Situation der kleine Krieg mit Streifkorps keinen Zweck mehr zu haben schien, wurden die Lützower unter Aufhebung ihrer bisherigen Selbständigkeit unter den Befehl des Generalleutnants Graf von Wallmoden gestellt, der mit seiner 28000 Mann starken Armee die französische Streitmacht des Marschalls Davoust an der Niederelbe festhalten, im Falle eines überlegenen feindlichen Angriffes sich aber auf Berlin zurückziehen sollte. Zunächst gelang es auch, nachdem am 17. August nach Ablauf des Waffenstillstandes die Feindseligkeiten sofort wieder begonnen hatten, dem zur Avantgarde des Wallmodenschen Heeres bestimmten Tettenbornschen Korps, bei dem sich auch das 1. und 2. Bataillon der Freischar befand, am 17. und 18. bei Lauenburg alle Angriffe der Feinde zurückzuschlagen. Als aber Tettenborn selbst am Abend des 18. in Begleitung Lützows und dessen Adjutanten, der am 13. in Ratzeburg wieder seine geliebte „schwarze Schar" erreicht hatte, in Lauenburg eintraf und sich über die Truppenzahl der Feinde vergewissert hatte, gab er in der Überzeugung, daß auf die Dauer das Vorrücken der Feinde über die Elbe doch nicht aufzuhalten sei, den Befehl zum Rückzuge. So drang Davoust in den folgenden vier Tagen bis Wittenburg vor, deutlich erkennen lassend, daß es ihm

darum zu tun sei, die Straße nach Schwerin zu gewinnen, und wirklich nahm er auch schon am 24. zwischen den Seen bei und um Schwerin Stellung. Um nun der Gegner hier festzuhalten oder zu einer entscheidenden Schlacht zu nötigen, traf jetzt Wallmoden alle Dispositionen. Während er selbst in Wöbbelin sein Lager aufschlug, faßte Tettenborn mit seinen Kosaken und der Lützowschen Reiterei bei Warsow Posto, um von hier aus einige Vorstöße gegen die von Wittenburg nach Schwerin sich zusammenziehenden Truppen der Feinde zu unternehmen, und in der Tat kam es auch mehrere Male zu kleineren Scharmützeln, an denen auch Theodor teilnahm. Da erhielt plötzlich Wallmoden von Bernadotte, der seine Stellung in der Mark von Magdeburg her bedroht glaubte, den Befehl, mit seiner Division nach Brandenburg zurückzukehren. Infolgedessen blieb Tettenborn auf sich allein angewiesen. Um seine nunmehrige Schwäche zu verbergen, hielt dieser es jetzt für das Geratenste, durch Plänkeleien den Feind zu beunruhigen und ihm die Zufuhren abzuschneiden. Zu diesem Zwecke mußte Lützow noch am 25. sich mit 100 Husaren und ebensoviel Kosaken zu einem Streifzuge im Rücken der Franzosen aufmachen. Mit diesem Reitertrupp erreichte der Major am Abend desselben Tages drei Wegstunden westlich von Schwerin den Flecken Gottesgabe. In dem dortigen, dem Oberjägermeister von der Lühe gehörigen Herrenhause aufs freundlichste aufgenommen, war Lützow mit seinen Offizieren bald in animierter Stimmung, als sein Adjutant fragte, ob nicht ein Instrument da sei, weil er sich und die Seinigen noch mit etwas Musik erfreuen möchte. Kaum waren die Gäste in den Saal geführt, da ertönte unter Begleitung des Klaviers Theodors kräftige Männerstimme durch die weiten Räume, und bei dieser Gelegenheit war es, wo er u. a. auch seinen Schwanengesang, das „Schwertlied", das er bis auf die letzte Strophe zwei Tage vorher gedichtet hatte, zum Vortrag brachte. Während alle Anwesenden seinem Gesange aufmerksam lauschten, trat der als Vedette ausgeschickte Oberjäger Probsthan ein, um seinen Bericht zu erstatten. Da dieser nichts Außergewöhnliches enthielt, begab man sich unbesorgt zur Ruhe. Aber schon zwei Stunden nach Mitternacht lief bei dem Major die Meldung ein, daß ein aus 38 Wagen bestehender und von zwei Kompagnien Infanterie geleiteter, feindlicher Transport von Munition und Lebensmitteln auf der Gadebusch-Schweriner Poststraße herannahe. Sofort ließ er seine Leute aufsitzen und brach in nördlicher Richtung nach Rosen-

berg zu auf. Hier schien ein hart an den Fahrweg stoßender Tannenwald für den geplanten Überfall, der von drei Seiten aus erfolgen sollte, außerordentlich günstig. Vor allen Dingen kam es darauf an, die feindliche Bedeckung, falls sie die Wagen im Stiche ließe, daran zu hindern, sich in die Tannen zu werfen und im Gebüsch Schutz gegen die Reiter zu suchen. Leider gelang dies nicht, weil die Kosaken, die dem Gegner von vorn den Weg verlegen sollten, zu spät eintrafen. So kam es, daß, nachdem der Kampf etwa um acht Uhr seinen Anfang genommen hatte und die Wagen alsbald zum Stehen gebracht worden waren, die feindliche Infanterie zum großen Teil wirklich in die Tannen sich retten konnte, um von hier aus die Lützower, wenn sie ihr nachsetzen sollten, mit Flintenschüssen zurückzuweisen. Zum Unglück sprengten die Reiter in der Tat nach und suchten im Einzelkampfe Mann gegen Mann das Gefecht zum Austrag zu bringen. Zu denen, die am kühnsten den Feind verfolgten, gehörte leider auch Theodor. Schon war er mit einer Anzahl Kameraden, darunter namentlich der Oberjäger Fritz Helfritz, bis an den Nordrand des Gehölzes gelangt, als das Signal zum Sammeln ertönte. In seinem Eifer überhört er das Zeichen, vielleicht auch läßt er es, um von der Verfolgung des Feindes nicht abzustehen, unbeachtet: da trifft ihn aus dem Busch, den Hals seines Schimmels streifend, die tödliche Kugel in den Unterleib. Mit den Worten: „Da habe ich eins; es schadet aber nichts!“ sinkt er dem heransprengenden Helfritz in die Arme, um in demselben Momente seine Seele auszuhauchen.

Der teure Leichnam, dessen Gesichtszüge keine Spur von einer schmerzhaften Empfindung zeigten, wurde von Helfritz und anderen Freunden aufgehoben, unter fortdauerndem Feuer der Feinde eine kleine Strecke fortgetragen und auf der nördlichen Seite des Fahrweges unter einer Birke auf weichem Rasen gebettet.

Bald darauf erreichte das Gefecht sein Ende. Eine Verfolgung der Fliehenden schien nicht ratsam, weil das Anrücken feindlicher Hilfstruppen zu befürchten war. So trat denn der Major, um die erbeuteten Fuhren, die Gefangenen und seine Toten sicher unterzubringen, sofort den Rückmarsch nach Wöbbelin, dem Standort seiner Infanterie, an, wo der Sieges- und Trauerzug am Abend um neun Uhr eintraf. Hier wurde der Sängerheld, nachdem sich schnell die schmerzliche Kunde von seinem Tode im Lager verbreitet hatte, am südlichen Ende in dem letzten Hause, der damaligen Holzwärterwohnung, auf

einem mit Eichenlaub umkränzten, langen Tische aufgebahrt, um dann in einen einfachen, schnell von zwei Schreinergesellen gezimmerten Sarg gelegt und am folgenden Tage zur ewigen Ruhe getragen zu werden. Als Begräbnisstätte hatte man einen östlich vom südlichen Ende des Dorfes gelegenen Platz auf freiem Felde, etwas seitab der von Ludwigslust nach Schwerin führenden Straße, ausersehen. Hier standen zwei einsame Eichen. Unter der größeren glaubte man den Jüngling, der so oft die deutsche Eiche als Symbol der Kraft, Treue und Freiheit besungen hatte, am würdigsten beizusetzen.

Nachdem gegen Mittag alle Vorbereitungen beendigt waren, setzte sich der Trauerzug unter dem gedämpften Schlage der Trommeln in Bewegung. Was im Lager abkommen konnte, schloß sich an; auch Wallmoden, der zufällig mit seinen wieder zu ihrem Standorte zurückkehrenden Truppen vorbeimarschierte, gab mit seinem Stabe dem Gefallenen das letzte Geleit. Nachdem man zu dem Grabe gelangt war, wurde der Sarg unter dem Gesange des Gebetes: „Hör' uns, Allmächtiger!" in die Gruft gesenkt. Als Scheidegruß stimmte man, soweit die von Rührung und Schmerz erstickte Stimme noch reichen wollte, das Lied: „Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!" an. Eine Ehrensalve glaubte man sich wegen der Nähe des Feindes nicht erlauben zu dürfen; dagegen brannte noch der Feldwebel Markwordt mit einem glühend gemachten Ladestock Theodors Namen und Todestag tief in die Rinde der sein Grab überschattenden Eiche ein.

Noch ahnten des Heldensängers Angehörige nichts von dem furchtbaren Schlage, der sie getroffen. Erst allmählich dringen dunkle, beängstigende Gerüchte zu ihren Ohren; doch dann vergeht noch ein voller Monat bangen Zweifels und immer mehr wachsender Besorgnis um das Leben des geliebten Sohnes und Bruders, ehe die sichere Kunde seines Todes bei ihnen eintrifft. Während der Mutter und Schwester über den tieftraurigen Verlust das Herz schier brechen will, erträgt der Vater denselben mit männlicher Fassung und christlicher Ergebung, wiewohl auch seines Lebens Blume gebrochen ist und die Zukunft kalt und farblos vor ihm liegt. Aber wie ihm und den Seinen der teure Tote unvergeßlich bleiben würde, ebenso sollte auch dem deutschen Vaterlande das Andenken an seiner edelsten und besten Söhne einen dauernd erhalten bleiben. Zu diesem Zwecke galt es, nicht nur des Dahingeschiedenen Dichtungen angemessen zu veröffentlichen, sondern auch seine Grabstätte würdig auszugestalten. Namentlich die letztere Aufgabe zu lösen, hielt der Vater für seine vornehmste, heiligste

Theodor Körners Grab zu Wöbbelin. Ursprüngliche Ansicht aus dem Jahre 1813.

Gräber der Familie Körner zu Wöbbelin mit dem 1814 errichteten Denkmal des Dichters.

Pflicht, und schon im folgenden Jahre konnte dank seiner unausgesetzten Bemühungen am 29. September auf Theodors Ruheplatz das vom Dresdener Hofbaumeister Thormeyer entworfene, gußeiserne Denkmal feierlich enthüllt werden. Es besteht dasselbe aus einem vierseitigen Altar, über dem Leier und Schwert, von einem Eichenkranze umwunden, angebracht sind. Auf der Vorderseite trägt der Altar die Inschrift:

Hier wurde
Karl Theodor Körner
von seinen Waffenbrüdern
mit Achtung und Liebe
zur Erde bestattet.

Die Rückseite enthält folgende Worte:

Karl Theodor Körner,
geboren zu Dresden am 23. September 1791,
widmete sich zuerst dem Bergbau,
dann der Dichtkunst,
zuletzt dem Kampfe für Deutschlands Rettung.
Diesem Beruf
weihte er Schwert und Leier
und opferte ihm
die schönsten Freuden und Hoffnungen
einer glücklichen Jugend.
Als Leutnant und Adjutant
in der Lützowschen Freischar
wurde er bei einem Gefecht
zwischen Schwerin und Gadebusch
am 26. August 1813
schnell durch eine feindliche Kugel
getötet.

Die Inschriften der beiden anderen Seiten des Altars geben Stellen aus Theodors Gedichten wieder. Die eine lautet:

Dem Sänger Heil, erkämpft er mit dem Schwerte
Sich nur ein Grab in einer freien Erde!

Die andere:

Vaterland, dir wolln wir sterben,
Wie dein großes Wort gebeut!
Unsre Lieben mögen's erben,

Was wir mit dem Blut befreit!
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen!

Eine neue Zierde erhielt die inzwischen zu einem Körnerkirchhof erweiterte Grabstätte des Dichters im Jahre 1879 durch die Enthüllung seiner überlebensgroßen Bronzebüste, die auf einem aus Bremer Sandstein bestehenden Postamente ruht und ihren Platz vor der 1868 ebendort eingeweihten Ehrenhalle des deutschen Tyrtäus in der unmittelbaren Nähe seines Grabes hat.

Auch die Geburtsstadt des Dichters hat ihrem großen Sohne die Dank- und Ehrenschuld würdig und glänzend abgetragen durch ein seinem Andenken gewidmetes Museum nicht minder als durch ein von Julius Hähnels Meisterhand geschaffenes Standbild, das am 18. Oktober 1871 vor dem neuen Gymnasium zum Heiligen Kreuz enthüllt wurde.

Dem Bruder zunächst in den Tod folgte die Schwester, welche außer stande, die ihrem Herzen durch den Verlust ihres Lieblings geschlagene Wunde zu verschmerzen, schon am 15. März 1815 ins Grab sank. Erst 16 Jahre später endete der bereits 1815 nach Berlin übergesiedelte und zum preußischen Staatsrat im Ministerium des Innern ernannte Vater am 13. Mai 1831 sein vielbewegtes, an höchster Freude, aber auch an tiefstem Leide reiches Leben. Am 30. Mai 1832 wurde auch Dora abberufen. Minna, die so oft gekränkelt, erreichte das höchste Alter; erst am 20. August 1843 entriß auch sie der Tod einem Dasein, das für sie nach dem Verluste aller Ihrigen keine Freude mehr hatte. Sie alle schlafen fern von ihrer engeren Heimat, aber doch auf deutschem Boden, zu Wöbbelin an der Seite Theodors den ewigen Schlummer, umstrahlt von dem Ruhmesglanze des Jünglings, der, zugleich ein Sänger und ein Held, immer mehr zu einer Lieblingsgestalt der deutschen Nation, insonderheit der deutschen Jugend geworden ist, dem sein Volk in treuer, dankbarer Erinnerung an alles das, was er während seines kurzen Erdenwallens gewollt und gewirkt, den im „Aufruf“ als ernstes Mahnwort ausgesprochenen Herzenswunsch erfüllt hat:

„Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!“

Ende.

Inhalt.

Vorwort des Herausgebers . . . . . VII—VIII
Theodor Körners Leben und Werke . . . . . IX—LVII

Erster Teil. Seite

Leier und Schwert.

Zueignung 1
Andreas Hofers Tod (1810) . . . 1
Die Eichen (1810) 2
Vor Rauchs Büste der Königin Luise (1812) 3
Auf dem Schlachtfelde von Aspern (1812) 3
Hoch lebe das Haus Österreich! (1812) 6
Dem Sieger von Aspern (1812) . 8
Bei der Musik des Prinzen Louis Ferdinand (1812) 8
Mein Vaterland (1813) 9
Moskau (1813) 10
Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freikorps (1813) . . 11
Trost (1813) 11
Durch! (1813) 13
Abschied von Wien (1813) . . . 15
Aufruf (1813) 15
Der preußische Grenz-Adler (1813) . 17
An die Königin Luise (1813) . . 17
Jägerlied (1813) 18
Lied der schwarzen Jäger (1813) . 19
Am Hedwigsbrunnen bei Jauer (1813) 19
Letzter Trost (1813) 20
Bundeslied vor der Schlacht (1813) 21
Gebet während der Schlacht (1813) 22
Mißmut (1813) 23
An den König (1813) 24
Reiterlied (1813) 25
Trost (1813) 26
Abschied vom Leben (1813) . . . 26
Lützows wilde Jagd (1813) . . . 27
Gebet (Hör uns, Allmächtiger!) (1813) 28
Österreichs Doppeladler (1813) . . 28
Unsere Zuversicht (1813) 29
Was uns bleibt (1813) 30
Männer und Buben (1813) . . . 31
Trinklied vor der Schlacht (1813) . 33
Schwertlied (1813) 34

Anhang.

An L., als Dank für das Feldzeichen 36
Gebet (Deine Sonne, Herr des Himmels) 37
Als ich schwer verwundet lag . . 37
Wilkniz 38

Seite

Courage 39
Das Lied von der Rache 41

Knospen.

An den Leser 42
Bergmannsleben 42
Der Traum 44
Brutus' Abschied 47
Der Morgen des Glaubens . . . 49
Das Wunderblümchen 50
Prolog (zum: Konradin von Schwaben) 51
Der Kampf der Geister mit den Bergknappen 53
Der Schreckenstein und der Elbstrom 64
An Goethe (als ich den „Faust" gelesen hatte) 67
Die Liebe (in vier Sonetten) . . 69
An meine Zither 70
Am Grabe Karl Friedrich Schneiders 70
Berglied 71
Wechsel 73
An Phöbos 73
Am Grabe Krafts 74
Der Morgenstern 74
An Adelaiden, am Johannistage (Des Sommers Lust) 75
Klotars Abschied 76
An den Frühling (Du erscheinst mit fröhlicher) 76
Die Harmonie der Liebe 77
Poesie und Liebe 78
Schön und Erhaben 79
Amphiaraos 79
Liebeständelei 80
Das war ich 81
Das warst du 82
Sängers Morgenlied 83
Liebesrausch 84
An ihrem Wiegenfeste 84
Sehnsucht der Liebe 85

Erinnerungen an Schlesien.

1. Am Elbbrunnen 86
2. Der Zackenfall 87
3. Buchwald 87
4. N.....f und P.....e 88
5. Sonnenaufgang auf der Riesenkoppe 88
6. Auf der Riesenkoppe 88

Seite

Geistliche Sonette.

1. Christus und die Samariterin 89
2. Die Ehebrecherin 90
3. Das Abendmahl 90
4. Christi Erscheinung in Emmaus 91
5. Christi Himmelfahrt . . . 91

Vermischte Gedichte I.

Die Weisung Apolls 92
Die Gewalt der Schönheit . . . 94
Das Reich des Gesanges . . . 95
An Adelaiden (Es regt sich das Herz) 96
Nähe der Geliebten 97
In der Neujahrsnacht 1809 . . 97
Mit den Knospen (Darf ich dir) . 98
Friedrichs Totenlandschaft . . . 99
Zwei Sonette nach Kügelgens Gemälden 100
Die menschliche Stimme 101
Zur Nacht 101
An Gustav Zedlitz 102
An den Heldensänger des Nordens 102
Nach der Aufführung von Händels Alexanderfest in Wien 1812 . 103
Treuer Tod 105
Wiegenlied 106
Bei einem Springbrunnen . . . 106
Treuröschen 107
Worte der Liebe 109
Die drei Sterne 110
Harras, der kühne Springer . . 110
Graf Hoyer von Mansfeld . . . 112
An Wilhelm 114
Aus der Ferne 114
Als sie eine Kornähre in der Hand zum Blühen brachte . . . 115
Das gestörte Glück 115
Trinklied (Kommt, Brüder, trinket froh) 116
Weinlied 117
Der Weltschöpfer 120
Der geplagte Bräutigam . . . 120
Dido 122
Erinnerung 124
Sehnsucht 125
Wallhalde 125
Des Sängers Lied zu den Sternen 131
Kynast 133
Die heilige Cäcilia 143
Die heilige Dorothea 143
St. Medardus 144
Die vier Schwestern 147
Der Teufel in Salamanka . . . 148
Bundeslied (Freudig traten wir) 149
Der Makaria 150
Im Frühling (1810) 151

Erinnerungen an Karlsbad (1811). Seite

1. Vom Dreikreuzen-Berge . . 151
2. Der Sprudel 152
3. Dorf Hammer 153
4. Dorotheens Tempel . . . 153
5. Die Prager Straße . . . 154
6. Der Obelisk 154
7. Scharade (Engelhaus) . . 154
8. Der Kaiserin Platz . . . 155
9. Von Weyrothers Ruh' bei Ellenbogen 155
10. Das Kreuz auf dem Felsen vor dem Egertore 156
11. Das Töpel-Tal 156
12. Findlaters Tempel . . . 158
13. Abschied von Dorotheens Tempel 158
14. Friederikens Felsen . . . 159
15. Am Kreuze unfern Mariannens Ruhe 159
16. Hans Heilings Felsen . . 160
17. Der Neubrunnen 161
18. Beim Tanze im sächsischen Saale 162
19. Als sie vom Brunnen Abschied nahm 162
20. Auf der Bank am Sauerbrunnen 163
21. Rundgesang auf dem Belvedere 163
22. Abschied vom Leser . . . 164
Sängers Wanderlied 164
Sehnsucht nach dem Rhein . . . 166
Vor Raphaels Madonna . . . 166
An den Frühling (Frühling, ich grüße dich) 167
Schifferlied 167
Morgenlied für Schiffer . . . 168
Auf dem Greifenstein 169
Vor dem Bilde zweier Schwestern von Schick 170
Vor dem Grabmal in Penzing . 170
Der Totenkranz 170
Zum Abschiede (1813) 174

Zweiter Teil.

Vermischte Gedichte II.

Jugendlust 177
Leichter Sinn 178
Ständchen 178
Mein hohes Lied von der Einzigen 179
Wehmut der Liebe 181
Der Jüngling und der Bach . . 182
Spielmann und Zither 183
Aus der Ferne (Über jener Berge Höhen) 184

	Seite
An Karoline Pichler	185
In der Stephanskirche	186
Luthers Monolog, ehe er in die Reichsversammlung geht	186
Zum 11. März 1811	188
Die Monatssteine	189
An Rosine Bürger	195
An H. (Ich sah ein Schwärmen)	195
An Corona	195
Zum 3. Februar (Ein stilles Lied)	196
Zum 3. Februar (Eine Rose aufblühte)	196
Des Sängers Abschied von der Fürstin	197
An F. v. K.	198
An Schönberg und Luise	200
An Auguste	203
An Sie (Im vollen Taumel)	204
Mit den Knospen (Als ich in meines)	205
Am 16. November, mit Oehlenschlägers Aladdin	206
An Isidorus (1813)	206
Schützenlied	206
Aus dem Stammbuch von Henriette Hendel-Schütz	208
An die Prinzessin Dorothea von Kurland	208
Aus dem Stammbuche Schäffers von Allstedt	210
Der holden Geberin	210
Zur Melodie: Mir leuchtet die Hoffnung	210
Liebe und Lieder	211
In der Nacht meines Geburtstages	211
Beim Tode eines Kindes	212
An Johanna Krüger	212
Nachtlied der Krieger	213
Vom böhmischen Sitze	214
An Sie (Wie wenn die Nacht)	214
An Emma (19. April 1809)	214
An Schwester Emma (19. April 1810)	215
Simsons Rache an den Philistern	215
Sonett (Rastlos treibt es mich)	217
Mein Mädchen (Die meiner Jugend)	218
Sal. Geßner an Luise von Funck	218
Am Stiftungstage	219
Das Makariusfest	220
An * (25. Dezember 1809)	221
Geständnis	222
Schwanengesang eines Lichtes	222
Bundeslied für die Thuringia (Trinkt, Brüder, trinkt!)	223
Burschenleben	224
Trinklied (Schon perlt der Wein)	225
Burschentreue	226
Burschenweihe	227
Trinklied (Im Keller bei Schmalwassern ꝛc. gemacht)	228
Meine Flucht (Leipzig, im März 1811)	229
Bittschrift der Kadetten der Ritterakademie in Dresden	231
Anmeldung des Großpapa bei dem Turnwart zum Voltigieren	232
Die Karten-Revolution	233
An Geßler (1809)	234
An Franz von Peschier	235
An Karolinen	235
Zum 14. April 1811 (Mit einer Rose)	236
Frauenlob	236
An H. (Freundlichen Gruß voraus!)	237
An Marianne Saaling	238
Zuruf am Neubrunnen	238
Liebe	239
Das schönste Los	240
Zu Ottiliens Tage	241
Lied auf dem Hirschsprung	242
Glück der Liebe	242
Als sie ein Perlenhalsband trug	243
Dora (anakreontische Ode)	244
Der Wintermorgen	244
Einer Freundin ins Stammbuch	245
Mein Mädchen (Erklinge, Lied, in süßen)	245
An Messerschmidt	246
Ausgenommen	247
Mein Symbolum	248
Leoninische Verse	249
Träume der Liebe	250
An Marie und Pauline	251
An Toni (Ein Riesengeist geht)	251
An Toni (Erwartend stand ich)	252
Phantasie an Toni	252
Violenblau	253
Mit dem Balboa	254
Antoniens Augen	255
Der Dreiklang des Lebens	256
Vor dem Bilde ihrer Mutter	258
Liedeskühnheit	259
An Toni (Es keimen die Blüten)	259
Hymne an Gott	260
Entzückung	261
In St. Stephan	262
An Toni (Fleug auf, mein Lied)	263
An Toni (Wer, Toni, hat dir all)	264
An den sterbenden Künstler	265
Am 14. April (in der Augustinerkirche)	266
An Brockmanns Freunde	267
Am 17. April, mit Rosen	268
Nach der Aufführung der Toni	268

	Seite
Am 21. April 1812 (in der Augustinerkirche)	269
Gute Nacht, lieber Theodor	271
Nachtgedanken	272
Bitte	273
Dank	274
Trauergesang (eines tiefgebeugten Dichters)	275
Morgenfreude	276
Beim Gewitter	277
Döblingen	278
Der Kuß	278
Sehen, Lieben, Küssen	279
Dresden	280
Bei Sonnenuntergang	283
An Toni (Heil'ger Frieden liegt)	284
Die Sonnenwende	285
In der Nacht	286
Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft	287
Elegie	290
Zum 13. Juni (Anton von Padua bat)	292
Zum 13. Juni 1812 (Nimm des Geliebten)	294
Am 25. Juni (nach der Vorstellung der Desdemona)	295
Liebe süße Toni	295
Auf der Bastei	296
Mut (1812)	297
Des Feldpredigers Kriegstaten (1808)	297
Aus der Ferne (Der Jüngling zog)	298
Zum 6. März	299
Mit einer Rute	299
Im Kreis der Musen	300
Kunzens Jule	301
Nachlese.	
An die Fürstin	303
Zum Annentage (1811)	304
Der Kaiserin Sitz (1811)	305
Wallfahrt nach Sedlitz (1811)	305
Vergißmeinnicht (1811)	306
An Mademoiselle Beck (1811)	306
Zueignung (Wie die Knospe)	307
O, rufe die Tränen	307
Unterlegte Texte zu gegebener Musik.	
Zu einer Melodie (Armes Herz)	308
Zu Paisiellos Musik von „Nel cor più non mi sento etc."	308
Zu Paërs Arie „Un solo quarto d'ora etc."	308
Zu Paërs Romanze „Tu veux le donc"	309
Russisches Lied	310
Wiegenlied	310
Zu der Romanze des Troubadours	311
Rätsel, Scharaden, Anagramme, Homonyme, Logogriphe, Palindrome.	
1. Rätsel (Nichts), 2. Scharade (Galgenstrick), 3. Scharade (Windbeutel), 4. Scharade (Ziegenbock), 5. Scharade (Nachtlicht)	312
6. Scharade (Kalbfell), 7. Scharade (Augenblick), 8. Scharade (Steuermann), 9. Scharade (Rübezahl), 10. Scharade (Pantoffel), 11. Scharade (Sonnenwende, d. i. Sonnenblume)	313
12. Scharade (Hausarzt), 13. Scharade (Kurland), 14. Scharade (Rübezahl), 15. Scharade (Brautschmuck)	314
16. Scharade (Allmacht), 17. Scharade (Geistreich)	315
18. Scharade (Fee. Nuß. — Venus), 19. Scharade (Vergißmeinnicht)	316
20. Scharade (Nachtschatten), 21. Scharade (Morgenstern)	317
22. Scharade (Hohlstein*), 23. Anagramm (Alpik.—Pik-As), 24. Anagramm (Maro. — Roma)	318
25. Anagramm (Rose. — Eros), 26. Homonym (Flügel), 27. Homonym (Pistolen), 28 Homonym (Ball)	319
29. Homonym (Wechsel), 30. Homonym (Bogen), 31. Homonym (Spitze), 32. Logogriph (Hammel. Himmel. Hummel), 33. Logogriph (Welle. Wille. Wolle), 34. Logogriph (Laben. Leben. Lieben. Loben)	320
35. Logogriph (Schleier. Leier. Eier), 36. Logogriph (Ehe. Wehe), 37. Logogriph (Treue. Reue)	321
38. Palindrom (Roma. — Amor), 39. Palindrom (Eber. — Rebe), 40. Palindrom (Leben. — Nebel)	322
41. Scharade (Stammbaum), 42. Scharade (Handkuß), 43. Scharade (Ballschuh), 44. Scharade (Coeur-Sechse), 45. Palindrom (Gras. — Sarg)	323
46. Scharade (Erdentraum)	324
47. Scharade (Papier), 48. Scharade (Nachtigall)	325

*) Schloß bei Löwenberg in Schlesien, im Besitz der Fürstin Pauline von Hohenzollern-Hechingen.

Seite

49. Scharade (Steckenpferd), 50. Scharade (Morgengold), 51. Scharade (Kalbfell), 52. Scharade (Trommelfell), 53. Scharade (Ballade) . . 326
54. Scharade (Knieriemen), 55. Scharade (Herzpochen), 56. Scharade (Felleisen), 57. Scharade (Hebekorb) 327
58. Scharade (Landsturm), 59. Scharade (Klopfstock?) 328
60. Scharade (Bücherschrank), 61. Logogriph (Eden. Ende), 62. Logogriph (Moder. Mode. Ode. Oder) . 329
63. Scharade (Pallas), 64. Scharade (Trommelstock), 65. Drei Silbenrätsel (Brautkranz. — Jungfrau. — Dreiklang.) 330
66. Scharade (Adamberger), 67. Scharade (Heimweh) 332
68. Scharade (Liebhaber), 69. Scharade (Hausfrau), 70. Scharade (Buchwald) 333
71. Scharade (Luftfahrt), 72. Scharade (Methfessel, Komponist einiger Lieder Körners), 73. Rätsel (Dorothea, Herzogin von Kurland) 334
74. Scharade (Regenschirm), 75. Scharade (Weckruf), 76. Scharade (Schlaftrunk) 335

Epische Fragmente.

Eduard und Veronika 335
Die Verlobung 342

Erzählungen.

Hans Hellings Felsen 351
Woldemar 363
Die Harfe 373
Die Reise nach Schandau . . . 377
Die Reise nach Wörlitz 389

Mündliche Erzählungen.

Die Tauben 398
Die Rosen 404

Seite

Dritter Teil.

Dramen I.

Die Braut 415
Der grüne Domino 430
Der Nachtwächter 446
Toni 466
Die Sühne 497
Der Vetter aus Bremen . . . 513
Zriny 530

Vierter Teil.

Dramen II.

Hedwig 607
Rosamunde 651
Joseph Heyderich oder Deutsche Treue 721
Die Gouvernante 738
Der vierjährige Posten 756
Der Kampf mit dem Drachen . . 766
Das Fischermädchen oder Haß und Liebe 779
Die Bergknappen 797
Alfred der Große 819

Dramatische Scherze und Spiele.

Amor und seine Heerscharen . . 841
Die wahrsagende Zigeunerin mit zwei Kindern 845
Festspiel zu Wilhelm von Humboldts Geburtstage 847
Die Blumen 853

Dramatische Fragmente.

Fragment eines Monologs des Themistokles 859
Fragment aus Konradin von Schwaben 861
Fragment aus Ulysses' Wiederkehr 863
Phrixus und Helle 865

Erſter Teil.

(Leier und Schwert. — Knoſpen. — Vermiſchte Gedichte I.)

Leier und Schwert.

Zueignung.

Euch allen, die ihr noch mit Freundestreue
An den verwegnen Zitherspieler denkt,
Und deren Bild, so oft ich es erneue,
Mir stillen Frieden in die Seele senkt,
Euch gilt dies Lied! — O daß es euch erfreue!
Zwar hat euch oft mein wildes Herz gekränkt,
Hat stürmisch manche Stunde euch verbittert,
Doch eure Treu' und Liebe nicht erschüttert.

So bleibt mir hold! — Des Vaterlandes Fahnen,
Hoch flattern sie am deutschen Freiheitsport.
Es ruft die heil'ge Sprache unsrer Ahnen:
„Ihr Sänger, vor! und schützt das deutsche Wort!"
Das kühne Herz läßt sich nicht länger mahnen;
Der Sturm der Schlachten trägt es brausend fort;
Die Leier schweigt, die blanken Schwerter klingen.
Heraus, mein Schwert! magst auch dein Liedchen singen.

Laut tobt der Kampf. — Lebt wohl, ihr treuen Seelen!
Euch bringt dies Blatt des Freundes Gruß zurück.
Es mag euch oft, recht oft von ihm erzählen,
Es trage sanft sein Bild vor euren Blick!
Und sollt' ich einst im Siegesheimzug fehlen:
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück!
Denn was berauscht die Leier vorgesungen,
Das hat des Schwertes freie Tat errungen.

Andreas Hofers Tod. (1802.)

Treu hingst du deinem alten Fürsten an,
Treu wolltest du dein altes Gut erfechten;
Der Freiheit ihren ew'gen Bund zu flechten,
Betratst du kühn die große Heldenbahn,
Und treu kam auch dein Volk zu dir heran,
Ob sie der Väter Glück erkämpfen möchten.
Ach! wer vermag's, mit Gottes Spruch zu rechten?
Der schöne Glaube war — ein schöner Wahn.

Es fangen dich die Sklaven des Tyrannen;
Doch wie zum Siege blickst du himmelwärts.
Der Freiheit Weg geht durch des Todes Schmerz!
Und ruhig siehst du ihre Büchsen spannen.
Sie schlagen an, die Kugel trifft ins Herz,
Und deine freie Seele fliegt von dannen.

Die Eichen. (1802.)

Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen,
Nöter strahlt der Sonne letztes Glühn;
Und hier sitz' ich unter euren Zweigen,
Und das Herz ist mir so voll, so kühn!
Alter Zeiten alte treue Zeugen,
Schmückt euch doch des Lebens frisches Grün,
Und der Vorwelt kräftige Gestalten
Sind uns noch in eurer Pracht erhalten.

Viel des Edlen hat die Zeit zertrümmert,
Viel des Schönen starb den frühen Tod;
Durch die reichen Blätterkränze schimmert
Seinen Abschied dort das Abendrot.
Doch um das Verhängnis unbekümmert,
Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
„Alles Große muß im Tod bestehen!"

Und ihr habt bestanden! — Unter allen
Grünt ihr frisch und kühn mit starkem Mut.
Wohl kein Pilger wird vorüberwallen,
Der in eurem Schatten nicht geruht.
Und wenn herbstlich eure Blätter fallen:
Tot auch sind sie euch ein köstlich Gut.
Denn verwesend werden eure Kinder
Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

Schönes Bild von alter deutscher Treue,
Wie sie bessre Zeiten angeschaut,
Wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten festgebaut.
Ach was hilft's, daß ich den Schmerz erneue?
Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen!

Vor Rauchs Büste der Königin Luise. (1812.)

Du schläfst so sanft! — Die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen.
So schlummre fort, bis deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter!
Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben;
So sollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Daß unsre Enkel freie Männer sterben.
Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache:
Dann ruft dein Volk; dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!

Auf dem Schlachtfelde von Aspern. (1812.)

Schlachtfeld, wo der Todesengel würgte,
Wo der Deutsche seine Kraft verbürgte,
Heil'ger Boden, dich grüßt mein Gesang!
Frankreichs stolze Adler sahst du zittern,
Sahst des Wütrichs Eisenkraft zersplittern,
Die sich frech die halbe Welt bezwang.
Euch, ihr Manen der gefallnen Helden,
Deren Blick im Siegesdonner brach,
Ruf' ich in den Frühling eurer Welten
Meines Herzens ganzen Jubel nach.

Daß ich damals nicht bei euch gestanden!
Daß, wo Brüder Sieg und Freiheit fanden,
Ich, trotz Kraft und Jugend, doch gefehlt!
Glückliche, die ihr den Tag erfochten!
Ew'ge Lorbeern habt ihr euch geflochten,
Zum Triumph des Vaterlands erwählt.
Schwarz und traurig wie auf Grabestrümmern
Wälzt auf Deutschland sich des Schicksals Macht;
Doch begeisternd wie mit Sternesschimmern
Bricht der eine Tag durch unsre Nacht.

Sonnenhauch in düstern Nebeljahren,
Deine Strahlen laß uns treu bewahren
Als Vermächtnis einer stolzen Zeit!

Überall im großen Vaterlande,
Von der Ostsee bis zum Donaustrande,
Macht dein Name alle Herzen weit.
Aspern klingt's, und Karl klingt's siegestrunken.
Wo nur deutsch die Lippe lallen kann.
Nein, Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann.

Und solange deutsche Ströme sausen,
Und solange deutsche Lieder brausen,
Gelten diese Namen ihren Klang.
Was die Tage auch zerschmettert haben:
Karl und Aspern ist ins Herz gegraben,
Karl und Aspern donnert im Gesang.
Mag der Staub gefallner Helden modern,
Die dem großen Tode sich geweiht:
Ihres Ruhmes Flammenzüge lodern
In dem Tempel der Unsterblichkeit.

Aber nicht, wie sie die Nachwelt richte,
Nicht die ew'ge Stimme der Geschichte
Reißt der Mitwelt große Schuld entzwei.
Ihre Todesweihe lebt im Liede;
Doch umsonst such' ich die Pyramide,
Die der Denkstein ihrer Größe sei.
Auf dem Walplatz heiligten die Ahnen
Ihrer Eichen stolze Riesenpracht,
Und die Irmensäule der Germanen
Sprach von der geschlagnen Römerschlacht.

In dem blut'gen Tal der Thermopylen,
Wo der Griechen freie Scharen fielen,
Grub in Marmor ihrer Brüder Dank:
„Wandrer, sag's den kinderlosen Eltern,
„Daß fürs Vaterland auf diesen Feldern
„Spartas kühne Heldenjugend sank!"
Und Jahrtausende sind Staub geworden,
Jenes Marmors heil'ge Säule brach;
Doch in triumphierenden Akkorden
Riefen's die Jahrhunderte sich nach

Und erzählten trotz dem Sturmgetöse
Ihrer Zeit von der Heroen-Größe
Der Gefallnen und von Spartas Dank.

Groß war Griechenland durch seine Helden,
Aber größer noch durch sein Vergelten,
Wenn der Bürger für die Freiheit sank.
Jenseits lohnt ein Gott mit ew'gen Strahlen;
Doch das Leben will auch seinen Glanz.
Nur mit Ird'schem kann die Erde zahlen,
Und der Ölzweig windet sich zum Kranz.

Drum soll es die Nachwelt laut erfahren,
Wie auch deutsche Bürger dankbar waren,
Wie wir der Gefallnen Tat erkannt.
Daß ihr Tod uns Lebende ermutet,
Daß sie für Unwürd'ge nicht geblutet:
Das beweise, deutsches Vaterland!
Deine Sänger laß in Liedern stürmen
Und zum Steine füge kühn den Stein
Und die Pyramide laß sich türmen,
Der gefallnen Brüder wert zu sein!

Nur glaub' nie, du schmücktest ihre Krone,
Wenn du deine goldnen Pantheone
Über ihre Grabeshügel wölbst!
Stolzes Volk, denkst du mit Marmorhaufen
Deines Dankes Schuldbrief abzukaufen?
Deine Kuppeln ehren nur dich selbst.
Nur das Ew'ge kann das Ew'ge schmücken,
Erdenglanz welkt zur Vergessenheit.
Was die Zeiten brechen und erdrücken,
Ist gemein für die Unsterblichkeit.

Aber, Deutschland, um dich selbst zu ehren,
Nicht den eignen Tempel zu zerstören,
Den die angeerbte Kraft gebaut,
Zeig dich wert der großen Todesweihe,
Dich, Germania, in alter Treue,
Männerstolze, kühne Heldenbraut!
Friedlich Volk, brich aus den kalten Schranken,
Warm und frei, wie dich die Vorwelt kennt!
Auf den Feldern, wo die Adler sanken,
Türme deines Ruhmes Monument!

Sieh umher bei fremden Nationen,
Wie sie dort ein mutig Werk belohnen,
Wie der Marmor in den Tempeln glänzt!

Jeder Sieg aus dunkler Wissenssphäre
Drängt sich in das Pantheon der Ehre,
Und der kühne Künstler steht bekränzt.
Aber gibt es einen Preis im Leben,
Wo hinan nicht dieser Kampf gereicht?
Gut und Blut für Volk und Freiheit geben:
Nenn' die Tat, die sich der Tat vergleicht!

Drum, mein Volk, magst du den Aufruf hören!
Östreich, deine Toten sollst du ehren!
Wer zum deutschen Stamme sich bekennt,
Reiche stolz und freudig seine Gabe,
Und so baue sich auf ihrem Grabe
Ihrer Heldengröße Monument,
Daß es die Jahrhunderte sich sagen,
Wenn die Mitwelt in den Strudel sank:
„Diese Schlacht hat deutsches Volk geschlagen
Dieser Stein ist deutschen Volkes Dank!"

Hoch lebe das Haus Österreich! (1812.)

Aus der Geschichte der Schlacht von Aspern.

Es schweigt die Nacht, die Erde träumt,
Und bleich der Mond die Wolken säumt.

Was bist du, Welt, so still, so leer?
Was lau'rst du wie ein falsches Meer?
Es saust so öde durch dein Reich,
Und Schauder faßt die Seele, gleich
Als wolltest du mit leisem Beben
Des Morgens blut'gen Schleier heben.
Noch schlummert's tief in Lagers Raum;
Die Sterne steigen auf und nieder;
Die Totenstille regt sich kaum.
O laß der Welt den schönen Traum!
Der nahe Tag verscheucht ihn wieder.

In Osten graut's, es sinkt die Nacht.
Gottlob! der Morgen ist erwacht.

Gottlob! der neue Tag bricht an.
Seht euch noch 'mal die Sonne an!
Wohl viele, die jetzt rüstig stehn,
Sehn sie nie wieder untergehn.

In manchem Herzen pocht das Blut
Nach raschen Streites Übermut;
Und eh' die nächsten Stunden tagen,
Hat manches Herz schon ausgeschlagen.

Die Sonne kommt, der Nebel reißt;
Ein stumm Gebet den Vater preist.

Nun lebt und regt sich alle Welt,
In blanken Waffen glänzt das Feld.
Der Jüngling schreitet kühn hinaus,
Er schaut hinauf ins Vaterhaus,
Und leise Ahnung füllt sein Herz
Und zieht ihn dämmernd himmelwärts.
Da trägt der tiefbewegte Sinn
Die Träume zu der Liebsten hin;
Sie weinte, als er scheiden mußt';
Und Wehmut haucht in seine Brust,
Und er gedenkt der schönen Zeiten.
Er fühlt's, es war ein ewig Scheiden.

Die Sonne steigt, der Lärmschuß kracht;
Laut jubelnd zieht das Heer zur Schlacht.

„Seht ihr den Stephan herüberwinken
Und dort die fränkschen Adler blinken?
Auf, Brüder, stürzt euch mutig drein!
Die Adler müssen unser sein!
Lebt wohl, lebt wohl, ihr meine Lieben!
Weint nicht! ich wollt' euch nicht betrüben."

Es wogt der Kampf, es brüllt der Tod,
Die Wunden klaffen blutigrot.

„Mir nach! mir nach! dort ist der Ruhm;
Ihr kämpft für euer Heiligtum."
Und neben ihm und unter ihm
Würgt rasch des Todes Ungestüm,
Und Mann und Roß zusammenbrach;
Er aber jauchzt: „Mir nach! mir nach!"
Da pfeift eine Kugel durch seine Brust,
Daß gleich das Auge brechen mußt';
Doch hat er mit der letzten Kraft
Den letzten Atem zusammengerafft

Und ruft und stürzt zu Boden gleich:
„Hoch lebe das Haus Österreich!“

Der Adler sinkt, die Fahne fliegt.
Heil dir, mein Volk! du hast gesiegt!

Dem Sieger von Aspern. (1812.)

Bei Übersendung der beiden vorhergehenden Gedichte.

Was der verwegenen Hand gebot in die Saiten zu schlagen,
Was mein jugendlich Herz tief in Entzückung getaucht,
Dieser Begeisterung Sturm, er schlummert nirgend; es mangelt
Nie der Brust das Gefühl, nur dem Gefühle das Wort.
Manche schweigen wohl auch, weil die Zeit das Schweigen gebiete,
Weil der drängende Tag scheuche den glücklichen Mut.
Aber die Zeit will ich sehn und den Tag, der gebieten kann, frostig,
Kalt und besonnen zu sein, wenn mich Entzückung durchglüht,
Wenn mein germanischer Stolz sich beugt dem germanischen Helden,
Der auf dem Altar des Siegs Funken und Flammen geweckt.
Darum riß es mich fort: ich griff in die rauschenden Saiten,
Sang es laut, was sich sonst wortlos im Herzen vergrub.
Aber der Held verzeihe der armen Kunst seines Barden,
Die mit frevelndem Mut sich an das Höchste gewagt!
Zürnt doch der Sturm, der den Donner der brechenden Eiche gewohnt ist,
Drum dem Schilfe nicht, das ihm entgegen gerauscht.

Bei der Musik des Prinzen Louis Ferdinand. (1812.)

Düstre Harmonieen hör' ich klingen,
Mutig schwellen sie ans volle Herz;
In die Seele fühl' ich sie mir dringen,
Wecken mir den vaterländ'schen Schmerz,
Und mit ihren früh geprüften Schwingen
Kämpfen sie im Sturme himmelwärts;
Doch sie tragen nur ein dunkles Sehnen,
Nicht den Geist aus diesem Land der Tränen.

Allgewaltig hält ihn noch das Leben,
Taucht den Flügel in den styg'schen Fluß;
Es ist nicht der Künste freies Schweben,
Nicht verklärter Geister Weihekuß.
Noch dem Erdgeist ist er preisgegeben,
Mit dem Staube kämpft der Genius,

Reißt er auch im Rausche der Gedanken
Oft sich blutend los aus seinen Schranken.

Dann ergreift ihn ein bacchantisch Wüten,
Wilde Melodieenwitze sprühn;
Aus dem Tode ruft er Strahlenblüten
Und zertritt sie kalt, sobald sie blühn.
Wenn die letzten Funken bleich verglühten,
Hebt er sich noch einmal stolz und kühn
Und versinkt dann mit gewalt'gem Schauren
In den alten Kampf mit dem Centauren.

Wilder Geist, jetzt hast du überwunden.
Deine Nacht verschmilzt in Morgenrot;
Ausgekämpft sind deiner Prüfung Stunden,
Leer der Kelch, den dir das Schicksal bot.
Kunst und Leben hat den Kranz gewunden,
Auf die Locken drückte ihn der Tod.
Deinen Grabstein kann die Zeit zermalmen;
Doch die Lorbeern werden dort zu Palmen.

Und dein Sehnen klagte nicht vergebens:
Einmal ward's in deiner Seele Tag,
Als dein Herz am kühnsten Ziel des Strebens
Kalt und blutend auf der Walstatt lag.
Sterbend löste sich der Sturm des Lebens,
Sterbend löste sich der Harfe Schlag,
Und des Himmels siegverklärte Söhne
Trugen dich ins freie Land der Töne.

Mein Vaterland. (1813.)

Wo ist des Sängers Vaterland?
Wo edler Geister Funken sprühten,
Wo Kränze für das Schöne blühten,
Wo starke Herzen freudig glühten,
Für alles Heilige entbrannt.
Da war mein Vaterland.

Wie heißt des Sängers Vaterland?
Jetzt über seiner Söhne Leichen,
Jetzt weint es unter fremden Streichen.
Sonst hieß es nur das Land der Eichen
Das freie Land, das deutsche Land.
So hieß mein Vaterland.

Was weint des Sängers Vaterland?
Daß vor des Wütrichs Ungewittern
Die Fürsten seiner Völker zittern,
Daß ihre heil'gen Worte splittern,
Und daß sein Ruf kein Hören fand.
Drum weint mein Vaterland.

Wem ruft des Sängers Vaterland?
Es ruft nach den verstummten Göttern
Mit der Verzweiflung Donnerwettern,
Nach seiner Freiheit, seinen Rettern,
Nach der Vergeltung Rächerhand.
Dem ruft mein Vaterland.

Was will des Sängers Vaterland?
Die Knechte will es niederschlagen,
Den Bluthund aus den Grenzen jagen
Und frei die freien Söhne tragen
Oder frei sie betten unterm Sand.
Das will mein Vaterland.

Und hofft des Sängers Vaterland?
Es hofft auf die gerechte Sache,
Hofft, daß sein treues Volk erwache,
Hofft auf des großen Gottes Rache
Und hat den Rächer nicht verkannt.
Drauf hofft mein Vaterland.

Moskau. (1813.)

Wie wölben dort sich deiner Kirchen Bogen!
Wie schimmern der Paläste goldne Wände!
Es schwärmt der Blick, wohin ich ihn versende,
Von einer Pracht zur andern fortgeflogen.
Da wälzen sich auf einmal glüh'nde Wogen:
Es schleudern deiner Bürger eigne Hände
Aufs eigne Dach die sprüh'nden Fackelbrände;
Ein Feuerkreis hat prasselnd dich umzogen.
O, laß dich nur vom Aberwitz verdammen!
Ihr Kirchen, stürzt! Paläste, brecht zusammen!
Der Phönix Rußlands wirft sich in die Flammen.
Doch hochverklärt aus seinem Feuerkranze
Wird er erstehn im frischen Jugendglanze,
Und Sankt Georg schwingt siegend seine Lanze.

Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freikorps.

Gesungen in der Kirche zu Rogau in Schlesien am 28. Mai 1813.

Nach der Weise: Ich will von meiner Missetat.

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen,
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde;
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heil'ge Erde.
Drum, retten wir das Vaterland,
So tat's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Übermut
Der Tyrannei zusammen;
Es soll der Freiheit heil'ge Glut
In allen Herzen flammen.
Drum frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns, und wir mit ihm!
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegerlust
Für die gerechte Sache;
Er rief es selbst in unsre Brust:
„Auf, deutsches Volk, erwache!"
Und führt uns, wär's auch durch den Tod
Zu seiner Freiheit Morgenrot.
Dem Herrn allein die Ehre!

Trost. (1813.)

Ein Rundgesang.

Wie wir so treu beisammen stehn
Mit unverfälschtem Blut!
Der Feierstunde heilig Wehn
Schwellt meinen jungen Mut.

Es treibt mich rasch zum Liede fort,
Zum Harfensturm hinaus.
Im Herzen lebt ein kühnes Wort.
Was gilt's? ich sprech' es aus.

Die Zeit ist schlimm, die Welt ist karg,
Die Besten weggerafft;
Die Erde wird ein großer Sarg
Der Freiheit und der Kraft.
Doch Mut! — Wenn auch die Tyrannei
Die deutsche Flur zertrat:
In vielen Herzen, still und treu,
Keimt noch des Guten Saat.

Verschüchtert durch den blut'gen Ruhm
Und durch der Schlachten Glück,
Flohn zu der Seele Heiligtum
Die Künste scheu zurück.
Sind auch die Täler jetzt verwaist,
Wo sonst ihr Tempel war:
Es bleibt doch jeder reine Geist
Ihr ewiger Altar.

Und Freundestreu' und Wahrheit gilt
Noch eine heil'ge Pflicht.
Sieh, wie der Gießbach brausend schwillt!
Du rufst! — mich schreckt er nicht.
Und läg' es vor mir wolkenweit
Und sternhoch über mir:
Beim Gott! ich halte meinen Eid.
Schlag ein! ich folge dir.

Und Frauenunschuld, Frauenlieb'
Steht noch als höchstes Gut,
Wo deutscher Ahnen Sitte blieb
Und deutscher Jünglingsmut.
Noch trifft den Frevler heil'ger Bann,
Der diesen Zauber stört.
Wer für sein Lieb nicht sterben kann,
Ist keines Kusses wert.

Auch du hast noch nicht ausgeflammt,
Du heil'ge Religion!
Was von der ew'gen Liebe stammt,
Ist zeitlich nicht entflohn.

Das Blut wäscht die Altäre rein,
Die wir entheiligt sehn.
Die Kreuze schlägt man frevelnd ein;
Doch bleibt der Glaube stehn.

Und noch regt sich mit Adlers Schwung
Der vaterländ'sche Geist,
Und noch lebt die Begeisterung,
Die alle Ketten reißt.
Und wie wir hier zusammenstehn,
In Lust und Lied getaucht:
So wollen wir uns wiedersehn,
Wenn's von den Bergen raucht.

Dann frisch, Gesellen, Kraft und Mut, —
Der Tag der Rache kömmt! —
Bis wir sie mit dem eignen Blut
Vom Boden weggeschwemmt!
Und du im freien Morgenrot,
Zu dem die Hymne stieg,
Du führ uns, Gott, wär's auch zum Tod,
Führ nur das Volk zum Sieg!

Durch! (1813.)

Ein Petschaft mit einem Pfeil, der auf eine Wolke zufliegt, und mit der Unterschrift: „Durch!" gab Gelegenheit zu diesem Gedichte.

Wie dort im Nebelkranze,
Voll finstrer Majestät,
Die schwarze Wolkenschanze
Am Firmamente steht!
Die Feuerkugeln sprühen
Aus ihrem dunklen Schoß,
Und Zackenflammen glühen,
Und Donner brechen los.

Und vor dem Zorngerichte
Kniet armer Sünder Zahl:
„Herr Zebaoth, vernichte
Nur nicht mein stilles Tal!
Das ganze Volk erschlage,
Rotte die Menschheit aus!
Nur laß mir meine Tage
Und mein Kind und mein Haus!"

O liegt nur im Gebete,
Feig in den Staub gebückt,
Daß euch der Gott zertrete,
Der in den Blitzen zückt!
Die Glocke in dem Sturme,
Die zum Gebete ruft,
Lockt erst nach ihrem Turme
Die flammenschwangre Luft.

Und eine andre Menge
Steht, dem Verderben nah,
Mit blitzendem Gepränge
In Waffenrüstung da.
Wie sie noch ohne Grauen
Ganz ruhig fürder ziehn
Und nach den Blitzen schauen,
Die immer näher glühn!

Was soll das ew'ge Zaudern?
Hier hilft nur rasche Tat,
Die kraftvoll ohne Schaudern
Das Schlangenhaupt zertrat.
Soll euch die Rüstung schützen?
Sonst wehrt sie wohl dem Streich;
Jetzt ruft sie nach den Blitzen,
Ruft Rache über euch.

Nein, frisch! Ein freudig Siegen
Kommt nur nach heißer Schlacht.
Seht ihr den Pfeil dort fliegen?
Der bricht der Wolken Nacht.
Durch muß er, durch! — Der Bogen
Schonte die Sehne nicht;
Der Pfeil ist durchgeflogen,
Schwimmt nun im Sonnenlicht.

Durch, Brüder, durch! — Dies werde
Das Wort in Kampf und Schmerz!
Gemeines will zur Erde,
Edles will himmelwärts.
Soll uns der Sumpf vermodern?
Was gilt der Wolkenbrand?
Drum laß den Blitz nur lodern!
Durch! — Dort ist's Vaterland!

Abschied von Wien. (1813.)

Leb' wohl! leb' wohl! — Mit dumpfen Herzensschlägen
Begrüß' ich dich und folge meiner Pflicht.
Im Auge will sich eine Träne regen.
Was sträub' ich mich? Die Träne schmäht mich nicht.
Ach! wo ich wandle, sei's auf Friedenswegen,
Sei's wo der Tod die blut'gen Kränze bricht:
Da werden deine teuren Huldgestalten
In Lieb' und Sehnsucht meine Seele spalten.

Verkennt mich nicht, ihr Genien meines Lebens,
Verkennt nicht meiner Seele ernsten Drang!
Begreift die treue Richtung meines Strebens
So in dem Liede wie im Schwerterklang!
Es schwärmten meine Träume nicht vergebens;
Was ich so oft gefeiert mit Gesang,
Für Volk und Freiheit ein begeistert Sterben:
Laßt mich nun selbst um diese Krone werben!

Wohl leichter mögen sich die Kränze flechten,
Errungen mit des Liedes heitrem Mut;
Ein rechtes Herz schlägt freudig nach dem Rechten.
Die ich gepflegt mit jugendlicher Glut,
Laßt mich der Kunst ein Vaterland erfechten,
Und gält' es auch das eigne wärmste Blut!
Noch diesen Kuß! und wenn's der letzte bliebe!
Es gibt ja keinen Tod für unsre Liebe.

Aufruf. (1813.)

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen;
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen.
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte.
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein!
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug; 's ist ein heil'ger Krieg.
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!

Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!“
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut;
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen!
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenrot;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen!
Der Tempel gründe sich auf Heldentod!

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt?
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten.
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O, ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten!
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen, freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen.
Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf.
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Der preußische Grenz-Adler. (Am 18. März 1813.)

Sei mir gegrüßt im Rauschen deiner Flügel!
Das Herz verheißt mir Sieg in deinem Zeichen.
Durch, edler Aar! Die Wolke muß dir weichen.
Fleug rächend auf von deiner Toten Hügel!
Das freie Roß gehorcht dem Sklavenzügel;
Den Glanz der Raute seh' ich welk verbleichen;
Der Löwe krümmt sich unter fremden Streichen.
Du nur erhebst mit neuem Mut die Flügel.
Bald werd' ich unter deinen Söhnen stehen,
Bald werd' ich dich im Kampfe wiedersehen;
Du wirst voran zum Sieg, zur Freiheit wehen.
Was dann auch immer aus dem Sänger werde:
Heil ihm, erkämpft er auch mit seinem Schwerte
Nichts als ein Grab in einer freien Erde!

An die Königin Luise. (1813.)

Du Heilige, hör' deiner Kinder Flehen!
Es dringe mächtig auf zu deinem Licht!
Kannst wieder freundlich auf uns niedersehen,
Verklärter Engel! Länger weine nicht!
Denn Preußens Adler soll zum Kampfe wehen.
Es drängt dein Volk sich jubelnd zu der Pflicht,
Und jeder wählt — und keinen siehst du beben —
Den freien Tod für ein bezwungnes Leben.

Wir lagen noch in feige Schmach gebettet;
Da rief nach dir dein besseres Geschick.
An die unwürd'ge Zeit warst du gekettet;
Zur Rache mahnte dein gebrochner Blick.
So hast du uns den deutschen Mut gerettet.
Jetzt sieh auf uns, sieh auf dein Volk zurück,
Wie alle Herzen treu und mutig brennen!
Nun woll' uns auch die Deinen wieder nennen!

Und wie einst, alle Kräfte zu beleben,
Ein Heil'genbild, für den gerechten Krieg
Dem Heeresbanner schützend zugegeben,
Als Oriflamme in die Lüfte stieg:

So soll dein Bild auf unsern Fahnen schweben
Und soll uns leuchten durch die Nacht zum Sieg.
Luise sei der Schutzgeist deutscher Sache,
Luise sei das Losungswort zur Rache!

Und wenn wir dann dem Meuterheer begegnen,
Wir stürzen uns voll Zuversicht hinein.
Und mögen tausend Flammenblitze regnen,
Und mögen tausend Tode uns umdräun:
Ein Blick auf deine Fahne wird uns segnen.
Wir stehen fest, wir müssen Sieger sein.
Wer dann auch fällt für Tugend, Recht und Wahrheit,
Du trägst ihn sanft zu deiner ew'gen Klarheit.

Jägerlied. (1813.)

Nach der Weise: Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark.

Frisch auf, ihr Jäger, frei und flink!
Die Büchse von der Wand!
Der Mutige bekämpft die Welt.
Frisch auf den Feind! frisch in das Feld,
Fürs deutsche Vaterland!

Aus Westen, Norden, Süd und Ost
Treibt uns der Rache Strahl,
Vom Oderflusse, Weser, Main,
Vom Elbstrom und vom Vater Rhein
Und aus dem Donautal.

Doch Brüder sind wir allzusamm',
Und das schwellt unsern Mut.
Uns knüpft der Sprache heilig Band,
Uns knüpft ein Gott, ein Vaterland,
Ein treues, deutsches Blut.

Nicht zum Erobern zogen wir
Vom väterlichen Herd;
Die schändlichste Tyrannenmacht
Bekämpfen wir in freud'ger Schlacht.
Das ist des Blutes wert.

Ihr aber, die uns treu geliebt,
Der Herr sei euer Schild,
Bezahlen wir's mit unserm Blut!
Denn Freiheit ist das höchste Gut,
Ob's tausend Leben gilt.

Drum, muntre Jäger, frei und flink,
Wie auch das Liebchen weint!
Gott hilft uns im gerechten Krieg.
Frisch in den Kampf! — Tod oder Sieg!
Frisch, Brüder, auf den Feind!

Lied der schwarzen Jäger. (1813.)

Nach der Weise: Am Rhein, am Rhein.

Ins Feld, ins Feld! Die Rachegeister mahnen.
Auf, deutsches Volk, zum Krieg!
Ins Feld, ins Feld! Hoch flattern unsre Fahnen;
Sie führen uns zum Sieg.

Klein ist die Schar; doch groß ist das Vertrauen
Auf den gerechten Gott.
Wo seine Engel ihre Festen bauen,
Sind Höllenkünste Spott.

Gebt kein Pardon! Könnt ihr das Schwert nicht heben,
So würgt sie ohne Scheu
Und hoch verkauft den letzten Tropfen Leben!
Der Tod macht alle frei.

Noch trauern wir im schwarzen Rächerkleide
Um den gestorbnen Mut.
Doch fragt man euch, was dieses Rot bedeute:
Das deutet Frankenblut.

Mit Gott! — Einst geht, hoch über Feindesleichen,
Der Stern des Friedens auf;
Dann pflanzen wir ein weißes Siegeszeichen
Am freien Rheinstrom auf.

Am Hedwigsbrunnen bei Jauer. (1813.)

Wie sprech' ich's aus, was meine Brust durchzittert?
Der Freude wie der Wehmut Schwingen tragen
Das milde Herz zu liebefrohen Tagen,
Von keinem Tränengifte mehr verbittert.
Wer hat mein freies Paradies umgittert?
Wer durfte mich in diese Fesseln schlagen,
Den Liedersohn ins Kriegsgetümmel jagen?
Wer hat mir meinen Freudenbaum zersplittert?

Wie? griff ich nicht mit freier Hand zum Schwerte,
Daß blutverföhnend aus der deutschen Erde
Ein heilig Werk jung und lebendig werde?
Es spricht's ein Gott im Rauschen dieser Wellen:
„Am Klippenherzen muß die Kraft zerschellen,
Und aus dem Tode soll das Leben quellen."

Letzter Trost. (1813.)

Beim Zurückzug der vereinigten Heere über die Elbe.

Nach der Weise unseres Bundesliedes: Es heult der Sturm, es braust das Meer

Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her.
Wir woll'n uns die Not nicht verhehlen.

Die Hölle braust auf in neuer Glut;
Umsonst ist geflossen viel edles Blut;
Noch triumphieren die Bösen.
Doch nicht an der Rache des Himmels verzagt!
Es hat nicht vergebens blutig getagt;
Rot muß ja der Morgen sich lösen.

Und galt es früherhin Mut und Kraft,
Jetzt alle Kräfte zusammengerafft!
Sonst scheitert das Schiff noch im Hafen.
Erhebe dich, Jugend! Der Tiger dräut.
Bewaffne dich, Landsturm! Jetzt kommt deine Zeit.
Erwache, du Volk, das geschlafen!

Und die wir hier rüstig zusammenstehn
Und keck dem Tod in die Augen sehn,
Woll'n nicht vom Rechte lassen,
Die Freiheit retten, das Vaterland,
Oder freudig sterben, das Schwert in der Hand,
Und Knechtschaft und Wütriche hassen!

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
Was gibt uns die weite unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden?
Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!
Ja! glücklich und frei sind die Toten.

Drum heule, du Sturm, drum brause, du Meer,
Drum zittre, du Erdreich, um uns her!
Ihr sollt uns die Seele nicht zügeln.
Die Erde kann neben uns untergehn;
Wir woll'n als freie Männer bestehn
Und den Bund mit dem Blute besiegeln.

Bundeslied vor der Schlacht. (12. Mai 1813.)

Am Morgen des Gefechts bei Dannenberg.

Ahnungsgrauend, todesmutig
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne, kalt und blutig,
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.
In der nächsten Stunden Schoße
Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Lose,
Und der eh'rne Würfel fällt.
Brüder, euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernst zu dem heiligsten Bunde,
Treu, so zum Tod, als zum Leben gesellt!

Hinter uns, im Graun der Nächte,
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein;
Unsre Ehre ist verpfändet.
Deutsche Brüder, löst sie ein!
Brüder, die Rache flammt! Reicht euch die Hände,
Daß sich der Fluch der Himmlischen wende!
Löst das verlorne Palladium ein!

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen.
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück

Nun, mit Gott! wir wollen's wagen,
Fest vereint dem Schicksal stehn,
Unser Herz zum Altar tragen
Und dem Tod entgegen gehn.
Vaterland, dir woll'n wir sterben,
Wie dein großes Wort gebeut!
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit!
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen!
Vaterland, höre den heiligen Eid!

Und nun wendet eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach;
Scheidet von dem Blütenglücke,
Das der gift'ge Süden brach!
Wird euch auch das Auge trüber;
Keine Träne bringt euch Spott.
Werft den letzten Kuß hinüber!
Dann befehlt sie eurem Gott!
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröste und schütze sie, ewiger Gott!

Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
Aug' und Herz zum Licht hinauf!
Alles Ird'sche ist vollendet,
Und das Himmlische geht auf.
Faßt euch an, ihr deutschen Brüder!
Jede Nerve sei ein Held!
Treue Herzen sehn sich wieder.
Lebewohl für diese Welt!
Hört ihr's? Schon jauchzt es uns donnernd entgegen.
Brüder, hinein in den blitzenden Regen!
Wiedersehn in der besseren Welt!

Gebet während der Schlacht. (1813.)

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!

Vater, du führe mich!
Führ mich zum Siege, führ mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote.
Herr, wie du willst, so führe mich!
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater, du segne mich!

Vater, du segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben;
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben.
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf um die Güter der Erde.
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte.
Drum, fallend und siegend, preis' ich dich.
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich.
Vater, ich rufe dich!

Mißmut. (1813.)

Als ich bei Sandow lange Zeit die Ufer der Elbe bewachen mußte.

Vaterland, du riefst den Sänger,
Schwelgend in der Tage Glück.
Blutig hassend deine Dränger,
Hielt nicht Lied und Liebe länger
Seiner Seele Sturm zurück.
Und er brach mit wundem Herzen
Aus der Freunde schönen Reih'n,
Tauchte in der Trennung Schmerzen —
Und war dein.

Tränend hat er oft die Blicke
Zur Vergangenheit gesandt;
Auf des Lieds melod'scher Brücke

Stieg der Geist zum alten Glücke
In der Liebe goldnes Land.
Ach! er schwärmte nur vergebens.
Denn der Stunden rohe Hast
Warf ihn in den Lärm des Lebens,
Sturmgefaßt.

Doch was soll er im Gedränge
Ohne Schlachten-Morgenrot?
Gib die friedlichen Gesänge
Oder gib des Krieges Strenge:
Gib mir Lieder oder Tod!
Laß mir der Begeistrung Tränen,
Laß mir meine Liebesnacht
Oder wirf mein freudig Sehnen
In die Schlacht!

Um mich donnern die Kanonen,
Ferne Zimbeln schmettern drein.
Deutschland wirft um seine Kronen;
Und hier soll ich ruhig wohnen
Und des Stromes Wächter sein?
Soll ich in der Prosa sterben?
Poesie, du Flammenquell,
Brich nur los mit leuchtendem Verderben,
Aber schnell!

An den König. (1813.)

Als das Gerücht ihn in der Bautzner Schlacht gefallen nannte.

Heil dir, mein Fürst, auf deinem Strahlenthrone!
Bricht auch das Herz, vom höchsten Schmerz bezwungen:
Mit letzter Kraft dir jubelnd Heil gesungen!
Der Jammer stirbt im höchsten Siegestone.
Ja! bis das letzte deutsche Wort verklungen,
Jauchzt noch das Vaterland von seinem Sohne,
Der, kämpfend für sein Volk und seine Krone,
Sich königlich den Königstod errungen.
Der Sieg fleugt auf aus deines Blutes Bächen.
Dein Name soll des Wütrichs Mauern brechen!
Das treue Volk muß *seinen König* rächen!
Du aber, sanft entschlummert unter Leichen,
Erwache sanft in deinen goldnen Reichen!
Die Palmen blühn dir dort für deine Eichen.

Reiterlied. (1813.)

Nach der Weise: Es gibt nichts Luſt'gers auf der Welt.

Friſch auf, friſch auf mit raſchem Flug!
Frei vor dir liegt die Welt,
Wie auch des Feindes Liſt und Trug
Uns rings umgattert hält.
Steig, edles Roß, und bäume dich!
Dort winkt der Eichenkranz.
Streich aus, ſtreich aus und trage mich
Zum luſt'gen Schwertertanz!

Hoch in den Lüften, unbeſiegt,
Geht friſcher Reitersmut.
Was unter ihm im Staube liegt,
Engt nicht das freie Blut.
Weit hinter ihm liegt Sorg' und Not
Und Weib und Kind und Herd,
Vor ihm nur Freiheit oder Tod
Und neben ihm das Schwert.

So geht's zum luſt'gen Hochzeitsfeſt;
Der Brautkranz iſt der Preis;
Und wer das Liebchen warten läßt,
Den bannt der freie Kreis.
Die Ehre iſt der Hochzeitsgaſt,
Das Vaterland die Braut.
Wer ſie recht brünſtiglich umfaßt,
Den hat der Tod getraut.

Gar ſüß mag ſolch ein Schlummer ſein
In ſolcher Liebesnacht;
In Liebchens Armen ſchläfſt du ein,
Getreu von ihr bewacht.
Und wenn der Eiche grünes Holz
Die neuen Blätter ſchwellt,
So weckt ſie dich mit freud'gem Stolz
Zur ew'gen Freiheitswelt.

Drum wie ſie fällt und wie ſie ſteigt,
Des Schickſals raſche Bahn,
Wohin das Glück der Schlachten neigt:
Wir ſchauen's ruhig an.
Für deutſche Freiheit woll'n wir ſtehn!
Sei's nun in Grabes Schoß,
Sei's oben auf des Sieges Höh'n:
Wir preiſen unſer Los.

Und wenn uns Gott den Sieg gewährt,
Was hilft euch euer Spott?
Ja! Gottes Arm führt unser Schwert,
Und unser Schild ist Gott.
Schon stürmt es mächtig rings umher.
Drum, edler Hengst, frisch auf!
Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Dein Weg geht mitten drauf.

Trost. (1813.)

Nach Abschluß des Waffenstillstandes.

Herz, laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott!
Gott wird es wohl verwalten;
Er ist der Freiheit Gott.

Laß nur den Wütrich drohen!
Dort reicht er nicht hinauf.
Einst bricht in heil'gen Lohen
Doch deine Freiheit auf.

Glimmend durch lange Schmerzen,
Hat sie der Tod verklärt,
Aus Millionen Herzen
Mit edlem Blut genährt,

Wird seinen Thron zermalmen,
Schmelzt deine Fesseln los
Und pflanzt die glüh'nden Palmen
Auf deutscher Helden Moos.

Drum laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott!
Gott wird es wohl verwalten;
Er ist der Freiheit Gott.

Abschied vom Leben.

Als ich in der Nacht vom 17. zum 18. Juni 1813 schwer verwundet und hilflos in einem Holze lag und zu sterben meinte.

Die Wunde brennt; die bleichen Lippen beben.
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben.

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumlied wird zur Totenklage.
Mut! Mut! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben.
Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:
Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen;
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen.

Lützows wilde Jagd. (1813.)

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurra jauchzt und die Büchse knallt;
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wütrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Tale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht;
Doch die wackern Herzen erzittern nicht.
Das Vaterland ist ja gerettet.
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt!
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen.
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Gebet. (1813.)

Nach der Weise: O sanctissima.

Hör uns, Allmächtiger!
Hör uns, Allgütiger,
Himmlischer Führer der Schlachten!
Vater, dich preisen wir.
Vater, wir danken dir,
Daß wir zur Freiheit erwachten.

Wie auch die Hölle braust,
Gott, deine starke Faust
Stürzt das Gebäude der Lüge.
Führ uns, Herr Zebaoth,
Führ uns, dreiein'ger Gott,
Führ uns zur Schlacht und zum Siege!

Führ uns! Fall' unser Los
Auch tief in Grabes Schoß:
Lob doch und Preis deinem Namen!
Reich, Kraft und Herrlichkeit
Sind dein in Ewigkeit.
Führ uns, Allmächtiger! — Amen.

Österreichs Doppeladler. (1813.)

Als ich verwundet nach Österreich zurückkehrte.

Sei mir gesegnet, heilig Doppelzeichen,
Das ich trotz diesem Wirbelsturm der Jahre
In heiterm Stolz und leuchtender gewahre!
Ja, hier beginnst du, freies Land der Eichen!

Ein Ruf, dem nur der Sel'gen Stimmen gleichen,
Zog mich zu deinem nachbarlichen Aare.
Es floß mein Blut am Vaterlandsaltare:
Ich sank, getroffen von Verräterstreichen.
Da find' ich dich, schön wie im Land der Dichtung.
Zween Blitze glüht der Augen Doppelrichtung,
Der Freiheit Sieg, der Tyrannei Vernichtung.
Frisch auf, Habsburg! Der Teufel muß erliegen.
Gott ist mit dir, wo deine Banner fliegen.
Hoch, Östreich, hoch! Dein Schwert, dein Karl wird siegen.

Unsere Zuversicht. (1813.)

Nach der Weise: Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Wir rufen dich mit freud'gen Blicken
Und halten fest an deinem Wort.
Die Hölle soll uns nicht berücken
Durch Aberwitz und Meuchelmord;
Und was auch rings in Trümmern geht,
Wir wissen's, daß dein Wort besteht.

Nicht leichten Kampfes siegt der Glaube;
Solch Gut will schwer errungen sein.
Freiwillig tränkt uns keine Traube;
Die Kelter nur erpreßt den Wein;
Und will ein Engel himmelwärts,
Erst bricht im Tod ein Menschenherz.

Drum, mag auch noch im falschen Leben
Die Lüge ihre Tempel baun,
Und mögen goldne Schurken beben
Und sich vor Kraft und Tugend graun
Und mit der Feigheit Schwindeldrehn
Vor dem erwachten Volke stehn,

Und mögen sich noch Brüder trennen
Und sich in blut'gem Haß entzwein,
Und deutsche Fürsten es verkennen,
Daß ihre Kronen Schwestern sei'n,
Und daß, wenn Deutschland einig blieb,
Es einer Welt Gesetze schrieb:

Wir wollen nicht an dir verzagen
Und treu und festen Mutes sein.
Du wirst den Wütrich doch erschlagen
Und wirst dein deutsches Land befrein.

Liegt auch der Tag noch jahreweit:
Wer weiß als du die rechte Zeit?

Die rechte Zeit zur guten Sache,
Zur Freiheit, zum Tyrannentod!
Vor deinem Schwerte sinkt der Drache
Und färbt die deutschen Ströme rot
Mit Sklavenblut und freiem Blut.
Du treuer Gott, verwalt' es gut!

Was uns bleibt. (1813.)

Was uns bleibt, wenn Deutschlands Säulen brechen,
Wenn der Götter Stimme trügt,
Wenn der Menschheit Wunden sich nicht rächen,
Wenn das heiligste Vertrauen lügt,
Wenn umsonst die aufgeblitzte Jugend
Um des Vaterlandes Kerker stürmt,
Und des Volkes spartergleiche Tugend
Fruchtlos Leichen über Leichen türmt?
Was uns bleibt, wenn wir trotz unserm Rechte
Knirschend vor dem falschen Glücke stehn,
Und des Wütrichs feile Henkersknechte
Mordend durch der Freiheit Tempel gehn?
Was uns bleibt, wenn unser Blut vergebens
Auf des Vaterlandes Grab verraucht,
Und der Freiheit Stern, der Stern des deutschen Lebens,
An dem deutschen Himmel niedertaucht?
Was uns bleibt? Rühmt nicht des Wissens Bronnen,
Nicht der Künste friedensreichen Strand!
Für die Knechte gibt es keine Sonnen,
Und die Kunst verlangt ein Vaterland.
Aller Götter Stimmen sind verklungen
Vor dem Jammerton der Sklaverei,
Und Homer, er hätte nie gesungen:
Doch sein Griechenland war frei!
Was uns bleibt? — Ein christliches Ertragen
Wo des Dulders feige Träne taut?
Soll ich selbst den Altar mir zerschlagen,
Den ich mir im Herzen aufgebaut?
Soll ich das für Gottes Finger halten,
Wo der Menschheit Engel Rache schrein?
Wo die Teufel teuflisch walten,
Das kann nur ein Sieg der Hölle sein.

Bleibt uns nichts? — Fliehn alle gute Engel
Mit verwandtem Angesicht?
Brechen aller Hoffnung Blütenstengel,
Weil des Sieges Palme bricht?
Kann der Arm kein rettend Kreuz umklammern
In der höchsten, letzten Not?
Müssen wir verzweifeln und verjammern?
Gibt es keine Freiheit als den Tod? — —

Doch! Wir sehn's im Aufschwung unsrer Jugend,
In des ganzen Volkes Heldengeist.
Ja! es gibt noch eine deutsche Tugend,
Die allmächtig einst die Ketten reißt.
Wenn auch jetzt in den bezwungnen Hallen
Tyrannei der Freiheit Tempel bricht:
Deutsches Volk, du konntest fallen,
Aber sinken kannst du nicht!
Und noch lebt der Hoffnung Himmelsfunken.
Mutig vorwärts durch das falsche Glück!
's war ein Stern! Jetzt ist er zwar versunken,
Doch der Morgen bringt ihn uns zurück.
's war ein Stern! — Die Sterne bleiben.
's war der Freiheit goldner Stern!
Laß die blut'gen Wolken treiben!
Der ist in der Hut des Herrn.
Mag die Hölle drohn und schnauben,
Der Tyrann reicht nicht hinauf,
Kann dem Himmel keine Sterne rauben.
Unser Stern geht auf!
Ob die Nacht die freud'ge Jugend töte,
Für den Willen gibt es keinen Tod,
Und des Blutes deutsche Heldenröte
Jubelt von der Freiheit Morgenrot.

Männer und Buben. (1813.)

Nach der Weise: Brüder, mir ist alles gleich.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?
Pfui über dich Buben hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Zofen!
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,

Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn wir die Schauer der Regennacht
Unter Sturmespfeifen wachend vollbracht,
Kannst du freilich auf üppigen Pfühlen
Wollüstig träumend die Glieder fühlen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn uns der Trompeten rauher Klang
Wie Donner Gottes zum Herzen drang,
Magst du im Theater die Nase wetzen
Und dich an Trillern und Läufern ergötzen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn die Glut des Tags versengend drückt,
Und uns kaum ein Tropfen Wasser erquickt,
Kannst du Champagner springen lassen,
Kannst du bei brechenden Tafeln prassen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn wir vorm Drange der würgenden Schlacht
Zum Abschied ans ferne Treuliebchen gedacht,
Magst du zu deinen Mätressen laufen
Und dir mit Golde die Lust erkaufen.

Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze saust,
Wenn der Tod uns in tausend Gestalten umbraust,
Kannst du am Spieltisch dein Septleva brechen
Und mit der Spadille die Könige stechen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenrot,
Willkommen dann, sel'ger Soldatentod!
Du verkriechst dich in seidene Decken,
Winselnd vor der Vernichtung Schrecken,
Stirbst als ein ehrlos erbärmlicher Wicht.
Ein deutsches Mädchen beweint dich nicht,
Ein deutsches Lied besingt dich nicht,
Und deutsche Becher klingen dir nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Trinklied vor der Schlacht.

Nach der Weise: Feinde ringsum.

Schlacht, du brichst an!
Grüßt sie in freudigem Kreise,
Laut nach germanischer Weise!
Brüder, heran!

Noch perlt der Wein.
Eh' die Posaunen erdröhnen,
Laßt uns das Leben versöhnen!
Brüder, schenkt ein!

Gott Vater hört,
Was an des Grabes Toren
Vaterlands Söhne geschworen.
Brüder, ihr schwört!

Vaterlands Hort,
Woll'n wir's aus glühenden Ketten
Tot oder siegend erretten!
Handschlag und Wort!

Hört ihr sie nahn?
Liebe und Freuden und Leiden!
Tod! du kannst uns nicht scheiden.
Brüder, stoßt an!

Schlacht ruft! Hinaus!
Horch! die Trompeten werben.
Vorwärts, auf Leben und Sterben!
Brüder, trinkt aus!

Schwertlied.

(Wenig Stunden vor dem Tode des Verfassers gedichtet.)

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an.
Hab' meine Freude dran.
Hurra!*)

„Mich trägt ein wackrer Reiter;
Drum blink' ich auch so heiter;
Bin freien Mannes Wehr;
Das freut dem Schwerte sehr."
Hurra!

Ja, gutes Schwert, frei bin ich
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut
Als eine liebe Braut.
Hurra!

„Dir hab' ich's ja ergeben,
Mein lichtes Eisenleben.
Ach, wären wir getraut!
Wann holst du deine Braut?"
Hurra!

*) Bei dem „Hurra!" wird mit den Schwertern geklirrt.

Zur Brautnachts-Morgenröte
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrein,
Hol' ich das Liebchen ein.
Hurra!

„O seliges Umfangen!
Ich harre mit Verlangen.
Du Bräut'gam, hole mich!
Mein Kränzchen bleibt für dich."
Hurra!

Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so?
Hurra!

„Wohl klirr' ich in der Scheide;
Ich sehne mich zum Streite,
Recht wild und schlachtenfroh.
Drum, Reiter, klirr' ich so."
Hurra!

Bleib doch im engen Stübchen!
Was willst du hier, mein Liebchen?
Bleib still im Kämmerlein!
Bleib! bald hol' ich dich ein.
Hurra!

„Laß mich nicht lange warten!
O schöner Liebesgarten,
Voll Röslein blutigrot
Und aufgeblühtem Tod!"
Hurra!

So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide!
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich ins Vaterhaus.
Hurra!

„Ach, herrlich ist's im Freien,
Im rüst'gen Hochzeitreihen!
Wie glänzt im Sonnenstrahl
So bräutlich hell der Stahl!"
Hurra!

Wohlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm!
Hurra!

Erst tat es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut.
Hurra!

Drum drückt den liebeheißen,
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest!
Fluch, wer die Braut verläßt!
Hurra!

Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitsmorgen graut.
Hurra, du Eisenbraut!
Hurra!

Anhang.*)

An L., als Dank für das Feldzeichen.

Der Ritter liebte stets die deutschen Weisen.
Zog er hinaus zum Streit fürs Vaterland,
Die Sklavenketten mutig zu zerreißen,
Durft' frohen Mutes zücken er sein Eisen,
War er geschickt von schöner Frauen Hand.
Die Sitte soll die alte Kraft beweisen;
Noch ist der Sieg der Schönheit zugewandt:
Sie nur allein kann rohen Mut verklären.
Auch mich hat sie geschmückt — ich trug ihr Band —
Als ihren Ritter will ich mich bewähren.

---

*) Die folgenden sechs Gedichte wurden erst 1893 vom Hofrat Dr. E. Peschel in „Theodor Körners Tagebuch und Kriegslieder aus dem Jahre 1813" veröffentlicht. D. H.

Gebet.

Deine Sonne, Herr des Himmels,
Schmilzt den Schnee von deinen Bergen,
Bricht mit rosiger Verklärung
Durch der Nebel düstern Schleier,
Trägt den milden Hauch des Tages
Siegend aus dem Kampf der Nacht.

Deine Sonne, güt'ger Vater,
Lockt die Knospe aus dem Kelche,
Taucht die jungfräulichen Blätter
In das zarte Rot der Sehnsucht,
Küßt des Taues Tränenperle
Lächelnd aus dem Blütenkelch.

O, so führe deine Liebe'
Aus der Nebel düstrem Schatten
Mir herauf den goldnen Morgen,
Locke meines Herzens Keime,
Küsse mir vom matten Auge
Meiner Sehnsucht Träne ab!

Oder pflanze mir die Rosen
Schattend über meinem Hügel,
Daß der Blütendorn der Liebe,
Der den Lebenden verwundet,
Fest verzweigt mit der Zypresse,
Doch den Toten kühlen muß!

Als ich schwer verwundet lag,

im Augenblicke des höchsten Schmerzes.

Gott, laß mich nicht erliegen
In meiner Wunde Brand!
Laß nicht die Marter siegen!
's war ja fürs Vaterland.

Verlaß mich nicht, du Milde,
Der ich mich sonst bewußt,
Decke mit deinem Schilde
Die qualzerriss'ne Brust!

Der Kopf will mir zerspalten,
Wild glüht des Auges Kreis;
Doch meine Glieder kalten
Wie in des Nordens Eis.

Von wut'ger Qual zertreten
Der Geist im Staube schleicht.
Laß mich nur einmal beten,
Mein Gott! Dann wird mir leicht.

Dein' Gnad' ist unverderblich.
Mut, wenn das Herz auch reißt!
Der Leib, der Schmerz ist sterblich,
Unsterblich ist der Geist.

Wilknitz.

Er wurde am 17. Juni 1813, als das Lützowsche Freikorps auf dem Schlachtfelde von Lützen überfallen wurde, von württembergischen Jägern, nachdem er 9 derselben schwer verwundet hatte, vom Pferde gehauen, darauf von dem Feinde in ein Bauerhaus gebracht und, da er noch Atem holen konnte, verbunden. Als er wieder zu sich kam, riß er den Verband mit den Worten los: „Von solchen Buben mag ich das Leben nicht!" und starb wenige Augenblicke darauf.

Steig, Flügelroß, den Sturm in deinen Mähnen!
Fleug auf, mein Lied, mit deinem kühnsten Schwung!
Zu dir, mein Held, zu dir, des Liedes Sehnen,
Zu deinem Licht aus meiner Dämmerung!
Und füllen gleich die Augen sich mit Tränen,
Dir gleich zu sein, bleibt doch mein stolzes Wähnen.

Auf deinem Grabe mag zum Lohne schweben
Die Eichenkrone, die dein Volk dir schlang;
Begeistrung will in Liedesgluten beben,
Und einem Helden ziemet Bardensang.
Ich ruf' es jubelnd unserm Vaterlande,
Daß ich dich, Heldenseele, Bruder nannte.

Du wirst unsterblich in den Herzen leben,
Wo Freiheit noch und Kraft in Liedern klingt.
In schönen Augen wird die Träne beben,
Wenn man die Tat des kühnen Leuen singt,
Und in des Volkes teurer Heldensage
Dem Enkel leuchten aus dem Kampf der Tage.

Noch seh' ich dich in den treulosen Scharen,
Wie deine Faust die Mörder niedersticht,
[Wie ihre Dolche durch die Brust dir fahren,
Und dir erblaßt das Heldenangesicht.]
Da treibt sie Tücke, helfend dir zu nahen,
[Solch einen Helden noch im Netz zu fahen.]

[Du wirst aus dem Getümmel weggetragen;
Man reicht dir Wein und legt Verbande an.
Doch du hast kaum die Augen aufgeschlagen:]
„Aus Bubenhand nehm' ich kein Leben an!"
Zornglühend rufst du's aus, zerreißest die Verbande,
Und deine Seele fliegt zum Vaterlande.

Noch kann ich nichts als deine Größe singen.
Doch wenn die Schlachtenlosung niederfällt,
Wenn die Trompeten todeslustig klingen,
Und der Würgengel seine Hochzeit hält:
Dann darf ich dir den Stahl der Rache schwingen.
Der erste, der sich meinem Schwerte stellt,
Des Haupt, wenn die Walküren günstig walten,
Will ich dem Freund zum Todesopfer spalten.

Courage.

Am 17. August.

Nach der Weise: Ach Potsdam, ach Potsdam.

Courage! Courage!
Du machst mich ganz schachmatt.
Wer war denn nur der Teufelskerl,
Der dich erfunden hat?

„Mama, ich soll Soldate werd'n;
Mama, da wird nichts draus.
Sie schießen einem im Dunkeln
Wohl gar ein Auge aus.

Ich soll 'ne Flinte tragen,
Solch feiner Leute Kind!
Mama, sie wissen's noch gar nicht
Was d'Franzosen für Flegel sind."

„Mein Thomas! bleib zu Hause!
Pfui! Blut! ein schlechter Durst.
Ich lass' dir ein Äpfelchen braten
Und kauf' dir 'ne Braunschweiger Wurst."

„Fein's Liebchen, ich wollt' Soldat werd'n;
Die Mutter leidet's nicht.
Da muß ich's lassen bleiben;
's wär' wider die Kindespflicht."

„Die Kindespflicht muß weichen.
Zum Kampfe, trauter Thoms!
Sieg oder stirb fürs Vaterland
Wie Heldensöhne Roms!“

„Ich hab' ja mein gewisses Brot
Beim Schwefel und bei Kaffee,
Und morgen sollt' die Hochzeit sein,
Und ich soll sterben? — O weh!

Wenn die Franzosen nun keinen Spaß verstehn?
Die Kerls sind indiskret!
Ach, laß sie sich schlagen! — Wir küssen.
Gib acht, daß es ohne mich geht!“

„Ei, willst du mein Treuliebster sein,
So zeige dich als Mann!
Denn der versteht das Lieben nicht,
Der nicht auch zuschlagen kann.“

„Nun, soll's denn sein und muß es sein —
O Welt, wie bist du verkehrt! —
Nun, Mutter, so kauf mir ein Büchsenrohr,
Ach Gott, und kauf mir ein Schwert!

Und kauf mir ein Pfund Courage —
Das Geld wend' ich gerne dran —
Und kauf mir ein großes Rosinenfaß,
In das ich mich kriechen kann!

Und packe mich in Baumwolle ein,
Wenn ich marschieren muß;
Dann nehm' ich's mit dem Stärksten auf.
Pautz!! — Gott, da fällt ein Schuß!“

„Sei außer Angst, mein Söhnchen!
's war nur die Kellertür.
Herr Jesus, du wirst ja ganz leichenblaß!
Geschwind, und nimm ein Klystier!“

Und als er wieder zu sich kam,
Zu alter Heldenkraft,
Da nahm er Abschied von der Braut —
Und fraß Lakriziensaft.

Das Lied von der Rache.

Nach der Weise: Am Rhein, am Rhein!

Heran, heran! Die Kriegstrompeten schmettern.
Heran! Der Donner braust!
Die Rache ruft in zack'gen Flammenwettern
Der deutschen Rächerfaust!

Heran, heran zum wilden Furientanze!
Noch lebt und glüht der Molch!
Drauf, Brüder, drauf mit Büchse, Schwert und Lanze!
Drauf, drauf mit Gift und Dolch!

Was Völkerrecht? — Was sich der Nacht verpfändet,
Ist reife Höllensaat.
Wo ist das Recht, das nicht der Hund geschändet
Mit Mord und mit Verrat?

Sühnt Blut mit Blut! Was Waffen trägt, schlagt nieder!
's ist alles Schurkenbrut!
Denkt unsres Schwurs, denkt der verratnen Brüder
Und saust euch satt in Blut!

Und wenn sie winselnd auf den Knieen liegen
Und zitternd Gnade schrein:
Laßt nicht des Mitleids feige Stimme siegen!
Stoßt ohn' Erbarmen drein!

Und rühmten sie, daß Blut von deutschen Helden
In ihren Adern rinnt:
Die können nicht des Landes Söhne gelten,
Die seine Teufel sind.

Ha, welche Lust, wenn an dem Lanzenknopfe
Ein Schurkenherz zerbebt,
Und das Gehirn aus dem gespaltnen Kopfe
Am blut'gen Schwerte klebt!

Welch Ohrenschmaus, wenn wir bei Siegesrufen,
Vom Pulverdampf umqualmt,
Sie winseln hören, von der Rosse Hufen
Auf deutschem Grund zermalmt!

Gott ist mit uns! Der Hölle Nebel weichen
Hinauf, du Stern, hinauf!
Wir türmen dir die Hügel ihrer Leichen
Zur Pyramide auf.

Dann brennt sie an und streut es in die Lüfte,
Was nicht die Flamme fraß,
Damit kein Grab das deutsche Land vergifte
Mit überrhein'schem Aas!

Knospen.

An den Leser.

Knospen nennen wir uns, sind bescheidne, freundliche Blümchen;
Wie uns der Frühling gebar, treten wir kunstlos hervor.
Freilich sind wir noch klein und zart und nur Träume des Lebens.
Doch auch ein Traum ist gut, kommt er aus fröhlicher Brust.
Nimm uns drum, wie wir sind, hat Natur auch leicht uns gestaltet!
Leicht wie die Jugend entquillt leicht auch die bildende Kraft.
Doch wie die Blüte sich formt? — Das liegt noch verhüllt in der Zukunft.
Wenn sich der Sommer erhebt, reift auch die Knospe zur Frucht.

Bergmannsleben.

In das ew'ge Dunkel nieder
Steigt der Knappe, der Gebieter
Einer unterird'schen Welt.
Er, der stillen Nacht Gefährte,
Atmet tief im Schoß der Erde,
Den kein Himmelslicht erhellt.
Neu erzeugt mit jedem Morgen
Geht die Sonne ihren Lauf.
Ungestört ertönt der Berge
Uralt Zauberwort: „Glück auf!"

Da umschwebt uns heil'ges Schweigen,
Und aus blauen Flammen steigen
Geister in die grause Nacht.
Doch ihr eignes Tun verschwindet;
Fester sind sie uns verbündet,
Bauen uns den düstern Schacht.
Nimmer können sie uns zwingen,
Und sie hält ein ew'ger Bann:
Wir bekämpfen alle Mächte
Durch der Mutter Talisman.

Auch die lieblichen Najaden,
Die im reinen Quell sich baden,
Stürzen hilfreich in die Gruft,

Mit den zauberischen Händen
Das gewalt'ge Rad zu wenden,
Und es rauscht in ferner Kluft.
Selbst Vulkan, der Eisenbänd'ger,
Reicht uns seine Götterhand,
Und durch seines Armes Stärke
Zwingen wir das Mutterland.

Auch mit Proserpinens Gatten,
Mit dem schwarzen Fürst der Schatten,
Flechten wir den ew'gen Bund,
Und er läßt auf schwankem Steige
Eingehn uns in seine Reiche,
In des Todes grausen Schlund.
Doch der Weg ist uns geöffnet
Wieder auf zum goldnen Licht,
Und wir steigen aus der Tiefe.
Denn der Gott behält uns nicht.

Durch der Stollen weite Länge,
Durch das Labyrinth der Gänge
Wandern wir den sichern Weg.
Über nie erforschte Gründe,
Über dunkle Höllenschlünde
Leitet schwankend uns der Steg.
Ohne Grauen, ohne Zaudern
Dringen wir ins düstre Reich,
Führen auf metallne Wände
Jauchzend den gewalt'gen Streich.

Unter unsers Hammers Schlägen
Quillt der Erde reicher Segen
Aus der Felsenkluft hervor.
Was wir in dem Schacht gewonnen,
Steigt zum reinen Glanz der Sonnen,
Zu des Tages Licht empor.
Herrlich lohnt sich unser Streben,
Bringet eine goldne Welt
Und des Demants Pracht zu Tage,
Die in finstrer Tiefe schwellt.

In der Erde dunklem Schoße
Blühen uns die schönsten Lose,
Strahlet uns ein göttlich Licht.
Einst durch düstre Felsenspalten

Wird es seinen Sitz entfalten;
Aber wir erblinden nicht.
Wie wir treu der Mutter bleiben,
Lebend in dem düstern Schacht,
Hüllt uns in der Mutter Schleier
Einst die ewig lange Nacht.

Der Traum.

Einst, von des Tages eh'rner Stundenkette
Ermüdet, sank ich auf des Lagers Raum.
Selene blickte durch der Fenster Glätte,
Und silbern malte sich der Wolke Saum.
Da nahte sich der sanften Ruhestätte
Aus goldnen Pforten ein beglückter Traum,
Und in des Schlummers trügenden Gebilden
Sah ich mich in elysischen Gefilden.

Und gürtelartig schlangen sich Gebäude
Um mich herum von Marmor, blendend weiß;
Der Sonne Licht im blauen Ätherkleide
Schwamm über meinem Scheitel glühend heiß,
Und herrlich in des Hofes stolzer Weite
Sah ich von Palmen einen heil'gen Kreis
Und in der Mitte eine Riesenpflanze,
Den Himmel stürmend mit des Gipfels Kranze.

Noch starrt' ich, von des Baumes Pracht geblendet,
Und einen Jüngling sah ich ferne stehn,
Den sanften Blick nach oben hingewendet
Und leise betend zu den blauen Höhn.
Und als er gläubig das Gebet geendet,
Da zog's mich hin — wer konnte widerstehn? —
Und staunend fragt' ich ihn und frage wieder:
„Sprich! wer bist du? wer ist der Burg Gebieter?"

„Das Schloß und alles, was du kannst erschauen,
Gehört," so sprach er, „einem mächt'gen Herrn;
Ihn ehrt das Volk mit kindlichem Vertrauen,
Und froh gehorcht ihm jeder, dient ihm gern.
Wie ein Geschöpf aus Paradieses Auen
Erhebt er sich, klar wie ein goldner Stern;
Dem Element gebietet er als Meister,
Und willig folgen ihm die Flammengeister.

Wie seinen Sohn nur hat er mich gehalten,
Ob ich sein Diener gleich, sein Sklave war;
Er zog mich hin mit mächtigen Gewalten;
Sein hohes Wort blieb ewig treu und wahr.
Die innre Brust konnt' ich vor ihm entfalten;
Es sah im Nebeldunst des Lebens klar,
Wies das Gesetz mir in dem ew'gen Ringe
Und zeigte mir das Wesen aller Dinge.

„So formte mich des Geistes strenger Wille;
Doch in dem Herzen blieb es ewig Nacht
Und plötzlich, wie der Schmetterling die Hülle
Zerbricht, zum neuen Leben angefacht,
Und fröhlich flattert in des Lichtes Fülle,
Hellglänzend, mit der farbig goldnen Pracht:
So riß mich Lieb' empor im Rausch der Wonnen;
Die Erde sank; das Dunkel war zerronnen.

Des Herzens Sehnen färbte meine Wangen;
Denn eine Jungfrau, hold und wunderbar
Und rein wie sie, die Gottes Sohn empfangen,
Und wie ein Seraph licht und sonnenklar,
Entflammte mich mit feurigem Verlangen;
Wir liebten uns, ein hochbeglücktes Paar!
Wohl sah der Herr den Bund; uns nicht entgegen
Versprach er uns im stillen seinen Segen.

So lebten wir des Lebens Wonnezeiten;
Eins war im andern innig sich bewußt.
Doch trägt dies sel'ge Übermaß der Freuden
Nie ungetrübt die stauberzeugte Brust.
Das Schicksal nahte mit gewalt'gem Schreiten,
Und rächend kam der Sinne ird'sche Lust.
Im glüh'nden Taumel meiner Flammenliebe
Opfert' ich sie und mich dem wilden Triebe.

Noch schwelgten wir in sündigen Genüssen.
Da kam der Herr; er hatte uns vertraut.
Wir sanken reuevoll zu seinen Füßen.
Doch seines Zornes Stimme wurde laut:
‚Von meinem Herzen hast du dich gerissen;
Verloren ist auf ewig dir die Braut.
Die strenge Schuld gebeut, ihr müßt euch trennen.
Nachforschen darfst du nie und nie sie nennen.

Nicht ihres Lebens Rätsel sollst du lösen;
Verblichen ist des Glückes Morgenrot.
Eh'r stürzt die Sonne aus des Himmels Größen.
Der Raub der Unschuld ist der Liebe Tod.'
Und in des Donners brausenden Getösen
Entführt' er sie mit seinem Machtgebot.
Bewußtlos sank ich da zur Erde nieder,
Und nur zum höchsten Schmerz erwacht' ich wieder.

Denn auf dem Herzen lag's mit Zentnerschwere,
Und furchtbar büßt' ich meiner Sinne Lust.
Allein fühlt' ich mich in des Weltalls Leere,
Und nur der Sünde war ich mir bewußt.
Und wie die Windsbraut auf empörtem Meere,
So tobt' es in der schuldbedeckten Brust,
Und eine Stimme rief: ‚Du bist gerichtet;
Denn eines Engels Glück hast du vernichtet.'

So mußt' ich meine Qual verschwiegen tragen;
Nie hört' ich eines Freundes tröstend Wort.
Dem Echo durft' ich meinen Schmerz nicht klagen;
Der Jugendblüten Zweig war mir verdorrt.
Kein Morgen wollte glückverkündend tagen,
Und aus dem Kreis der Menschen trieb mich's fort,
Und wollt' ich in die Todesnacht mich retten,
So hielt das Leben mich mit eh'rnen Ketten.

Als wollte sie des Herzens Schuld verkünden,
So flammte mir die Sonne blutig rot.
Nicht Ruhe konnt' ich, konnte Trost nicht finden.
Da faßte mich der Seele höchste Not.
Es trieb mich fort, ihr Schicksal zu ergründen.
Verzweifelnd schmäht' ich meines Herrn Gebot;
Zur Ferne lenkt' ich die verwegnen Schritte,
Zu eines Greises gottgeweihter Hütte.

Ihm naht' ich forschend, meine Qual zu enden,
Verschwieg ihm nicht den unglückseel'gen Bund.
Gebete sah ich ihn zum Himmel senden,
Und so verkündete sein Sehermund:
‚Berühr der Palme Blatt mit frommen Händen,
Und der Geliebten Schicksal wird dir kund.
Doch hast du das geheime Wort errungen,
So wirst du von der Erde schnell verschlungen.'

Er sprach es aus, und schnell war ich entschlossen.
Ich nahte eilig diesem heil'gen Baum;
Denn aus geweihter Erd' ist er entsprossen,
Regt sich mit ew'ger Kraft im Himmelsraum.
Schon ist der Schmerz in Tränen mir zerflossen;
Das nahe Ziel löst sanft den bittern Traum;
Zur letzten Tat ist meine Hand gehoben;
Die Liebe siegt; das Wissen kommt von oben."

Er sprach's, und schnell will er die Tat erfüllen
Und rührt der Blätter schreckliche Gewalt:
Und plötzlich leuchten Blitze, Donner brüllen,
Daß Erd' und Himmel furchtbar widerhallt.
Und als sich schnell die wilden Mächte stillen,
Schwebt eines Greises heilige Gestalt —
Ein Sternenmantel flog um seine Glieder —
Vom Himmelsraum auf lichten Wolken nieder.

Und neben ihm die zarteste der Frauen —
Ein Säugling ruht an ihrer Schwanenbrust —
Ein seliges Geschöpf aus Himmelsauen,
Der ew'gen heil'gen Liebe sich bewußt.
Und wie des Jünglings Blicke sie erschauen,
So sinkt er hin, umglüht von hoher Lust;
Und ich — erwachte; denn der Morgen graute,
Und voll Begeistrung schlug ich in die Laute.

Brutus' Abschied.

Porcia.

Stolzer Brutus, kannst du von mir scheiden?
Fesseln nimmer dich der Liebe Freuden?
Rastlos treibt's dich von der Gattin Brust.
Wohl ist dir's, wenn Heere sich umarmen,
Wenn die Schwerter blutigrot erwarmen,
Und das Mordgeschrei ist deine Lust.

Brutus.

Weib! mir ist kein friedlich Glück beschieden.
Helden kann ich, Sklaven nicht, gebieten;
Furchtbar jagt's mich in die Lanzenschlacht;
Und den kühnen Pfad zum fernen Ziele
Bahn' ich sicher mir durchs Mordgewühle,
Sicher durch des Kampfes eh'rne Macht.

Porcia.

Und nicht weinen soll ich um den Gatten?
Fechtend stürzt er in das Reich der Schatten;
An die Seinen denkt er nicht zurück.
Unterliegt er auch des Schicksals Mächten,
Freiheit strahlt ihm in des Todes Nächten,
Und im Kampf zu sterben ist sein Glück.

Brutus.

Porcia! wohl denk' ich an die Meinen;
Doch nicht klagen kann der Mann, nicht weinen,
Kämpfen muß er, wie das Herz gebeut.
Bricht die Welt auch unter ihm zusammen,
Speit der Hades seine gift'gen Flammen:
Er steht felsenfest im Männerstreit.

Porcia.

Wenn du fällst, wer soll die Gattin retten?
Wer erlöst sie aus verhaßten Ketten,
Wenn der Feind den Siegeslorbeer bricht?
Denn zum Dulden ist das Weib geschaffen,
Doch der Mann, der Starke, zu den Waffen.
Lieben nur, verderben kann ich nicht.

Brutus.

Nicht das Leben darf der Mann erwägen;
Seinem Schicksal tritt er kühn entgegen,
Und besonnen schreitet er zum Mord.
Sind mir tausend Dolche auch geschliffen,
Freiheitstaumel hat das Herz ergriffen,
Und mit Sturmes Brausen trägt's mich fort.

Porcia.

Horch! schon naht der Tod sich Romas Söhnen.
Wie der Zimbel und Posaune Tönen
Jede Qual in dieser Brust erweckt!
Mir ersteht ein Bild in blut'gen Träumen,
Und dich seh' ich auf des Schlachtfelds Räumen
Von dem eignen Schwerte hingestreckt.

Brutus.

Hoffe standhaft, bis die Adler sinken,
Bis die Felder unser Herzblut trinken,
Und die Tyrannei die Schranken bricht!

Nicht der Ruhm, das Glück nur kann sich wenden.
Stolze Römerin, du weißt zu enden!
Brutus überlebt die Freiheit nicht.

Der Morgen des Glaubens.

Ein Jüngling stand auf Berges Höh' —
Ihm schlug das Herz so wonnig und weh —
Allein im nächtlichen Grausen;
Und schüchtern umfing er die felsige Wand;
Denn Wolken drohten am Himmelsrand,
Gejagt von des Sturmwindes Brausen.

Da zogen die Wolken abendwärts,
Und freier schlug ihm das zagende Herz
In des Lichtes blassem Geflimmer;
Und heller wird es im Himmelsraum,
Und von der Sterne goldnem Saum
Erzittert der bläuliche Schimmer.

Und der Jüngling spricht das jammernde
„Wohin, ihr Funken? was zieht ihr fort?
Und bleibt ihr mir ewig so ferne?
Ach, kalt und erblassend ist euer Licht,
Erwärmt den starrenden Busen nicht.
Erbarmt euch, ihr liebenden Sterne!"

Doch schnell erbleicht die goldne Pracht.
Die Sterne sinken zur düstern Nacht;
Es mischt sich das Licht mit dem Dunkel.
Da klimmen fern durch der Dünste Flor
Hinter den Bergen die Strahlen empor,
Wie Frühlingsglut und Karfunkel.

„Ihr Strahlen, ihr Strahlen, wo kommt ihr her?
In der Brust ist's so kalt, in der Brust ist's so leer.
O, senkt eure Gluten mir nieder!
Der Morgen der ewigen Liebe graut,
Und glühend erhebt sich die Himmelsbraut,
Und erquickt sind die starrenden Glieder.

Hoch hebt sich im Taumel der Wonne die Brust,
Und das Herz zerfließt in heiliger Lust."
Und er stürzt mit frommer Gebärde
Zum Staube, und in der goldnen Glut
Malt purpurrot sich vom göttlichen Blut
Der Name: **Heiland der Erde!**

Das Wunderblümchen.

Ein Blümchen blüht an stillen Quellen
Und atmet süßen Lebensduft.
Es badet sich in klaren Wellen,
Und munter mit des Frühlings Schwellen
Regt sich die Knospe in der Luft.
Schon grünt die Flur mit süßem Prangen,
Und Freude färbt die zarten Wangen.

Es strahlt der Lenz auf tausend Zweigen;
Froh hat sich die Natur verjüngt.
Die Jugend schlingt den muntern Reigen.
Horch! wie dort durch des Haines Schweigen
Das süße Lied der Vögel klingt!
Doch schöner als der Klang im Liede
Färbt sich am Quell die zarte Blüte.

Und Sommer wird's im jungen Leben,
Und kürzer weilt die kühle Nacht,
Und feuriger wird jedes Streben;
Es keimt die Kraft in zarten Reben;
Es strahlt das Feld in goldner Pracht:
Die Knospe will die Hülle spalten,
Zur Blume herrlich sich entfalten.

Und höher steigt der Lauf der Sonnen;
Es glüht im dichtbelaubten Tal.
Des Nebels Dünste sind zerronnen;
Vertrocknend stirbt der klare Bronnen;
Der Quell versiegt im Sonnenstrahl.
Doch frischer noch in Jugendfülle
Entfaltet sich des Blümchens Hülle.

Des Spätjahrs Kühle kommt gezogen
Reif glänzt der Traube Gold hervor.
Die Sonne sinkt am Himmelsbogen;
Es quillt, im Innern auferzogen,
Aus Blütentod die Frucht hervor.
Doch ewig schön, im zarten Kleide,
Malt sich des Blümchens süße Freude.

Da zieht die Schwalbe durch die Felder;
Die Biene zehrt vom Frühlingsraub.

Es pfeift die Windsbraut durch die Wälder;
Die Purpurrebe färbt die Kelter,
Und raschelnd fällt das dürre Laub.
Doch frei vom ernsten Weltgesetze
Enthüllt das Blümchen seine Schätze.

Da stürzt sich mit der eh'rnen Kette
Hoch vom Gebirg' der Winter los.
Er macht die Welt zur Grabesstätte,
Und mit des Eises Silberglätte
Umfesselt er der Erde Schoß
Und mordet auf den kahlen Fluren
Des zarten Lebens letzte Spuren.

Doch wie vom Götterblut empfangen,
Regt sich des Blümchens süße Pracht;
Es strahlt empor mit Glutverlangen
Und schmückt die Welt mit Frühlingsprangen
Und lichtet die gewalt'ge Nacht,
Aufglühend in des Himmels Freie:
Das Blümchen ew'ger Liebestreue.

Prolog

zu einer dramatischen Behandlung des Konradin von Schwaben.

(Der Vorhang geht auf; man sieht eine freundliche Gegend; es ist Morgen, und alles deutet auf Frühling und Kindheit. Da tritt der Sänger mit der Harfe hervor, präludiert fröhlich und spricht:)

Es graut der Tag, die Nebel sind zerronnen;
Im Morgenlicht löst sich die Dämmerung.
Des Tages heitre Lust ist neu gewonnen;
Die Wiese glänzt im zarten Frühlingsprunk.
Am frühen Strahl will sich die Blüte sonnen,
Vom Tau erquickt, ein süßer Labetrunk.
Im leichten Spiel des Lebens zart verbunden,
Verträumt Natur der Kindheit frohe Stunden.

Sie ruht so hold in süßer, heil'ger Stille,
Umsäuselt vom Geheimnisse der Nacht.
Noch schläft die Knospe in der finstern Hülle,
Vom leisen Strahl des Morgens angefacht.
Doch still im Innern schwillt zur höchsten Fülle
Des zarten Blümchens heitre Liebespracht,
Und, sanft getröstet von der Gottheit Segen,
Sieht es dem Tag der Freiheit still entgegen.

Rein glänzt des Himmels zartgeschmückte Bläue
Und spiegelt sich im klaren Wellenbad,
Und sicher in des Lebens heil'ger Weihe
Ergreift der Geist des Herzens mut'gen Rat.
Er regt sich fesselos in kühner Freie,
Lebt nur im Traume seiner künft'gen Tat;
Doch malt er sich den Schmerz mit stiller Freude
Und Nacht und Tod im heitern Frühlingskleide.

Die Gottheit läßt den kühnen Mut gewähren,
Stoßt ihn hinaus in die entflammte Zeit.
Er hofft, der Glaube soll die Tat verklären,
Fühlt sich zum Ungeheuersten bereit.
Mit starrem Sinn will er die Welt bekehren;
Er träumt von Siegen nur, von Kampf und Streit.
Die schwache Faust will kühn das Schwert entblößen
Und schnell das Rätsel seines Daseins lösen.

Und keine Schranken will er anerkennen,
Die nicht der stolze Knabensinn begreift.
Die ferne Bahn des Glücks will er durchrennen,
Als wär' die Kraft ihm tausendfach gehäuft.
Er will das Maß der Zeit vom Raume trennen;
Doch seine Blüten sind noch nicht gereift,
Und rückwärts schleudert ihn das ew'ge Walten;
Die eh'rne Zeit muß ihr Gesetz erhalten.

Dem kühnen Mute fällt sie in die Zügel,
Wie er sich furchtbar auch entgegenbäumt,
Schiebt vor das Tor der Bahn gewalt'ge Riegel,
Die er vergeblich zu zerbrechen träumt,
Und knirschend fühlt er da des Staubes Siegel
Auf seiner Stirn, wie sehr das Herz auch schäumt.
Kühn wagt er da, das letzte zu ergreifen;
Doch nur im Sommer kann die Blüte reifen.

Zur künft'gen Kraft darf Jugend sich gestalten,
Der Lenz verwandeln in des Sommers Pracht,
Der Morgen seine Rosenglut entfalten
Und zart sich ringen aus der düstern Nacht.
Doch das Gesetz, das ew'ge, muß er halten;
Er bilde nichts aus einer fremden Macht!
Einfach ist der Natur uralte Weise,
Und ernst schließt sich die Welt zum ew'gen Kreise.

Der Kampf der Geister mit den Bergknappen.

(Ein Felsengewölbe. Fern sieht man den Fahrschacht und die auf und nieder gehenden Tonnen. Der Knappe arbeitet vor Ort, und der Kobold erscheint in einer Bergkluft als ein blaues Flämmchen.)

Erster Bergknappe.

Hier bei der Lampe kargem Schein
Durch meines Eisens Macht
Gewinn' ich froh des Erzes Stein.
„Glück auf!" schallt's durch die Felsen drein,
„Glück auf!" im düstern Schacht.

Kobold.

Was kletterst du nieder aus glänzender Luft
Zum finstern Schoße der Erde?
Was suchst du in der grausenden Kluft,
Die des Tages Leuchte nicht klärte?
Halt ein, Verwegner, und hemme den Streich!
Denn weiter nicht dringst du ins Geisterreich.

Erster Bergknappe.

Was murmelt in dem Widerhall,
Was zu des Hammers Schlag?
Was rauschet in der Wasser Fall?
Vernahm ich nicht der Stimme Schall?
Wer war's, der zu mir sprach?

Kobold.

Ich bin der Kobold, des Berges Fürst;
Mir gehören die glänzenden Funken;
Und wenn du mir willig nicht zollen wirst,
So sind sie dir ewig versunken.
Denn mein sind die Schätze im grundlosen Feld,
Und herrschend gebiet' ich der staunenden Welt.

Erster Bergknappe.

Der Kobold du? des Berges Geist?
Glück auf! mir ist nicht bang'.
Wo sich das blaue Flämmchen weist
Mit bleichem Zittern, da verheißt
Es einen guten Gang.

Kobold.

Verwegner Knappe, zurück, zurück!
Willst du die Burg mir bestürmen?

Dich treibt's nach des Goldes herrlichem Blick;
Doch rastlos will ich's beschirmen.
Was gräbst du zur Tiefe die felsichte Bahn?
Dir log dein Gelüsten mit trügendem Wahn.

Erster Bergknappe.

Wer ist's, der diese Arme hemmt?
Du zwingst nicht ihren Streich;
Und wer sich auch dagegen stemmt
Und Felsen vor den Eingang dämmt,
Ich dring' ins finstre Reich.

Kobold.

Tollkühner! was willst du? Ein sichrer Tod,
Er winkt dir aus schrecklichen Spalten.
Sieh, wie er in vielfacher Bildung dir droht,
In gräulichen Nebelgestalten!
Widerstehst du den Geistern unsterblicher Macht,
So wag es, Verwegner, zerteile die Nacht!

Erster Bergknappe,
(den Schacht hinaufrufend:)

Hernieder, hernieder,
Getreue Brüder,
Zur grausenden Kluft
Aus sonnichter Luft!
Der Geist will des Eisens Gewalt überwinden;
Drum eilt, ihr Knappen, und helft mir ihn binden!

Kobold,
(in die Klüfte rufend:)

Geister, Geister!
Hört den Meister!
Hört! er ruft mit mächt'gen Worten.
Schnell herzu, wie er gebeut,
Durch des Erzes dunkle Pforten!
Denn der Knappe naht zum Streit.
Schleudert ihn mit gewalt'ger Faust
Hin, wo der Abgrund des Todes braust!
Hört den Meister,
Geister, Geister!

(Während der Beschwörung sieht man mehrere Bergleute mit Grubenlichtern und Gezähe den Schacht herniederfahren.)

Chor der Bergknappen.

Glück auf! Glück auf!
Im eilenden Lauf
Sind wir zur Stell'.
Was willst du, Gesell?

Erster Bergknappe.

Helft mir den Kobold, den mächtigen, zwingen!
Zu Hilfe rief er der Geister Schar.
Hört, wie sie nahen auf donnernden Schwingen,
Durch die gräuliche Nacht der Gefahr!
(Mehrere Flämmchen erscheinen im Spalte der Felsen.)

Chor der Geister.

Meister, Meister!
Hier sind die Geister.
Gehorsam dem ernsten Zauberspruch,
Drangen wir schnell durch den Felsenbruch.
Führ uns nun hin, wo die Stimme ruft,
Zur steilsten Höhe, zur tiefsten Kluft,
Nur nicht zu der Sonne strahlendem Licht!
Denn die Augen der Geister vertragen's nicht.

Kobold.

Stürzt euch durch des Felsens Spalten,
Schwingt euch donnernd durch die Luft,
Wälzt mit mächtigen Gewalten
Eine Wand vor diese Kluft!
Hinab, hinab! die Banden sind los!
Hinab in der Erde gebärenden Schoß!
(Die Flammen verschwinden mit Donner.)

Steiger.

Hört, wie sie brausen!
Wie Sturmwinds Sausen
Hallt's im Gewölbe mit schrecklichen Tönen.
Drum rüstet euch zum gewaltigen Streit,
Macht euch zu blutiger Arbeit bereit!
Wir müssen die Erde kämpfend versöhnen.
(Die Flämmchen erscheinen aufs neue mit großem Geräusch, und hinter jedem rollt ein Felsenstück.)

Chor der Geister.

Hier, Meister, hast du Felsenmassen;
Wir konnten sie kaum im Arme fassen.
Die kühne Mauer, die du baust,
Die widersteht der Knappen Faust.

Erster Geist.

Ich bringe von allen die köstlichste Beute,
Stolz getürmt die metallne Wand,
Aus der Erde tiefstem Eingeweide;
Sie zerbricht keine menschliche Hand.

Kobold.

Türmt sie hoch empor
Vor das Felsentor!
Folget meinem Worte!
Schließt die steile Pforte!
Stein auf Stein zur dunklen Höh!
Mauer, steh!
Schütz das Reich!
Bändige der Knappen Streich!

(Die Felsen werden von unsichtbaren Händen übereinander geschichtet.)

Chor der Bergknappen.

Wie die Mauer sich erhebt,
Kräftig zu der Höhe strebt!
Wie dort tausend Felsenmassen
Sich zum ew'gen Bund umfassen!
Seht nur, seht! Sie wächst ohn' Ende
Durch der Geister schnelle Hände.

Steiger.

Das Ungeheure müssen wir wagen,
Soll uns Licht in der Finsternis tagen.
Alles vermag die vereinte Kraft,
Und mit des Hammers Riesengewalten
Können wir kühn die Mauer zerspalten,
Die die Geister im nächtlichen Grausen geschafft.

Chor der Geister.

Wir haben's vollendet;
Der Bau ist geendet.
Das Werk, das schreckliche, ist getan.
Tief in der Erde endlosen Weiten
Und fest im wogenden Strome der Zeiten
Ragt's durch die ewigen Felsen hinan.

Steiger.

Gewaltig schließt sie die Pforte;
Die felsengekettete Wand
Gehorcht dem befehlenden Worte.
Genossen, jetzt seid mir zur Hand!
Glück auf! das Fäustel geschwungen!
Glück auf! durch die Wände gedrungen!

Chor der Bergknappen.

Nieder mit ihr! Im starken Verein
Stürzen wir Felsen und dringen hinein.
(Die Knappen arbeiten an der geschlossenen Kluft.)

Chor der Geister.

Hört ihr, wie die Eisen klingen?
Hört ihr, wie die Steine springen?
Schrecklich dröhnt der Wände Fall.
Lauter schon ertönt der Hammer
In der dunkeln Felsenkammer;
Lauter tönt der Stimmen Schall.

Kobold.

Tollkühn sind des Berges Knechte,
Dringen in das Graus der Nächte.
Seht, da öffnet sich die Kluft!
Seh' ich nicht mit zartem Flimmern
Dort die Grubenlichter schimmern
Durch die schwer beladne Luft?
(Die Wand bricht.)

Steiger.

Weiter klafft die Felsenhalle,
Und die Wand naht sich zum Falle;
Trügen mich die Augen nicht,
Seh' ich durch des Felsens Splittern
Schon die blauen Flämmchen zittern.
Brüder, ja! die Mauer bricht.

Chor der Bergknappen.

Bricht die Mauer?
Ohne Schauer
Dringen wir ins dunkle Graus,
Treiben kühn die Geister aus.
Immer hinein! immer hinein!
Unser muß die Erde sein.

Kobold.

Geister, Geister! Neue Felsen
Vor das offne Tor zu wälzen,
Neue Berge schnell herbei!
(Die Geister füllen die Kluft aufs neue aus.)
So! — Doch soll des Hammers Eisen
Meine Mauern mir zerreißen?
(Die Wand bricht wiederum.)
Wehe! Wehe! Unsre Wände
Stürzen durch der Knappen Hände,
Und die Kluft ist wieder frei.
(Die Geister weichen zurück.)
Weicht ihr sterblichen Gewalten?
Drängt sie durch die Felsenspalten,
Wenn die Wand auch treulos bricht!
Müssen sie gewaltsam siegen?
Soll ich ihrer Kraft erliegen?
Diese Schmach ertrag' ich nicht.

Steiger.

Glück auf! Glück auf! Die Wand ist nieder.
Jetzt in die Schlucht, ihr wackern Brüder!
Dort seh' ich noch des Kobolds Schein;
Drum stürzt euch kämpfend hinterdrein!
Der Knappe muß die Nacht besiegen
Und die Geisterwelt erliegen.

Kobold.

Wie? Höhnend wollen sie mich unterjochen?
Sind alle Schranken treulos gebrochen?
Ist die ewige Fessel des Bannes los?
Erde, so öffne die feurigen Schlünde,
Daß hier der Kühne den Untergang finde
In der Mutter alles verzehrendem Schoß!
Speie Flammen aus,
Funken sprühend!
Lichte das ewige Graus,
Furchtbar glühend!
Mutter, Mutter, spalte deine Glieder!
Zieh die Frevler zu dir nieder,
Zieh sie in des Abgrunds Falten!

(Die Erde öffnet sich, und Flammen lodern rings um die Knappen aus dem Schlunde.)

Dank! Du hast mir Wort gehalten.

Chor der Bergknappen.

Wehe! Wehe! Welche Glut
Loht um uns in wilder Runde!
Steht die graue Geisterbrut
Mit der Erde selbst im Bunde?
Mächt'ger schon zur Felsenhöhe
Glüht das Feuer. Wehe! Wehe!

Geister.

Der Kobold siegt im schweren Kampf;
Seht nur, seht, wie die Flamme facht!
Den Knappen umhüllt ein gräulicher Dampf;
Er unterliegt der höllischen Macht.
Schrecklich gähnt der sprühende Rachen;
Hört ihr den Donner dort unten krachen?
Die Felsen splittern, die Feste wankt,
Daß dem Mond vor des Herren Falle bangt.

(Die Feen des Quells und ihre Königin erscheinen in der Höhe des Gewölbes.)

Erste Fee.

Schwestern, Schwestern! Hört ihr's donnern
Unten dort im Felsentor?
Wie der Stimmen hohles Brausen
Aus der Tiefe tönt empor!

Zweite Fee.

Wohl vernahm ich dunkle Laute;
Doch mir graut's hineinzusehn.

Dritte Fee.

Wo vernahmt ihr's? Hier im Schlunde?
Schwestern, darf ich näher gehn?

Königin.

Unvorsicht'ge, bleibe, bleibe!
Doch die ältre gehe hin,
Forsche, was dort unten wühlet,
Prüf es wohl mit klugem Sinn!
Hüte dich vor jedem Blicke,
Vor der Stimmen leisem Ton,
Daß die Geister dich nicht schauen,
Da wir ihrer Macht entflohn!
Denn sie hielten uns gebunden
In der Klüfte düstrer Nacht;

Doch jetzt sind wir neu gerettet,
Frei durch eine fremde Macht.

(Die Fee geht weiter vorwärts.)

Steiger.

Immer näher flackert die Flamme,
Im gähnenden Schlunde fürchterlich
Auflodernd über dem Felsendamme,
Und weiter spaltet der Boden sich.
Heiland, laß uns verlassen nicht stehn,
Nicht im Flammenmeer untergehn!

Geister.

Hinunter! Die Felsenkluft schleudre euch
Aus des Lebens sonnichtem Blütenreich!
Kein Knappe steige zur Erde nieder!
Denn der Kobold bleibt des Berges Gebieter.

Chor der Bergknappen.

Rett uns, rett uns, ew'ger Gott!
Soll uns des Bösen Gewalt verderben?
Hör deine Knechte, Herr Zebaoth,
Bei deines Sohnes schuldlosem Sterben!
Heil'ge Jungfrau, so hold und so süß,
Nimm uns auf in dein Paradies!

Erste Fee.

Schwestern, Schwestern! Im glühenden Dampfe
Ward ich den feindlichen Kobold gewahr
Und furchtbar im gräßlichen, schrecklichen Kampfe
Seine nächtliche Geisterschar
Mit den Männern, durch die wir gerettet,
Als der Geist in der Kluft uns gekettet.
Sie lösten die Fesseln, sie machten uns frei,
Und sollten der Flamm' unterliegen?
Hört ihr verschmachtend ihr Angstgeschrei?
Die Geister, die greulichen, siegen.

Königin.

Ach, so sind wir aufs neue verloren!
Sie haben uns ewigen Groll geschworen.
Ein Schoß zwar hat uns alle gezeugt;
Doch Herrschsucht gebietet, und Liebe entweicht.
Wohl möchte der Quell im Tageslicht funkeln,

Und rauschen möcht' er in glänzender Luft;
Doch sie ziehn uns nieder zur felsichten Kluft,
Und gleiten muß er dahin im Dunkeln;
Versiegen wird er in ewiger Nacht;
Denn die Geister binden die wogende Macht.
Drum eilig, ihr Feen der Quellen,
Und stürzt mit den schäumenden Wellen
Hinab in den feurigen Schlund!
Vereint euch im Strome zusammen
Und tötet die lodernden Flammen,
Zerreißt den schmählichen Bund!
Vermögt ihr's kühnlich zu wagen,
Der Freiheit Licht soll euch tagen
Und herrlich bescheinen die Flut.
Drum dankbar den eigenen Rettern,
Stürzt rauschend aus Bergeswettern
Hernieder und löschet die Glut!

Feen-Chor

(indem sie sich von den Höhen des Felsens in die Glut stürzen).

Hinein, hinein!
Hört ihr die Knappen ängstlich schrein?
Schwestern, hinein! Schwestern, hinein!

Chor der Bergknappen.

Was stürzt sich vom Felsen, was braust und zischt
Und schleudert zur Höhe den rauschenden Gischt?
Wär's uns Errettung vom schmählichen Tod?
Schimmert uns wieder des Lebens Rot?

Geister.

Sind des Gießbachs Dämme gebrochen?
Stürzt sich das Meer in der Erde Raum?
Hört ihr's im Boden furchtbar kochen?
Seht, wie es wallt im weißlichen Schaum!
Toben, uns treulos, die Elemente?
Naht sich erschütternd der Welten Ende?

Feen.

Seht! Es verlöschen die Flammen,
Zerstört durch die schäumende Flut;
Die Felsen brechen zusammen,
Verschließen die furchtbare Glut.

Das haben die Feen des Quelles vollbracht;
Besiegt ist des Kobolds feindliche Macht.

Kobold.

Fluch euch, ihr Feen! Mit gleißenden Wellen
Zerstört ihr das ewige Reich der Nacht.
Nur wo die Kräfte vereinigt quellen,
Ist das geheime Schloß ihrer Macht.
Doch wo Elemente sich feindlich bekriegen,
Da muß der Mensch, der sterbliche, siegen.
Denn nicht das Eisen siegt und der Hammer,
Nur unser Zwist, nur die kämpfende Flut.
Bald ziehn sie euch aus der Felsenkammer,
Und das durch des Feuers dampfende Glut.
So zwingen sie uns durch die eigne Kraft;
Denn der Streit ist's, der das Verderben schafft.
Das Licht des Tages hat euch geblendet,
Und der Elemente Reich ist geendet.
Geister, schon schließt sich der gähnende Spalt,
Und der Berg umarmt sich mit neuer Gewalt;
Und eh' noch die Felsen gehorchend sich fügen,
So laßt uns zur tiefsten Tiefe entfliegen,
Wie die heulende Windsbraut durch finstre Nacht,
Nieder zum Schlund mit verzweifelnder Macht!

Chor.

Überwunden sind wir im schrecklichen Strauß;
Drum stürzen wir nieder ins ewige Graus.
(Sie stürzen sich in den Schlund; er schließt sich krachend.)

Chor der Bergknappen.

Sieg, Sieg! Die Geister entschwinden,
Fliehn zu der Erde unendlichen Gründen.
Frei ist des Berges glänzende Nacht.
Unsre Hoffnung war nur im Sterben;
Gerettet sind wir vom sichern Verderben,
Und wir sind es durch eure Macht.
Dankend nahen wir euch, ihr Feen;
Folgt uns hinauf zu den sonnichten Höhen!
Folgt uns hinauf zu dem rosichten Licht!
Gleitet, von blühenden Ufern umzogen,
Gleitet, spielend mit silbernen Wogen,
In der Sonne strahlendem Angesicht!

Feen.

Wir retteten euch aus dankbarer Treu'.
Ihr bracht unsre Ketten, ihr machtet uns frei.
Steigt nun sorglos zum Schacht hernieder!
Ihr seid des Berges kühne Gebieter.
Die edeln Steine, das schimmernde Gold
Ist reichliche Beute, ist herrlicher Sold.
Und was ihr erkämpft in düsterem Graus,
Was ihr in der Tiefe gewonnen,
Wir ziehen's euch hilfreich zu Tage heraus,
Zum freundlichen Lichte der Sonnen.

Königin.

Euch öffnet sich willig die Felsenkammer
Und beut ihre Schätze dem jauchzenden Hammer,
Der kraftvoll ins innere Wesen ihr dringt.
Und wenn euch ermattet das Eisen sinkt,
Dann sollt ihr ruhen in unsern Armen,
Und an unsern Herzen sollt ihr erwarmen.

Steiger.

Glück auf! So lichtet sich die Nacht;
Die Liebe strahlt freundlich in den Schacht;
Mit den Feen des Quells sind wir verbündet,
Und das Grausen des einsamen Dunkels verschwindet,
Und in der Erde tiefunterstem Grund
Schließt uns das Schicksal des Glückes Bund.
Da fiel uns ein göttlich erhabenes Los;
Wir gebieten der Erde erzeugendem Schoß.
Es dringt der Knappe mit eh'rnen Gewalten,
Mutig kletternd auf schwankem Steig,
Nieder, wo Felsen sich endlos spalten;
Sein ist der Welt unermeßliches Reich.
Doch zur Sonn' auch sehnt sich der liebende Blick,
Und freudig kehrt er zum Tage zurück.

Chor der Bergknappen.

Es zieht uns hinauf zu den grünenden Höh'n.
Lebt wohl, ihr freundlichen, lieblichen Feen!
Wir kehren wieder,
Wenn der Morgen taut,
Und steigen nieder,
Umfangen die Braut.

Jetzt treibt's uns hinan,
Durch die felsichte Bahn,
Durch den Schacht auf der schwindelnden Fahrt hinauf
Zum rosichten Lichte. Glück auf! Glück auf!

(Die Bergleute fahren aus. Man sieht nach und nach alle Lichter verlöschen; nur einzelne schimmern noch auf der Fahrt, und fern noch tönt der Zuruf der Knappen. Die Feen verschwinden.)

Der Schreckenstein und der Elbstrom.

Der Schreckenstein.

Was rauschest du ewig mit fröhlichem Mut,
Von blühenden Ufern umzogen?
Was leitest du fernhin die silberne Flut,
Getürmt in bläuliche Wogen?
Versiegt dir nimmer die wirkende Kraft,
Die erst das Leben zum Leben schafft?
Ist nie der Geist dir entflogen?

Elbstrom.

Wohl stürz' ich vom Felsen die Täler entlang,
Genährt von unzähligen Quellen;
Wohl flüstern die Lüfte im Liebesgesang
Und küssen die tanzenden Wellen;
Doch endlich entflieht mir die wogende Macht,
Begräbt sich tief in des Meeres Nacht,
Wo die Fluten des Ozeans schwellen.

Schreckenstein.

Doch verjüngst du dich ewig mit neuer Gewalt;
Noch lispelt die Welle und flimmert,
Noch glänzt dir die jugendlich volle Gestalt,
Wie sie seit Aonen geschimmert;
Doch ich, gemordet vom Drange der Zeit,
Ich sinke zur ew'gen Vergessenheit,
Seit mich die Zwietracht zertrümmert.

Auch ich war einst jung; mit herrlicher Pracht
Entstiegen die Türme der Erde.
Die Keller umarmten die ewige Nacht,
Die die Leuchte des Tages nicht klärte.
Dem Raubgrafen sollt' ich ein Schrecken sein;
Drum tauften sie mich zum Schreckenstein,
Daß ich Schutz den Bewohnern gewährte.

Da riefen Posaunen zum lustigen Mahl;
Es eilten die Ritter zum Feste;
Es schäumte vom purpurnen Blut der Pokal,
Der die Zungen der Taumelnden näßte.
Die Sänger erwarben mit Harfenton
Für süße Gaben den süßeren Lohn,
Den Frauen die liebsten der Gäste.

Doch endlich brach es mit wilder Gewalt
Durch die heiligen Schranken des Lebens,
Und schreckbar nahte in Schlachtengestalt
Das Ende des ewigen Strebens.
Es klirrten die Schwerter, wild brauste die Glut;
Die Mauern düngte der Edlen Blut.
Doch die Kraft war, die Stärke vergebens.

Das weckte mich grausend aus stolzem Traum.
Die Flamme in farbigen Säulen
Durchwogte wild der Gemächer Raum,
Und ich stürzte in Windes Heulen
Und begrub im Falle der Edlen Gebein.
Da zog der Uhu als Burgherr ein
Und mit ihm als Knappen die Eulen.

Und in den Kammern ward's wüst und leer,
Versiegt war die menschliche Rede;
Da kamen die Weisen, die Altklugen her
Und rieten, daß man mich besäte.
Der herrliche Saal, wo sonst Ritter gezecht,
Er schien den Herren zur Scheuer gerecht;
Sie machten den Zwinger zum Beete.

Für zertrümmerte Größe das hohe Gefühl,
Es ist aus dem Leben verschwunden;
Der Vorteil nur ist ihr einziges Ziel,
Er hat sie mit Fesseln gebunden.
Vom eitlen Gute, vom Silber und Gold,
Nicht von des Ruhmes ewigem Sold
Sind die niedrigen Herzen entzunden.

Elbstrom.

Du Armer! Doch gleicht dem deinen mein Los,
Das du so herrlich gepriesen.
Wohl bad' ich der Erde fruchtbaren Schoß;
Es blitzen die Wellen und fließen

Und stürzen sich über den felsichten Grund
Bis zu des Meeres unendlichem Schlund,
Um ferne Länder zu grüßen.

Doch Sinken und Sterben ist auch mein Geschick.
Zwar rausch' ich durch blühende Lande;
Noch kehrte mir keine der Wellen zurück,
Und einst verrinn' ich im Sande,
Wenn die Himmelsträne nicht länger schwellt.
Das Gesetz, das ewige, wahre der Welt,
Es führt mich vom Strande zum Strande.

Erst stürz' ich mich jauchzend in Knabenlust
Über Felsengeklüfte mit Rauschen,
Und nimmer sehnt sich die fröhliche Brust,
Mit einem der Ströme zu tauschen;
Doch endlich legt sich der wilde Drang;
Das Toben, es wird zum süßen Gesang,
Daß liebende Herzen ihm lauschen.

Und schöner fängt das Gestad' an zu blühn.
Zwar bin ich vom Fels noch umfangen;
Doch bauen sich Hütten an Ufers Grün
Und Gärten mit freundlichem Prangen.
Ich bringe der Liebe den traulichen Gruß
Und murmele lauter zum ersten Kuß,
Entflammt vom regen Verlangen.

Und breiter und stiller entwog' ich die Bahn
Es erheben sich Mauern und Städte;
Es füllt sich der Strand mit Geschäftigen an;
Laut hör' ich die menschliche Rede.
Doch furchtbar treibt mich mein Sehnen hinab;
Nicht acht' ich die Meerflut, mein ewiges Grab,
Nicht acht' ich der Sterblichen Fehde.

Denn es türmt sich der Brücken steinerne Last
Und will im Laufe mich zügeln;
Doch stürz' ich mich durch mit gewaltiger Hast,
Mit des Sturmwinds brausenden Flügeln,
Und ebner erstreckt sich die grenzende Flur;
Ernst wind' ich mich durch die verschrobne Natur;
Es werden die Berge zu Hügeln.

Es werden die Felsengeklüfte zu Sand,
Und die Büsche, die lieblichen, sterben.

Mit weiteren Armen umfang' ich den Strand.
Da treibt's mich, das Ziel zu erwerben.
Und stolzer rausch' ich mit ernster Pracht;
Es reißt mich hinab in des Ozeans Nacht,
Es reißt mich hinab ins Verderben.

Du schmücktest dich einst mit festlichem Prunk
Und hast das Ende gewonnen;
Doch meine Qual, sie wird stündlich jung
Und nährt sich im ewigen Bronnen,
Und jede Welle ruft sie zurück,
Und flüchtig wie das verhaßte Geschick
Ist die Lust und die Jugend zerronnen.

Schreckenstein.

Wohl schwang sich die Freude vom Erdengrund
Hinauf in das Reich der Gedanken.
Es bricht die Zeit den gewaltigen Bund,
Es tritt die Welt aus den Schranken;
Denn der Mensch treibt mit dem Heiligsten Spott;
Er vergißt den Glauben, vergißt den Gott,
Und die Festen der Ewigkeit wanken.

An Goethe,

als ich den „Faust" gelesen hatte.

Fleug auf, mein Lied, fleug durch die Bahn der Sonnen,
Hinauf, hinauf durch aller Himmel Raum!
Die Erde sinkt, das Dunkel ist zerronnen;
Ich bade mich im Urquell aller Wonnen;
Der Wahn entflieht, zur Wahrheit wird der Traum.
Im Frühlingshauche fühl' ich mich begeistert;
Mir flammt die Welt im nie gesehnen Brand.
Der Sänger, der den Sonnenlenker meistert,
Er reißt dem Gott die Zügel aus der Hand.

Es flammt die neue Leuchte durch die Ferne;
Er zündet sie mit ewig junger Glut
Und rast harmonisch durch das Reich der Sterne.
Starr bleibt der Gott, daß er die Bahn erlerne;
Denn nimmer taucht der Wagen in die Flut.
Der Sänger lenkt ihn durch des Äthers Freie;
Sein Ruf gebeut dem göttlichen Gespann;
Er strebt, gesalbt von seines Liedes Weihe,
Zum Urquell ew'ger Lebensglut hinan.

Du hast die Zeit, den Wolkendruck bezwungen;
Frei schwillt das hohe Herz in Sphärenpracht;
Durch aller Zonen Weite ist's erklungen.
Es jauchzen dir harmonisch alle Zungen;
Das Tote ist zum Leben angefacht.
Was nie das junge Herz zu ahnen wagte,
Du sprichst es aus mit ungeheurer Kraft.
O, Heil der Sonne, die der Menschheit tagte,
Die sich die Welt zum Feuertempel schafft!

Des Lebens höchstes Streben klingt im Liede;
Die Töne rauschen fern im Adlerschwung;
Zur höchsten Pracht entfaltet sich die Blüte;
In Flammenglut verklärt, wie der Alcide,
Löst rosenrot der Tag die Dämmerung,
Und lieblich mit des zarten Frühlings Schwellen
Verjüngt sich die verödete Natur;
Gebadet in des Äthers heitern Wellen,
Tritt Faust hervor auf der verlöschten Spur.

Es neigen sich die Himmel, Sterne zittern;
Die Welt erkennt des Meisters hohe Hand.
Und wie im Sturm von tausend Ungewittern
Die Eichen stürzen, greise Fichten splittern,
Und das Gesetz sich löst im ew'gen Brand,
Die Sonne doch zuletzt mit stolzem Prangen
Die Wolken bricht im ew'gen Siegerlauf:
So rast das Lied, und will das All umfangen
Und löst den Blick in Wonnetränen auf.

Es lebt in melodienvoller Stille
Hoch über Sonnenreichen der Gesang.
Heil dir, Gewaltiger! Mit Jugendfülle
Zerreißt du kühn des Lebens finstre Hülle;
In goldner Luft wogt deiner Stimme Klang.
O, selig, die des Liedes Nektar trinken!
Es trägt sie zu den Himmlischen hinauf.
Wenn einst die Welten, wenn die Sonnen sinken,
Blüht dein Gebild im ew'gen Frühling auf.

Die Liebe.

(In vier Sonetten.)

1.

Das Kind erwacht an zarten Mutterbrüsten;
Die Liebe, die im treuen Arm es hält,
Sie führt es lächelnd in die neue Welt,
Eh' sich zum schweren Kampf die Stunden rüsten.
Noch fühlt es nur ein fröhliches Gelüsten,
Und was sich freundlich ihm entgegenstellt,
Dem Reich der Liebe wird es beigesellt.
Tief muß sie in dem zarten Herzen nisten.
Der Knabe schwärmt mit heißerem Gefühle;
Durch Berg' und Täler treibt ihn sein Gemüte;
Der neue Morgen bringt ihm neue Lust,
Und jeder Schmetterling ist sein Gespiele,
Und seine Schwester jede Frühlingsblüte.
Der Liebe stille Kraft keimt in der Brust.

2.

Kaum ist er jetzt dem Knabensinn entronnen,
So will er schon die stolze Bahn ersteigen,
Mit kühner Faust das höchste Ziel erreichen;
Es schweift der Blick nach unentdeckten Sonnen.
Doch Liebe tritt mit allen ihren Wonnen
In seine Bahn; die wilden Stürme schweigen;
Der stolze Sinn muß sich der Anmut beugen;
In Sehnsucht ist die kühne Kraft zerronnen.
Zur hellen Flamme wird der stille Funken.
Nur eins kann ihn verderben und beglücken,
Und eins nur lichtet seiner Seele Nacht.
Sein Streben ist in ihrem Blick versunken,
Und in des Herzens seligstem Entzücken
Entfaltet sich der Liebe heil'ge Pracht.

3.

Doch schwer zum Kampfe rüstet sich die Zeit,
Und feindlich kommt die Stunde angezogen.
Da fühlt der Mann, daß ihn ein Wahn betrogen,
Und daß der Wille nicht der Tat gebeut.
Und wie des Meeres Brandung tobt der Streit.
Umsonst bekämpft er die empörten Wogen.
Da kommt ihm Liebe hilfreich zugeflogen,
Reicht ihm die Götterhand; — er ist befreit.

Von ihr in heil'ger Weihe eingesegnet,
Steht er, der Einzigglückliche der Welt,
Und glänzend muß die Nacht im Innern tagen.
Von allem, was ihm freundlich hier begegnet,
Von allem, was der Gott ihm zugesellt,
Hat Liebe ihm die schönste Frucht getragen.

4.

Geläutert ist der Seele kühnes Streben.
Es kann die Zeit die innern Kämpfe schlichten;
Das Herz kann seine Sehnsucht nicht vernichten;
Die Liebe bannt ihn hoffend noch ans Leben,
Und gern vertraut er ihr mit leisem Beben.
Denn seines Grabes Dunkel wird sie lichten,
Und, offenbart in göttlichen Gesichten,
Muß ihn des nahen Morgens Licht umschweben.
Dann steht sie freundlich ihm zu seiner Rechten
Und segnet seine Tat mit heil'gen Worten,
Daß nichts den schönen Blick der Hoffnung trübe.
Da schwingt der Geist sich auf aus Erdennächten;
Der Seraph öffnet ihm die Himmelspforten
Und ruft ihm jauchzend zu: Gott ist die Liebe!

An meine Zither.

Singe in heiliger Nacht, du, meines Herzens Vertraute,
Freundliche Zither, ein Lied, hier, wo die Liebliche wohnt!
Sanft umflüstre dein Ton den süßen Traum der Geliebten,
Und des Sängers Bild zaubre der Schlummer ihr vor!
Ach, wie gleicht dir mein Herz! Da sind die Saiten Gefühle;
Und — ist's die Liebe nicht auch, die es zum Wohllaut gestimmt?

Am Grabe Karl Friedrich Schneiders.

Du bist dahin, verloren unserm Bunde;
Der strenge Tod trat ernst in deine Bahn,
Und feindlich nahte sich die finstre Stunde;
Vernichtet ist des Lebens flücht'ger Wahn.
Nichts hält dich mehr im tiefen Erdengrunde;
Es fliegt der Geist vollendet himmelan;
Es dämmert dir das Licht der heil'gen Wahrheit;
Uns bleibt der Schmerz, du schwebst in ew'ger Klarheit.

Es wogte dir ein ernster Sinn im Blute,
Der nur der eignen Lebenskraft vertraut;

Es schlug dein Herz so warm für jedes Gute,
Für jedes Schöne, Große schlug es laut;
Du hattest still mit kühnem Jünglingsmute
Dir deine Welt in deiner Brust gebaut;
Dein Lauf war stolz im ernsten Hochgefühle
Und groß und herrlich deine Bahn zum Ziele.

Vom höchsten Streben war dein Herz durchdrungen,
Das jeder edlen Tat sich willig bot.
Dein Auge brach; der Kampf ist ausgerungen;
In tiefer Flut umarmte dich der Tod.
Jetzt hast du längst der Erde Macht bezwungen;
Die Seele schwebt im ew'gen Morgenrot;
Jetzt hat dein tiefes Sehnen sich gelichtet;
Dein Tag brach an, das Dunkel ist vernichtet.

Drum hemmen wir die Worte unsrer Trauer;
Der Liebesbund muß jeder Kraft bestehn.
Hier schwören wir der Freundschaft ew'ge Dauer,
Hier, wo uns deine Manen still umwehn;
Und wenn das Leben sinkt im Todesschauer,
Wenn wir vollendet einst am Ziele stehn:
Dort in des Lichtes stillem, heil'gem Prangen
Mag uns verklärt dein Brudergeist empfangen!

Berglied.

Glück auf! Glück auf in der ewigen Nacht!
Glück auf in dem furchtbaren Schlunde!
Wir klettern herab durch den felsichten Schacht
Zum erzgeschwängerten Grunde.
Tief unter der Erde, von Grausen bedeckt,
Da hat uns das Schicksal das Ziel gesteckt.

Da regt sich der Arm, der das Fäustel schwingt;
Es öffnen sich furchtbare Spalten,
Wo der Tod aus tausend Ecken uns winkt
In gräulichen Nebelgestalten.
Und der Knappe wagt sich mutig hinab
Und steigt entschlossen ins finstere Grab.

Wir wandern tief, wo das Leben beginnt,
Auf nie ergründeten Wegen.
Der Gänge verschlungenes Labyrinth
Durchschreiten wir kühn und verwegen.
Wie es oben sich regt im Sonnenlicht,
Der Streit über Tage bekümmert uns nicht.

Und wenn sich Herrscher und Völker entzwein
Und dem Ruf der Gewalt nur gehorchen,
Nationen im blutigen Kampf sich bedräun,
Dann sind wir geschützt und geborgen.
Denn wem auch die Welt, die entflammte, gehört,
Nie wird in der Tiefe der Frieden gestört.

Zwar ist uns wohl manch gräßlicher Streit
Im Dunkel der Schächte gelungen;
Wir haben die Nacht von Geistern befreit
Und den mächtigen Kobold bezwungen
Und bekämpft das furchtbare Element,
Das in bläulicher Glut uns entgegenbrennt.

Zwar toben uns tief, wo nichts Menschliches wallt,
Die Wasser mit feindlichem Ringen;
Doch der Geist überwindet die rohe Gewalt,
Und die Flut muß sich selber bezwingen.
Bewältigt gehorcht uns die wogende Macht,
Und wir nur gebieten der ewigen Nacht.

Und still gewebt durch die Felsenwand,
Erglänzt das Licht der Metalle,
Und das Fäustel in hoch gehobener Hand
Saust herab mit mächtigem Schalle,
Und was wir gewonnen im nächtlichen Graus,
Das ziehen wir fröhlich zu Tage heraus.

Da jagt es durch alle vier Reiche der Welt,
Und jeder möcht' es erlangen;
Nach ihm sind alle Sinne gestellt;
Es nimmt alle Herzen gefangen;
Nur uns hat nie seine Macht betört,
Und wir nur erkennen den flüchtigen Wert.

Drum ward uns ein fröhlicher, leichter Mut
Zugleich mit dem Leben geboren;
Die zerstörende Sucht nach eitlem Gut
Ging uns in der Tiefe verloren.
Das Gefühl nur für Vaterland, Lieb' und Pflicht
Begräbt sich im Dunkel die Erde nicht.

Und bricht einst der große Lohntag an,
Und des Lebens Schicht ist verfahren,

Dann schwingt sich der Geist aus der Tiefe hinan,
Aus dem Dunkel der Schächte zum Klaren,
Und die Knappschaft des Himmels nimmt ihn auf
Und empfängt ihn jauchzend: „Glück auf! Glück auf!"

Wechsel.

1.

Wenn der Knabe geträumt von künftiger Großtat, so jauchzt er
Kindlich schwärmend: „Wie wird Vater und Mutter sich freun!"

2.

Mutig und still wirft der Jüngling den glühenden Sinn auf das eine,
Und in jeglichen Traum webt er der Lieblichen Bild.

3.

Doch mit ernsterem Blick tritt der Mann in die Stürme des Schicksals,
Und des Ruhmes Gewalt lockt ihn zum Ziele der Bahn.

4.

Aber der Greis — er knüpft seine Welt an das dämmernde Jenseits,
Und sein sterbender Blick segnet die Träume der Brust.

An Phöbos.

Stolz, wenn Zeus ihn erwählt, schreitet der Fürst die Bahn
Und, den Gott in der Brust, fühlt er des Armes Kraft.
Aber finster am Throne
Hebt die Sorge ihr Schlangenhaupt.

Kühn, vom Ares gejagt, stürzt sich der Held zum Kampf,
Stürzt mit eherner Kraft in die gewalt'ge Nacht,
Und aus blutiger Hand fällt
Einst die Fackel dem Genius.

Rastlos fort durch die Welt, rastlos durch Wüst' und Meer
Eilt der Kaufmann; es lockt Hermes den Flüchtigen.
Unbeweint bricht das Auge,
Fern der Heimat, der Liebe fern.

Doch wen du dir erwählt, Phöbos, Unsterblicher,
Der umarmet die Welt ewig mit neuer Lust.
Freundlich führt ihn die Liebe
Durch die stürmende Nacht der Zeit.

Nur das Göttliche füllt seinen gewalt'gen Geist,
Und es senkt sich der Blick fern zur Vergangenheit,
Und den Schleier der Zukunft
Lüftet kühn die verwegne Hand.

Wird zu mächtig der Gott einst in der ird'schen Brust,
Sprengt begeistert das Herz schnell seine Fesseln los,
Und in heiligen Liedern
Schwebt die Seele dem Himmel zu.

Am Grabe Krafts.

Sonett.

O, ruhe sanft! In deinen schönsten Tagen,
Wo Lieb' und Kunst dich freundlich eingesungen,
Hat dich der Tod mit kalter Faust gezwungen,
Der schönen Erde Lebewohl zu sagen.

Von deines Strebens Adlerflug getragen,
Bist du schon früh ins Heiligtum gedrungen,
Hat dich der Einklang höchster Kunst durchklungen,
Das große Ziel des Meisters zu erjagen.

Mit Jugendfülle standst du kühn im Leben;
Da warf dich schnell dein Schicksal auf die Bahre;
Wir konnten nichts als um den Bruder weinen.

Doch dort verklärt sich ja dein heil'ges Streben,
Wo Kunst und Glauben, wo das Schön' und Wahre
Zur ew'gen Liebe göttlich sich vereinen.

Der Morgenstern.

Stern der Liebe, Glanzgebilde,
Glühend wie die Himmelsbraut,
Wanderst durch die Lichtgefilde,
Kündend, daß der Morgen graut.

Freundlich kommst du angezogen,
Freundlich schwebst du himmelwärts,
Glitzernd durch des Äthers Wogen,
Strahlst du Hoffnung in das Herz.

Wie in schäumenden Pokalen
Traubenpurpur mutig schwellt,
So durchleuchten deine Strahlen
Die erwachte Frühlingswelt.

Wie im herrlichen Geschiebe
Sich des Goldes Pracht verschließt,
So erglänzt du, Stern der Liebe,
Der den Morgen still begrüßt.

Und es treibt dich nach den Sternen,
Hell im Dunkel zu erglühn.
Über Berge, über Fernen
Möcht' ich einmal mit dir ziehn.

Faßt mich, faßt mich, heil'ge Strahlen,
Schlingt um mich das goldne Band,
Daß ich aus den Erdenqualen
Fliehe in ein glücklich Land!

Doch ich kann dich nicht erfassen,
Nicht erreichen; stehst so fern!
Kann ich von der Sehnsucht lassen?
Darf ich's, heil'ger Himmelsstern?

An Adelaiden, am Johannistage.

Des Sommers Lust ist neu geboren,
Die Glut des Lebens angefacht,
Und froh im Wechseltanz der Horen
Ersteht das Fest in süßer Pracht.

Und um der Blumen bunte Kränze
Reiht sich des Kreises schnelle Lust;
Umgaukelt von dem Spiel der Tänze,
Schlägt frei das Herz in jeder Brust.

Drum laß dir gern die Liedchen bringen
In liebevoller Melodie,
Und munter, wie die Töne klingen,
Sei deines Lebens Harmonie!

Und wie an bunten Frühlingsranken,
Vom ersten Morgenstrahl begrüßt,
Der Wiesen heitre Blümchen wanken,
Wenn sie des Zephirs Hauch geküßt:

So wandle durch das frohe Leben,
Die Liebe führe still dein Herz,
Und wie die Töne sich verbeben,
So löse freundlich sich der Schmerz!

Klotars Abschied.

(Fragment eines Romans.)

Tief schlummert die Natur in süßen Träumen,
Und still und düster wogt die kühle Nacht;
Die Sterne funkeln in des Himmels Räumen,
Der Silbermond steigt auf in heil'ger Pracht.
Ich fühle stolz der Kräfte reges Keimen
Und in der Brust des Herzens kühne Macht;
Es ruft mir zu wie eines Gottes Mahnen,
Zum hohen Ziele mir den Weg zu bahnen.

Schon ist der Trennung kurzer Schmerz bezwungen;
Die Liebe fühlt des Bundes Ewigkeit;
Des Abschieds letzte Töne sind verklungen;
Frei fühl' ich mich, frei in dem Sturz der Zeit.
Durch wilde Kämpfe wird der Sieg errungen;
Das Schöne lebt nur in der Kräfte Streit.
Da will ich kühn und mutig es erjagen,
Und fern der Heimat soll mein Morgen tagen.

Im Herzen lebt ein nie geahnet Streben;
Es fliegt der Geist mit stolzem Adlerschwung,
Und Worte klingen mir im innern Leben
Wie einer Gottheit stille Huldigung.
Die Träume meiner Jugendfülle schweben
Vor meinem Blick in süßer Dämmerung,
Und froh betritt im heitern Frühlingsstrahle
Manch schönes Bild den Kreis der Ideale.

Droht auch die Glut der kühnen Brust Verzehrung,
Die sich die steile Bahn zum Ziel erkor,
Der heil'ge Rosenschimmer der Verklärung
Umflüstert mich im leichten Nebelflor:
„Vertraue dir! Dem Glauben sei Gewährung!"
Da strebt das Herz mit stolzer Macht empor,
Da löst der Seele Dunkel sich in Klarheit,
Und durch die Nacht bricht mir das Licht der Wahrheit.

An den Frühling.

Du erscheinst mit fröhlicher Gebärde,
Schöner Bräutigam, den sich die Erde,
Den sich die Natur erkor.

Holder Lenz, willst du dich neu gestalten,
Trittst du kühn aus düstern Erdenspalten,
Kühn mit neuer Lebenskraft hervor?

Und die Welt will liebend dich begrüßen;
Blumen keimen unter deinen Füßen;
Neu geboren grünt die Flur.
Denn beseligend mit heil'gem Feuer,
Webst du freudig deinen Blütenschleier
Um den starren Busen der Natur.

Alles keimt und grünt in holder Fülle,
Und die Knospe sprengt die finstre Hülle,
Die sie streng umfangen hält.
Alle Blüten duften dir entgegen,
Und im Tau des Abends träufelt Segen
Auf die fröhlich neuverjüngte Welt.

Die Harmonie der Liebe.

Einst vom Schlummer überwältigt,
Lag ich auf der weichen Matte,
Und im Traume nahte Phöbos,
In der Hand die Leier haltend.
Golden wiegten sich die Locken
Auf der hohen Götterstirne,
Und, den Feuerblick des Auges
Seiner Sonne zugewendet,
Griff er mutig in die Saiten.
Da umrauschten Harmonieen
Himmlisch meine trunknen Sinne,
Und das Lied des Götterjünglings
Strömte feurig durch die Glieder.
Plötzlich aber schwang der Sänger
Auf sich von der stolzen Erde,
Und, den goldnen Sternen näher,
Schwand das hohe Lied des Gottes,
Immer leiser, immer leiser,
Bis das Element des Einklangs
Sich in süßes Wehn verwandelt.
Da erwacht' ich, und, Apollos
Liede noch begierig lauschend,
Griff ich hastig nach der Leier,
Um den Nachhall meines Herzens

Auszuatmen in der Saiten
Süß berauschendem Getöne.
Doch ich suchte nur vergebens
Nach der Harmonie des Gottes,
Und der Saiten stimmte keine
Mit dem himmlisch reinen Liede,
Das mir tief im Herzen wogte.
Finster starrt' ich in die Lüfte
Und verwünschte meine Leier.
Plötzlich aber weckten Küsse
Mich aus meinen düstern Träumen.
Leis' war Chloris hergeschlichen
Und verscheuchte schnell den Unmut
Durch das süße Spiel der Liebe.
Ach, und jetzt in ihren Armen,
Ihr am liebewarmen Busen,
Strömte mir ein neues Leben,
Neue Kraft durch alle Glieder,
Und der Liebe süß'ster Einklang
Wogte mir im trunknen Herzen
Schöner, heiliger und reiner
Als das Lied des Götterjünglings.

Poesie und Liebe.

Der Sänger rührt der Leier goldne Saiten,
Und in der Seele ist das Lied erwacht;
Es strahlt durch das gewalt'ge Reich der Nacht
Ein göttlich Licht zum Ohre aller Zeiten.

Ein Wesen nur vermag den Klang zu deuten;
Es naht sich still in süßer Himmelspracht,
Und wie vom Götterhauche angefacht,
Erglüht das Lied, die Wolken zu durchschreiten.

Da wogt ein üpp'ges Meer von Harmonieen;
Es schwebt das trunkne Lied im Strahlenflore
Durch Lichtgefilde einer ew'gen Klarheit.

Wo Lieb' und Dichtkunst ineinander glühen,
Da öffnen sich des Himmels Rosentore,
Und aufwärts fliegt das Herz zur heil'gen Wahrheit.

Schön und Erhaben.

Stolz und herrlich erscheint das Erhabne mit göttlicher Großkraft,
Und der bewundernde Geist staune mit heiliger Furcht!
Doch mit stiller Gewalt, in süßer, lieblicher Anmut,
Naht sich das Schöne; es schlägt selig begeistert das Herz.
Wenn das Erhabne sinkt, dann, stolz und groß noch im Falle,
Stürzt es durch göttliche Macht, und es erzittert die Welt.
Aber das Schöne bleibt; es kann nicht verblühn und versinken,
Und in der liebenden Brust strahlt es mit ewiger Glut.

Amphiaraos.

Vor Thebens siebenfach gähnenden Toren
Lag im furchtbaren Brüderstreit
Das Heer der Fürsten zum Schlagen bereit,
Im heiligen Eide zum Morde verschworen,
Und mit des Panzers blendendem Licht
Gerüstet, als gält' es, die Welt zu bekriegen,
Träumen sie jauchzend von Kämpfen und Siegen,
Nur Amphiaraos, der Herrliche, nicht.

Denn er liest in dem ewigen Kreise der Sterne,
Wen die kommenden Stunden feindlich bedrohn.
Des Sonnenlenkers gewaltiger Sohn
Sieht klar in der Zukunft nebelnde Ferne.
Er kennt des Schicksals verderblichen Bund;
Er weiß, wie die Würfel, die eisernen, fallen;
Er sieht die Moira mit blutigen Krallen;
Doch die Helden verschmähen den heiligen Mund.

Er sah des Mordes gewaltsame Taten;
Er wußte, was ihm die Parze spann.
So ging er zum Kampf, ein verlorner Mann,
Von dem eignen Weibe schmählich verraten.
Er war sich der himmlischen Flamme bewußt,
Die heiß die kräftige Seele durchglühte;
Der Stolze nannte sich Apolloide;
Es schlug ihm ein göttliches Herz in der Brust.

„Wie? — ich, zu dem die Götter geredet,
Den der Weisheit heilige Düfte umwehn,
Ich soll in gemeiner Schlacht vergehn,
Von Periklymenos' Hand getötet?

Verderben will ich durch eigne Macht,
Und staunend vernehm' es die kommende Stunde
Aus künftiger Sänger geheiligtem Munde,
Wie ich kühn mich gestürzt in die ewige Nacht!"

Und als der blutige Kampf begonnen,
Und die Ebne vom Mordgeschrei widerhallt,
So ruft er verzweifelnd: „Es naht mit Gewalt,
Was mir die untrügliche Parze gesponnen.
Doch wogt in der Brust mir ein göttliches Blut.
Drum will ich auch wert des Erzeugers verderben."
Und wandte die Rosse auf Leben und Sterben
Und jagt zu des Stromes hochbrausender Flut.

Wild schnauben die Hengste, laut rasselt der Wagen;
Das Stampfen der Hufe zermalmet die Bahn.
Und schneller und schneller noch rast es heran,
Als gält' es die flüchtige Zeit zu erjagen.
Wie wenn er die Leuchte des Himmels geraubt,
Kommt er in Wirbeln der Windsbraut geflogen;
Erschrocken heben die Götter der Wogen
Aus schäumenden Fluten das schilfichte Haupt.

Doch plötzlich, als wenn der Himmel erglühte,
Stürzt ein Blitz aus der heitern Luft,
Und die Erde zerreißt sich zur furchtbaren Kluft.
Da rief laut jauchzend der Apolloide:
„Dank dir, Gewaltiger! Fest steht mir der Bund.
Dein Blitz ist mir der Unsterblichkeit Siegel.
Ich folge dir, Zeus!" — und er faßte die Zügel
Und jagte die Rosse hinab in den Schlund.

Liebeständelei.

Süßes Liebchen, komm zu mir!
Tausend Küsse geb' ich dir.
Sieh mich hier zu deinen Füßen!
Mädchen, deiner Lippen Glut
Gibt mir Kraft und Lebensmut.
Laß dich küssen!

Mädchen, werde doch nicht rot!
Wenn's die Mutter auch verbot:
Sollst du alle Freuden missen?
Nur an des Geliebten Brust
Blüht des Lebens schönste Lust.
Laß dich küssen!

Liebchen, warum zierst du dich?
Höre doch und küsse mich!
Willst du nichts von Liebe wissen?
Wogt dir nicht dein kleines Herz
Bald in Freuden, bald in Schmerz?
Laß dich küssen!

Sieh, dein Sträuben hilft dir nicht!
Schon hab' ich nach Sängers Pflicht
Dir den ersten Kuß entrissen,
Und nun sinkst du liebewarm
Willig selbst in meinen Arm,
Läßt dich küssen!

Das war ich.

Jüngst träumte mir, ich sah auf lichten Höhen
Ein Mädchen sich im jungen Tag ergehen,
So hold, so süß, daß es dir völlig glich;
Und vor ihr lag ein Jüngling auf den Knieen;
Er schien sie sanft an seine Brust zu ziehen,
Und das war ich!

Doch bald verändert hatte sich die Scene.
In tiefen Fluten sah ich jetzt die Schöne,
Wie ihr die letzte, schwache Kraft entwich.
Da kam ein Jüngling hilfreich ihr geflogen;
Er sprang ihr nach und trug sie aus den Wogen,
Und das war ich!

So malte sich der Traum in bunten Zügen,
Und überall sah ich die Liebe siegen,
Und alles, alles drehte sich um dich.
Du flogst voran in ungebundner Freie;
Der Jüngling zog dir nach mit stiller Treue,
Und das war ich!

Und als ich endlich aus dem Traum erwachte,
Der neue Tag die neue Sehnsucht brachte,
Da blieb dein liebes, süßes Bild um mich.
Ich sah dich von der Küsse Glut erwarmen;
Ich sah dich selig in des Jünglings Armen,
Und das war ich!

Da trafst du endlich auf des Lebens Wegen
Mit holder Anmut freundlich mir entgegen,
Und tiefe, heiße Sehnsucht faßte mich.
Sahst du den Jüngling nicht mit trunknen Blicken?
Es schlug sein Herz im seligen Entzücken,
Und das war ich!

Du zogst mich in den Kreis des höhern Lebens;
In dir vermählt sich alle Kraft des Strebens,
Und alle meine Wünsche rufen dich.
Hat einer einst dein Herz davongetragen,
Dürft' ich nur dann mit lautem Munde sagen:
Ja, das war ich!

Das warst du.

Der Morgen kam auf rosichtem Gefieder
Und weckte mich aus stiller Ruh;
Da wehte sanft Begeistrung zu mir nieder;
Ein Ideal verklärte meine Lieder,
Und das warst du!

Bald aber warf in heißer Mittagsschwüle
Die Sonne ihre Glut mir zu;
Da schwoll die Brust im höheren Gefühle;
Mein ganzes Streben flog zu einem Ziele,
Und das warst du!

Doch endlich wehte den durchglühten Fluren
Der Abend süße Kühlung zu,
Und nur ein Bild in duftigen Konturen
Umschwebte mich auf leisen Geisterspuren,
Und das warst du!

Und aus dem Meere kam die Nacht gestiegen
Und lockte mich zur süßen Ruh;
Da träumt' ich, hold an süßer Brust zu liegen,
In eines Mädchens Armen mich zu wiegen,
Und das warst du!

Doch ach! das schöne Bild ward mir entrissen;
Die Welt der Träume schloß sich zu.
O, laß mich wachend jetzt das Glück genießen!
Dann ruf' ich laut, durchglüht von deinen Küssen:
Ja, das warst du!

Sängers Morgenlied.

Süßes Licht, aus goldnen Pforten
Brichst du siegend durch die Nacht.
Schöner Tag, du bist erwacht.
Mit geheimnisvollen Worten,
In melodischen Akkorden
Grüß' ich deine Rosenpracht.

Ach! der Liebe sanftes Wehen
Schwellt mir das bewegte Herz,
Sanft wie ein geliebter Schmerz.
Dürft' ich nur auf goldnen Höhen
Mich im Morgenduft ergehen!
Sehnsucht zieht mich himmelwärts.

Und der Seele kühnes Streben
Trägt im stolzen Riesenlauf
Durch die Wolken mich hinauf.
Doch mit sanftem Geisterbeben
Dringt das Lied ins innre Leben,
Löst den Sturm melodisch auf.

Vor den Augen wird es helle;
Freundlich auf der zarten Spur
Weht der Einklang der Natur,
Und begeistert rauscht die Quelle.
Munter tanzt die flücht'ge Welle
Durch des Morgens stille Flur.

Und von süßer Lust durchdrungen
Webt sich zarte Harmonie
Durch des Lebens Poesie.
Was die Seele tief durchklungen,
Was berauscht der Mund gesungen,
Glüht in hoher Melodie.

Des Gesanges muntern Söhnen
Weicht im Leben jeder Schmerz,
Und nur Liebe schwellt ihr Herz.
In des Liedes heil'gen Tönen
Und im Morgenglanz des Schönen
Fliegt die Seele himmelwärts.

Liebesrausch.

Dir, Mädchen, schlägt mit leisem Beben
Mein Herz voll Treu' und Liebe zu.
In dir, in dir versinkt mein Streben;
Mein schönstes Ziel bist du.
Dein Name nur in heil'gen Tönen
Hat meine kühne Brust gefüllt;
Im Glanz des Guten und des Schönen
Strahlt mir dein hohes Bild.

Die Liebe sproßt aus zarten Keimen,
Und ihre Blüten welken nie.
Du, Mädchen, lebst in meinen Träumen
Mit süßer Harmonie.
Begeistrung rauscht auf mich hernieder;
Kühn greif' ich in die Saiten ein,
Und alle meine schönsten Lieder,
Sie nennen dich allein.

Mein Himmel glüht in deinen Blicken,
An deiner Brust mein Paradies.
Ach! alle Reize, die dich schmücken,
Sie sind so hold, so süß.
Es wogt die Brust in Freud' und Schmerzen;
Nur eine Sehnsucht lebt in mir,
Nur ein Gedanke hier im Herzen:
Der ew'ge Drang nach dir.

An ihrem Wiegenfeste.

Komm, schöner Tag! Mit hohen, heil'gen Worten
Begrüß' ich jetzt dein süßes Rosenlicht.
Erhebe aus des Morgens goldnen Pforten
Mit stiller Lust dein glühend Angesicht!
Dir rauscht mein Lied in heiligen Akkorden
Und nennt's, was tief in meiner Seele spricht:
Umstrahle dich ein volles, üpp'ges Leben!
Du hast die Süße, Holde mir gegeben,

Die mit der Liebe sanften Harmonien,
Mit zarter Lust mein kühnes Herz gefüllt,
Der alle meine schönsten Wünsche blühen,
Die in der Seele jeden Sturm gestillt.

Ach, alle Strahlen, die die Brust durchziehen,
Vereinen sich zu einem süßen Bild;
Mit leisem Hauch wie Aolsharfentöne
Formt es sich glühend zur lebend'gen Schöne.

Und jetzt zu ihres Werdens Feierstunde,
Jetzt glüht in mir des höchsten Lebens Strahl.
Wohl flüstert mir's mit leisem Geistermunde:
„Sieh! das ist deiner Träume Ideal."
Da wogt die Brust, berauscht im heil'gen Bunde;
Die Liebe läßt dem Herzen keine Wahl;
In seine tiefsten Tiefen muß sie dringen
Und reißt es fort auf stolzen Adlersschwingen.

In meiner Seele Nacht beginnt's zu tagen;
Den Gott fühl' ich, der in der Brust sich regt.
Es tobt in mir, ich muß das Ziel erjagen,
Das glühend mich in ihre Arme trägt.
Das Höchste kann ich kühn und mutig wagen;
Ich fühl's, daß mir ihr Herz entgegenschlägt.
Nur wo zwei Herzen liebend sich verbündet,
Da wird der Himmel auf der Welt begründet.

Sehnsucht der Liebe.

Wie die Nacht mit heil'gem Beben
Auf der stillen Erde liegt!
Wie sie sanft der Seele Streben,
Üpp'ge Kraft und volles Leben
In den süßen Schlummer wiegt!

Aber mit ewig neuen Schmerzen
Regt sich die Sehnsucht in meiner Brust.
Schlummern auch alle Gefühle im Herzen,
Schweigt in der Seele Qual und Lust:
Sehnsucht der Liebe schlummert nie,
Sehnsucht der Liebe wacht spät und früh.

Leis' wie Aolsharfentöne
Weht ein sanfter Hauch mich an.
Hold und freundlich glänzt Selene,
Und in milder, geist'ger Schöne
Geht die Nacht die stille Bahn.

Aber auf kühnen, stürmischen Wegen
Führt die Liebe den trunkenen Sinn.
Wie alle Kräfte gewaltig sich regen!
Ach! und die Ruhe der Brust ist dahin.
Sehnsucht der Liebe schlummert nie,
Sehnsucht der Liebe wacht spät und früh.

Tief im süßen, heil'gen Schweigen,
Ruht die Welt und atmet kaum,
Und die schönsten Bilder steigen
Aus des Lebens bunten Reigen,
Und lebendig wird der Traum.

Aber auch in des Traumes Gestalten
Winkt mir die Sehnsucht, die schmerzliche, zu,
Und ohn' Erbarmen, mit tiefen Gewalten,
Stört sie das Herz aus der wonnigen Ruh.
Sehnsucht der Liebe schlummert nie,
Sehnsucht der Liebe wacht spät und früh.

So entschwebt der Kreis der Horen,
Bis der Tag im Osten graut.
Da erhebt sich neugeboren
Aus des Morgens Rosentoren
Glühendhell die Himmelsbraut.

Aber die Sehnsucht in meinem Herzen
Ist mit dem Morgen nur stärker erwacht.
Ewig verjüngen sich meine Schmerzen,
Quälen den Tag und quälen die Nacht.
Sehnsucht der Liebe schlummert nie,
Sehnsucht der Liebe wacht spät und früh.

Erinnerungen an Schlesien.

1.

Am Elbbrunnen.

Sei freundlich mir gegrüßt, du stille Quelle,
Aus tiefer Felsenkluft so klar entsprungen!
Der Liebe süßes Lied sei dir gesungen;
Begeistert tön' es an der heil'gen Stelle!

Du bist so kühlend, bist so rein, so helle;
Noch ist dir nicht dein kühnster Sturz gelungen;
Doch hast du bald der Felsen Macht bezwungen;
Dann rauscht in breiten Strömen deine Welle.

Jetzt fülle hell mir die kristallne Schale!
In Träumen kommt die Knabenwelt gezogen;
Ihr bring' ich froh den ersten Labetrunk.

Denn ach! schon früh saß ich in deinem Tale
Und lauschte oft dem Murmeln deiner Wogen,
Und still ergreift mich jetzt Erinnerung.

2.

Der Zackenfall.

Brausend stürzt sich die Flut in die dunkle, schwindelnde Tiefe,
Und im silbernen Schaum bricht sich die Farbe des Lichts.
Ewig verjüngt sich der Fall; es drängt sich Woge auf Woge,
Und seit Jahrtausenden kämpft hier mit den Fluten der Fels.
Aber umsonst strebt er dem Elemente entgegen,
Und der ewige Kampf bleibt das Gesetz der Natur.
Stolz wie die brausende Flut, so das kühne Streben des Jünglings,
Das durch des Schicksals Nacht mutig den Mutigen reißt.
Hell fließt, wie nach dem Sturze der Bach, nach den Kämpfen der Jugend
Ihm auch des Lebens Strom rein und kristallhell dahin.

3.

Buchwald.

Ich grüße dich mit meinem schönsten Liede,
Mit meines Herzens stiller Huldigung.
Dein reizend Bild lebt tief mir im Gemüte
In süßer, lieblicher Erinnerung,
Hier, wo Natur in ihrer schönsten Blüte,
Im goldnen Farbenglanz, im Frühlingsprunk,
Mit stiller Lust und glühendem Verlangen
Die große Weihe hoher Kunst empfangen.

Der süße Wunderschein auf allen Fluren,
Des Tages Glanz, licht wie der junge Mai,
Die Felsen, die in kräftigen Konturen
Den Himmel stürmen, mächtig, groß und frei,
Und überall der Liebe stille Spuren:
Das bleibt dem Herzen ewig jung und neu.
Denn wo die Kunst sich zur Natur gestaltet,
Da wird des Lebens schönste Pracht entfaltet.

4.

N . . . . . f und P . . . . . e.

(Neudorf und Peterswalde bei Reichenbach in Schlesien.)

Sei mir gesegnet, du liebliche Flur! Mit lebendiger Fülle,
Mit anmutiger Kraft prangst du im Glühn der Natur.
Fern von der Heimat fand ich hier liebe, bekannte Gestalten;
Hier nahm ein schöner Kreis freundlicher Wesen mich auf.

Üppig blüht deine Pracht; es durchweht mich der Geist dieser Edlen,
Und ihre heilige Spur macht dich zum Eden der Welt.
Und so vergess' ich dich nie; denn das Bild der trefflichen Freunde
Lebt mit der ewigen Kraft tief in der fühlenden Brust.

5.

Sonnenaufgang auf der Riesenkoppe.

Die Erde ruht in tiefer, ernster Stille,
Und alles schweigt; es dringt kein Laut zum Ohre.
Doch schnell auf finstrer Spur entflieht die Hore,
Daß sie das Wort der ew'gen Zeit erfülle.

Da bricht der Morgen durch des Dunkels Hülle;
Es tritt der Tag in lichtem Strahlenflore
Mit üpp'ger Kraft aus seinem goldnen Tore;
Der Himmel glüht in frischer Jugendfülle.

Und freudig auf des Lichtes zarten Spuren
Beginnt das neue Leben sich zu regen
Und keimt und blüht in tausendfacher Lust.

Unübersehbar schimmern Städt' und Fluren
Aus weiter Ferne meinem Blick entgegen,
Und heil'ge Sehnsucht glüht in meiner Brust.

6.

Auf der Riesenkoppe.

Hoch auf dem Gipfel
Deiner Gebirge
Steh' ich und staun' ich,
Glühend begeistert,
Heilige Koppe,
Himmelanstürmerin.

Weit in die Ferne
Schweifen die trunknen,
Freudigen Blicke;
Überall Leben,
Üppiges Streben,
Überall Sonnenschein.

Blühende Fluren,
Schimmernde Städte,
Dreier Könige
Glückliche Länder
Schau' ich begeistert,
Schau' ich mit hoher,
Inniger Lust.

Auch meines Vaterlands
Grenze erblick' ich,
Wo mich das Leben
Freundlich begrüßte,
Wo mich der Liebe
Heilige Sehnsucht
Glühend ergriff.

Sei mir gesegnet
Hier in der Ferne,
Liebliche Heimat!
Sei mir gesegnet,
Land meiner Träume!
Kreis meiner Lieben,
Sei mir gegrüßt!

Geistliche Sonette.

1.

Christus und die Samariterin.

Am Brunnen Jakobs in Samariens Auen
Fühlt' einst der Herr nach Kühlung ein Begehren.
„Weib, laß mich deinen Krug voll Wasser leeren!"
So rief er sanft zu einer nahen Frauen.

Die spricht: „Wie magst du, Fremdling, mir vertrauen?
Im Tempel nur kann man den Herrn verehren,
So lehret ihr, wollt nicht mit uns verkehren,
Weil wir auf Berges Höhn Altäre bauen."

Da sprach der Herr zu ihr mit ernsten Worten:
„Ein neuer Glaube wird ins Leben treten;
Es löst die Nacht der Völker sich in Klarheit.

Des Herren Tempel stehet allerorten.
Gott ist ein Geist, und wer zu ihm will beten,
Der bet' ihn an im Geist und in der Wahrheit!"

2.

Die Ehebrecherin.

Zum Herrn und Meister, der im Tempel lehrte,
Bringt einst das Volk ein sündig Weib herein.
„Was soll," so fragt es, „ihre Strafe sein,
Da Moses will, daß sie gesteinigt werde?"

Der Herr blickt auf mit ruhiger Gebärde.
„Wer lautern Herzens ist und wahr und rein,
Werf auf die Sünderin den ersten Stein!"
Er sprach's und schrieb stillschweigend auf die Erde.

Da standen jene plötzlich wie vernichtet
Und schlichen aus dem Tempel allzusammen;
Es wurden bald die heil'gen Hallen leer.

Und Jesus sprach: „Hat keiner dich gerichtet,
So will auch ich dich nicht verdammen.
Geh hin und sündige fortan nicht mehr!"

3.

Das Abendmahl.

Es war, das heil'ge Osterfest zu ehren,
Der Tisch des Herrn besetzt mit Trank und Speise;
Die Jünger saßen rings und sprachen leise,
Den hohen Ernst des Meisters nicht zu stören.

Da sprach der Herr: „Wohl war es mein Begehren,
Dies Fest zu feiern nach der Väter Weise;
Noch einmal sehnt' ich mich, in eurem Kreise
Das heil'ge Mahl des Bundes zu verzehren.

Denn kurze Frist nur hab' ich noch zu leben.
Doch seid ihr meiner Seligkeit Genossen.
Nehmt, Freunde, diesen Kelch und nehmt dies Brot!

Das ist mein Leib, den ich für euch gegeben;
Das ist mein Blut, das ich für euch vergossen;
Für euer Leben geh' ich in den Tod."

4.

Christi Erscheinung in Emmaus.

Zwei Tage sind's, daß Christus ausgelitten,
Und traurig gehen auf betretnen Wegen
Der Jünger zwei in düsteren Gesprächen;
Da kommt der Herr zu ihnen hergeschritten,

Und unerkannt geht er in ihrer Mitten,
Lehrt sie die heil'gen Bücher auszulegen.
So wandern sie dem nahen Ort entgegen
Und treten endlich ein in seine Hütten.

Der Meister setzte sich zu ihnen nieder
Und nahm das Brot und dankte und brach's.
Da ward es hell vor seiner Jünger Blicke,

Und sie erkannten den Messias wieder;
Doch er verschwand. Schnell kehrten sie zurücke
Und priesen laut die Wunder dieses Tags.

5.

Christi Himmelfahrt.

Als Christus von den Toten auferstanden,
Erscheint er seinen trauernden Gefährten,
Die froh und schnell den Meister, den Verklärten,
Den eingebornen Gottessohn erkannten.

„Euch," spricht der Herr, „erwählt' ich zu Gesandten;
Mein ist die Macht im Himmel und auf Erden;
Wer an mich glaubet, der soll selig werden.
Geht hin und lehrt und tauft in allen Landen!"

Jetzt segnet er noch einmal seine Treuen,
Zum großen Bund der Liebe sie zu weihen;
Dann trägt ihn eine Wolke himmelwärts.

Und betend sinken alle hin im Staube.
Mit stiller Kraft vollendet sich der Glaube;
Der heil'ge Geist glüht siegend durch das Herz.

Vermischte Gedichte.

Die Weisung Apolls.

Heiß entflammt von meines Herzens Drange
Mit des Jünglings unerforschtem Sinn,
Um Apollos heiligem Gesange
Einst zu lauschen, zog ich fröhlich hin,
Wo der Dichtkunst heil'ge Lüfte wehen
Süß erquickend, zu Parnassos Höhen.

Leicht erklimm' ich, dacht' ich mir mit Wonne,
Jenen Fels. Welch heilig schönes Glück,
Schau' ich dann den Gott der ew'gen Sonne,
Die Kamönen mit verklärtem Blick!
Sich an ihrem Götterlied zu weiden,
Ist der Urquell aller Seligkeiten.

Manche Länder mußt' ich wohl durcheilen,
Und durchschiffen mußt' ich manche Flut;
Oft umsauste mich des Sturmes Heulen.
Alles überstand des Jünglings Mut.
An dem Felsen war ich angekommen
Und ein Teil der Höhe schon erklommen.

Holde Düfte strömten von den Blüten,
Neu erfrischt vom süßen Morgentau;
Unter dichtbelaubten Zweigen glühten
Goldorangen in beblümter Au.
Fern im Haine klagte Philomele,
Und das Lied ward zur lebend'gen Seele.

Alles grünte noch in reinerm Lichte
Wie im Blütenalter der Natur;
Diese Fluren, Blumen, diese Früchte,
Alles zeigte mir des Gottes Spur,
Und ich fühle mich im heil'gen Reiche
Kühner, daß ich mutig aufwärts steige.

Endlich sink' ich schwer ermattet nieder,
In des Haines Schatten sink' ich hin,
Und mit seinem düsteren Gefieder
Kam der Schlaf und schloß den müden Sinn.
Her zu mir, so dünkt' es mir im Traume,
Schwebt Apoll vom blauen Himmelsraume.

Und er glänzte hold mit ſanftem Feuer,
Um die Bruſt wallt' ihm das goldne Haar;
In den Händen hielt er ſeine Leier,
Und der Blick war rein und ſonnenklar;
Und im leichten Nebelkranz der Düfte
Schwebt der Götterjüngling durch die Lüfte.

Zornig hört' ich ſeine Worte klingen:
„Strebſt du nach der neunfach heil'gen Zahl?
Keiner kann der Muſen Huld erzwingen.
Frei und feſſellos iſt ihre Wahl.
Nicht der Wille kann die Kraft erproben;
Denn die Offenbarung kommt von oben."

Und ich ſeh' ihn hell noch vor mir ſtehen,
Göttlich glänzend, und er ſchaut zurück.
Nach dem Götterſitz, den lichten Höhen,
Flog er zu, ihm folgte ſchnell mein Blick,
Als ihn eine Wolke zart verhüllte;
Und verſchwunden war das Traumgebilde.

Da erwacht' ich ſchnell vom ſanften Schlummer,
Der die matten Glieder mir erquickt.
Ach! ich kannte nicht des Herzens Kummer;
Denn die Hoffnungsblume war zerknickt,
Und ich glaubte nur geträumt zu haben,
Hoffte mich am Götterlied zu laben.

Folgen wollt' ich meines Herzens Drange,
Nähern wollt' ich mich den heil'gen Höhn.
Ach! da ward's im Innern mir ſo bange,
Und ich blieb wie angefeſſelt ſtehn;
Denn des Fußes Macht war mir gebunden,
Und das Ziel dem ird'ſchen Blick entſchwunden.

Und des Berges Gipfel wollt' ich ſchauen.
Doch wer hätte glücklich ihn entdeckt?
Denn er war auf ewig hinter grauen,
Düſtern Wolken meinem Blick verſteckt;
Und der Worte dacht' ich, die mir ſchallten.
Da erkannt' ich ſchnell des Gottes Walten.

Die Gewalt der Schönheit.

Durch des Himmels lichte Wogen,
Von des Liedes Macht gezogen,
Schwingt sich kühn der Sänger hin.
Zu dem Donnerklang der Sphären
Schwebt er, sich das Herz zu klären;
Doch erblindet bleibt der Sinn.

Zu den Sternen will er flüchten,
Sich den innern Drang zu lichten,
Zu den Sonnen will er fliehn.
Doch es bleichen ihm die Sterne;
Sonnen fliehn zur ew'gen Ferne,
Wo sie zart und matt verglühn.

Ach! er sucht die Ideale
In des Himmels weiter Schale,
Die sich bläulich wölbend baut;
Und mit heiligem Verlangen
Will er liebend sie umfangen,
Wie der Bräutigam die Braut.

Nimmer kann er sie ergründen,
Und des Lebens Quell zu finden,
Treibt's ihn ohne Rast und Ruh.
Da ergreift die Erd' ihn wieder,
Und verzweifelnd stürzt er nieder,
Und der Himmel schließt sich zu.

Doch auf einmal — welcher Schimmer,
Glänzend wie der Sonne Flimmer,
Auf der grünen Spiegelflut!
Was durchbricht den Nebelschleier
Lichter wie der Sterne Feuer,
Höher als der Sonnen Glut?

Wie dem Chaos erst entronnen
Und der Freiheit Luft gewonnen,
Eros sich auf Wolken wiegt
Und, da er die Nacht gebunden
Und die Schöpfung überwunden,
Liebend an die Welt sich schmiegt:

So entsteht aus trübem Dunkel
Glänzend schöner als Karfunkel
Eine himmlische Gestalt.

Und geſtillt iſt all ſein Streben;
Es ergreift ihn neues Leben
Mit geheiligter Gewalt.

Welch ein Götterbau der Glieder!
Erde, ſtürz verehrend nieder!
Goldne Sichel, grüße ſie!
Seht! ihr neigen ſich die Sterne,
Und aus unbekannter Ferne
Tönt die Weltenharmonie.

Und vereint mit ihrem Klange
Singt das Lied mit heil'gem Drange
Das aus Sängers Munde geht;
Denn das Sehnen iſt gelichtet,
Und das Dunkel iſt vernichtet,
Und der Liebe Banner weht.

Das Reich des Geſanges.

Was waltet ſüß in heil'ger Macht,
Was ſchimmert in der Sterne Pracht,
Dem Himmliſchen verſchwiſtert?
Wer lichtet uns der Erde Grund?
Wem tönt das Lied aus Sängers Mund,
Das durch die Saiten flüſtert?
Hoch entwogend
Schwillt der Buſen,
Und die Muſen
Treten näher,
Froh umſchweben ſie den Seher.

Und in den Tönen wird es klar
Und ſtellt ſich kühn dem Auge dar,
Als Götterbild zu prangen.
Die Harmonie ergreift das Herz
Und ſchwingt ſich mit ihm himmelwärts
Und will das Wort empfangen.
Mächtig, prächtig,
Nie verſunken
Glänzt der Funken;
Hingezogen
Fliegen ſie durch luft'ge Wogen.

Und höher als des Tages Licht
Entfliehen sie, ermatten nicht;
Da blüht das Reich der Lieder;
Da funkelt Hellas' Poesie,
Und jauchzend stürzt die Harmonie
Zu ihren Füßen nieder.
Klingend, singend
Schimmern Sterne
In der Ferne;
Über Sonnen
Ist des Sängers Ziel gewonnen.

An Adelaiden.

Es regt sich das Herz mit entzückender Glut
Mir im Gemüte.
Es wallt mir im Busen die heilige Flut
Heilig im Liede.
Unsichtbare Mächte ziehen mich hin;
Es sehnt sich zu dir der liebende Sinn,
Adelaide!

Das heiße Verlangen, mit Schweigen verhüllt,
Keimte zur Blüte;
Dem Auge vorschwebet dein liebliches Bild,
Strahlend voll Güte.
Es störte das Herz aus wonniger Ruh;
Sein einziges Ziel, sein Streben bist du,
Adelaide!

O schenke dem Leben die Harmonie,
Eh' es verglühte!
Mir spiegelt im Wogen der Phantasie
Himmlischer Friede.
Da schwillt mir von süßer, göttlicher Lust
Das liebende Herz in der liebenden Brust,
Adelaide!

Dem Baume der Liebe sprosset empor
Ewige Blüte;
Es ringt sich der Klang aus der Tiefe hervor,
Tönend im Liede;
Er waltet so lieblich, er waltet so frei
Und flüstert ins Ohr dir: „Der Sänger ist treu,
Adelaide!"

Nähe der Geliebten.

Ich denke dein im Morgenlicht des Maien,
Im Sonnenglanz;
Ich denke dein, wenn mich die Sterne freuen
Am Himmelskranz.

Ich sorg' um dich, wenn in des Berges Wettern
Der Donner lauscht;
Du schwebst mir vor, wenn in den dunkeln Blättern
Der Zephir rauscht.

Ich höre dich, wenn bei des Abends Gluten
Die Lerche schwirrt;
Ich denke dein, wenn durch des Teiches Fluten
Der Nachen irrt.

Wir sind vereint; uns raubt der Tod vergebens
Der Liebe Lust;
O laß mich ruhn, du Sonne meines Lebens,
An deiner Brust!

In der Neujahrsnacht 1809.

Still ahnend kommt das neue Jahr geflogen;
Das alte stürzt sich wimmernd in sein Grab.
Von des Gesetzes Ewigkeit gezogen
Rauscht es im Sturm mit seinen blut'gen Wogen
In die Vernichtung seiner Kraft hinab.

Im eh'rnen Streit begann es ernst zu tagen;
Die Ostsee trägt im Kampf der Schiffe Last,
Und manche Schlacht wird kühn und wild geschlagen,
Und jeder will den flücht'gen Sieg erjagen
Und stürzt sich nach, bis ihn der Tod umfaßt.

Dann zieht der blut'ge Völkerkampf nach Süden,
Und Nationen stellen sich zur Schlacht;
Vernichtet ist des Lebens stiller Frieden;
Die Herzen sind im wilden Streit geschieden;
Die heil'ge Kraft der Freiheit ist erwacht.

Da will der Mensch die göttliche erwerben,
Zerreißt das eh'rne Band der Tyrannei;
Ein dunkles Streben zieht ihn ins Verderben;
Für seinen Glauben kann er mutig sterben,
Und der Gedanke macht den Menschen frei.

Kaum hat er jetzt die Götterkraft genossen,
So stürmt er fort im blinden Siegerwahn,
Und viel des edlen Blutes ist geflossen.
Da ward das Jahr im wilden Streit geschlossen,
Und kämpfend tritt das neue auf die Bahn.

Und jetzt in der bedeutungsvollen Stunde,
Der Zukunft und Vergangenheit vermählt,
Vergißt der Mensch begeistert seine Wunde;
Er glaubt sich kühn in einem höhern Bunde
Und fühlt den Arm zu neuer Tat gestählt.

Doch kann der schöne Glaube auch bestehen,
Und wird des Kampfes späte Frucht gedeihn?
Umsonst; auch diese Hoffnung muß verwehen;
Das neue Jahr wird blutig untergehen
Und Streit und Mord die ew'ge Losung sein.

Es läßt der Mensch das eh'rne Schicksal walten
Und tritt hinaus in die entflammte Welt;
Wo Kräfte sich in blinder Wut entfalten,
Da kann kein Bild der Liebe sich gestalten:
Im Kampf mit den Centauren sinkt der Held.

Drum, willst du nicht der Seele Glück verscherzen,
So buhle nicht um flücht'ger Stunden Gunst!
Den Drang der Zeit kannst du als Mann verschmerzen;
Der wahre Frieden nur wohnt in dem Herzen,
Und ew'ge Freiheit lebt nur in der Kunst.

Mit den Knospen.

Darf ich dir wohl des Liedes Opfer bringen?
Darf meine Muse scheu und still es wagen,
Was sie gefühlt, begeistert dir zu sagen,
Und wird das Streben meiner Brust gelingen?

Noch lebt das Lied auf ungewohnten Schwingen,
Noch kann es nicht der Wolken Druck ertragen;
Doch will das Herz das ferne Ziel erjagen
Und aufwärts zu dem Sonnentempel dringen.

Drum magst du mir mit güt'gem Blick vergeben,
Wenn auch mein Lied in regellosen Spuren
Durch Qual und Lust in wilden Tönen schweift!

Zur Wahrheit doch, zur Liebe geht sein Streben,
Zum süßen Einklang höherer Naturen,
Und — meine Blüten sind noch nicht gereift.

Friedrichs Totenlandschaft.

1.

Die Erde schweigt mit tiefem, tiefem Trauern,
Vom leisen Geisterhauch der Nacht umflüstert.
Horch, wie der Sturm in alten Eichen knistert
Und heulend braust durch die verfallnen Mauern!

Auf Gräbern liegt, als wollt' er ewig dauern,
Ein tiefer Schnee, der Erde still verschwistert,
Und finstrer Nebel, der die Nacht umdüstert,
Umarmt die Welt mit kalten Todesschauern.

Es blickt der Silbermond in bleichem Zittern
Mit stiller Wehmut durch die öden Fenster.
Auch seiner Strahlen sanftes Licht verglüht.

Und leis' und langsam zu des Kirchtors Gittern,
Still wie das Wandern nächtlicher Gespenster,
Ein Leichenzug mit Geisterschritten zieht.

2.

Und plötzlich hör' ich süße Harmonieen,
Wie Gottes Wort, in Töne ausgegossen,
Und Licht, als wie dem Kruzifix entsprossen,
Und meines Sternes Schimmer seh' ich glühen.

Da wird mir's klar in jenen Melodieen:
Der Quell der Gnade ist in Tod geflossen,
Und jene sind der Seligkeit Genossen,
Die durch das Grab zum ew'gen Lichte ziehen.

So mögen wir das Werk des Künstlers schauen!
Ihn führte herrlich zu dem schönsten Ziele
Der holden Musen süße, heil'ge Gunst.

Hier darf ich kühn dem eignen Herzen trauen;
Nicht kalt bewundern soll ich, nein, ich fühle,
Und im Gefühl vollendet sich die Kunst.

Zwei Sonette nach Kügelgens Gemälden.

1.

Belisar und der Knabe.

Es kracht der Wald, und heil'ge Fichten splittern;
Der Donner rollt durch schwer bedrängte Auen.
Da steht, furchtlos beim allgemeinen Grauen,
Der blinde Greis in tobenden Gewittern.

Nichts kann sein großes Heldenherz erschüttern;
Des Blitzes Glut vermag er nicht zu schauen,
Dem Wüten der Natur kann er vertrauen;
Vor Menschentücke muß der Held erzittern.

Der Knabe, der ihn führt, sinkt betend nieder,
Das junge Herz verzagt im Flammenwetter;
Er streckt die Arme jammernd himmelwärts.

Doch Belisar ermuntert schnell ihn wieder;
Er fürchtet nicht den Zorn gerechter Götter,
Und neuer Mut durchströmt des Knaben Herz.

2.

Saul und David.

Ernst sitzt der Fürst, die Stirn in düstern Falten;
Er kann der Qual des Herzens nicht entfliehen.
Es starrt der Blick, und finstre Bilder ziehen
Durch seine Brust in nächtlichen Gestalten.

Da tönt des Knaben Spiel mit süßem Walten;
Die Stimme schwebt in heil'gen Harmonieen;
Es wogt das Lied, und Himmelstöne glühen,
Die einklangsvoll der Seele Tag entfalten.

Und plötzlich wacht der Fürst aus seinen Träumen,
Und ihn ergreift ein längst entwöhntes Sehnen;
Ein Strahl der Liebe zuckt ihm durch das Herz.

Die zarte Blüte sproßt aus zarten Keimen;
Getröstet von der Jugend frommen Tränen,
Löst in des Greises Seele sich der Schmerz.

Die menschliche Stimme.

Mutiger bei dem Ruf der Posaune
Stürmt der Krieger in Kampf und Tod;
Froher begrüßt mit Waldhornstönen
Der Jäger das strahlende Morgenrot;
Melodischer zum Chore der Andacht
Stimmt der Orgel erhabenes Lied.
Aber was mit tieferem Beben
Alle Herzen gewaltig durchglüht,
Was der Seele ruft mit Sehnsuchtsworten
Und gen Himmel sie wirbelt in heiliger Lust:
Das ist in dem ewigen Reiche der Töne
Der Einklang der Stimme aus menschlicher Brust.

Zur Nacht.

Gute Nacht!
Allen Müden sei's gebracht!
Neigt der Tag sich schnell zum Ende,
Ruhen alle fleiß'gen Hände,
Bis der Morgen neu erwacht.
Gute Nacht!

Geht zur Ruh!
Schließt die müden Augen zu!
Stiller wird es auf den Straßen,
Und den Wächter hört man blasen,
Und die Nacht ruft allen zu:
Geht zur Ruh!

Schlummert süß!
Träumt euch euer Paradies!
Wem die Liebe raubt den Frieden,
Sei ein schöner Traum beschieden,
Als ob Liebchen ihn begrüß'!
Schlummert süß!

Gute Nacht!
Schlummert, bis der Tag erwacht!
Schlummert, bis der neue Morgen
Kommt mit seinen neuen Sorgen!
Ohne Furcht! Der Vater wacht.
Gute Nacht!

An Gustav Zedlitz.

Ich fand dich auf des Lebens bunten Wegen;
Wir konnten nicht den gleichen Trieb verhehlen.
Es fanden sich die gleichgesinnten Seelen,
Und unsre Herzen flogen sich entgegen.

Wenn sich die Kräfte noch chaotisch regen,
Wenn Jugendlust noch irren kann und fehlen,
Der reife Sinn wird doch das Höchste wählen;
Ein reines Streben lohnt der Götter Segen.

So wollen wir zum Bund die Hände fassen,
In Treu' und Freundschaft nimmer von uns lassen,
Das Edle lieben, das Gemeine hassen!

Sehn wir uns auch im Leben selten wieder,
Wir sind uns nah im Zauberreich der Lieder,
Und in der Kunst sind wir uns ewig Brüder.

An den Heldensänger des Nordens.

(De la Motte Fouqué.)

Aus dem Tiefsten meiner Seele
Biet' ich dir den Gruß des Liedes;
Aus des Herzens tiefsten Tiefen
Biet' ich dir der Liebe Gruß.

Hab' dich nimmer zwar gesehen,
Nie erblickt des Skalden Antlitz,
Der mit großen, heil'gen Worten
Mir Begeistrung zugeweht.

Aber leicht wollt' ich dich kennen
In dem weiten Kreis der Menge,
Diese Brust voll Kraft und Liebe,
Diesen liedersüßen Mund,

Der so schön das Schöne webte,
Der so wild das Wilde faßte,
Der so kühn das Kühne löste
Und die große Tat so groß.

Ach! in deines Liedes Tönen,
Wo die kühnen Heldenkinder
Kräftig mit dem Schicksal ringen,
Stand mir neues Leben auf.

Hohe, mächtige Gestalten,
Wackre Degen, stolze Recken
Und der Asen tiefes Walten
Ziehen durch des Skalden Lied.

Und es kommt mit Nordens Größe,
Mit der deutschen Heldensage
Und mit alten, kühnen Taten
Alte Liederkraft herauf.

Also hast du kühn begonnen
In der Zeiten Stolz und Lüge,
Also hast du schön vollendet,
Edler Skalde, wackres Herz.

Seit solch Singen mich begeistert,
Zieht mich all der Seele Streben
Deiner starken Welt entgegen,
Zu des Nordens lichtem Kreis,

Wo der Helden kühnstes Wagen
Auch den kühnsten Skalden weckte,
Daß er zu dem Götterkampfe
Göttlich in die Saiten schlug.

Drum für diesen neuen Morgen,
Der in meiner Brust erwachte,
Für den Frühling meiner Träume,
Wackrer Skalde, dank' ich dir;

Biete dir aus tiefer Seele
Einmal noch den Dank des Liedes,
Biete aus des Herzens Tiefen
Dir noch einmal meinen Gruß.

Nach der Aufführung von Händels Alexanderfest in Wien 1812.

Ein Fest der Lieder zieht die frohe Menge
Zu Tausenden in den geschmückten Saal;
Fast wird des Hauses stolzer Bau zu enge;
Er war des Eifers kühn versuchte Wahl.
Noch ist es still, noch schweigen die Gesänge,
Noch schläft das Lied, noch schläft der Töne Strahl,
Da winkt der Meister, die Posaunen schallen,
Und er erwacht und lodert durch die Hallen.

Und wechselnd in dem Zauberkreis der Töne
Wallt Kraft und Anmut den verschlungnen Gang:
Jetzt schwelgt das Lied in glanzerfüllter Schöne,
Dann weht es sanft zum süßen Brautgesang,
Und fleugt es auf, daß es den Einklang kröne,
Erhebt sich stolz des Chores hehrer Klang
Und will mit den erweckten Harmonieen
Des Herzens Sehnsucht nach der Heimat ziehen.

Doch plötzlich strömt der Töne Allmacht nieder,
Ein Meer von Harmonieen bricht hervor.
Was rauscht und stürmt im Wetterflug der Lieder?
Was schlägt melodisch donnernd an das Ohr?
„Wach auf! Wach auf!“ so hallt es zitternd wider,
In wilder Stimmenbrandung jauchzt der Chor;
Die Macht der Töne sprengt die letzten Schranken,
Und frei im Raume schwelgen die Gedanken.

Der hohe Saal wird jeder Brust zu enge;
Ein Hochgefühl bewegt das ganze Haus,
Und unaufhaltsam bricht die weite Menge
Jetzt in bacchantischer Entzückung aus.
Seht! Seht! Es übt der Zauber der Gesänge
Die alte Macht auf alle Herzen aus.
Das Volk ist mit der Zeit noch nicht gesunken,
Das so erweckt wird durch der Schönheit Funken.

Es ist das höchste von des Dichters Rechten,
Daß er da redet, wo die Menge schweigt.
So laßt mich laut den Kranz des Dankes flechten,
Der heute still aus tausend Herzen steigt!
Die Welt ist voll vom Niedrigen und Schlechten,
Daß sich das Göttliche uns selten zeigt;
Doch heut sprach's aus melodischen Gestalten,
Und unverkennbar war sein großes Walten.

Den ersten Dank muß ich den Künstlern bringen,
Die dieses Altars Flammen angesteckt.
Was kann die Kraft nicht und der Mut nicht zwingen,
Den rastlos keine Mühe abgeschreckt?
So mußte euch der schöne Sieg gelingen,
Und eine Welt von Liedern ward erweckt,
Und in der Tonkunst nie verblühtem Lenze
Brach eure Hand sich selbst des Eifers Kränze.

Vor allen ihr, die des Talentes Blüte
Zu Sternen in der Töne Welt erhob!
Dir, Edler, aber der sich rastlos mühte,
Vor dessen Eifer jede Furcht zerstob,
Den ganz der Strahl des Göttlichen durchglühte,
Dir dankt kein Dank, nein, und dich lobt kein Lob;
Doch in die Herzen ist es eingegraben,
Wozu die Lippen keine Worte haben.

Und einen schönen Tempel sah ich bauen
Hoch bei der Freude leuchtendem Altar.
Wo der Begeistrung Tränen niedertauen,
Da trocknet Liebe manches Augenpaar.
Ein Sternenkranz von edlen deutschen Frauen,
Er macht des Lebens heil'ge Deutung wahr;
Auf einem Strauß, den ihre Hände pflücken,
Blüht Menschenwohl und menschliches Entzücken.

Doch manches blieb der ungeprüften Stunde,
Was ihren Wünschen rauh entgegenstand.
Zum Throne unsers Kaisers kam die Kunde;
Unaufgefordert reichte er die Hand
Und trat begeistert zu dem schönen Bunde.
Heil dir, mein Volk! Heil dir, mein Vaterland,
Solange solche Kaiser auf den Thronen
Und Kunst und Liebe in den Herzen wohnen!

Treuer Tod.

Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus,
Für Freiheit, Ruhm und Vaterland zu streiten.
Da zieht er noch vor seines Liebchens Haus,
Nicht ohne Abschied will er von ihr scheiden.
„O weine nicht die Äuglein rot,
Als ob nicht Trost und Hoffnung bliebe!
Bleib' ich doch treu bis in den Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe."

Und als er ihr das Lebewohl gebracht,
Sprengt er zurück zum Haufen der Getreuen;
Er sammelt sich zu seines Kaisers Macht,
Und mutig blickt er auf der Feinde Reihen.
„Mich schreckt es nicht, was uns bedroht,
Und wenn ich auf der Walstatt bliebe.
Denn freudig geh' ich in den Tod
Für Vaterland und meine Liebe."

Und furchtbar stürzt er in des Kampfes Glut,
Und tausend fallen unter seinen Streichen.
Den Sieg verdankt man seinem Heldenmut;
Doch auch den Sieger zählt man zu den Leichen.
„Ström' hin, mein Blut, so purpurrot!
Dich rächten meines Schwertes Hiebe.
Ich hielt den Schwur, treu bis in Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe."

Wiegenlied.

Schlummre sanft! Noch an dem Mutterherzen
Fühlst du nicht des Lebens Qual und Lust;
Deine Träume kennen keine Schmerzen,
Deine Welt ist deiner Mutter Brust.

Ach! wie süß träumt man die frühen Stunden,
Wo man von der Mutterliebe lebt;
Die Erinnerung ist mir verschwunden;
Ahnung bleibt es nur, die mich durchbebt.

Dreimal darf der Mensch so süß erwarmen,
Dreimal ist's dem Glücklichen erlaubt,
Daß er in der Liebe Götterarmen
An des Lebens höh're Deutung glaubt.

Liebe gibt ihm ihren ersten Segen,
Und der Säugling blüht in Freud' und Lust,
Alles lacht dem frischen Blick entgegen;
Liebe hält ihn an der Mutterbrust.

Wenn sich dann der schöne Himmel trübte,
Und es wölkt sich nun des Jünglings Lauf,
Da, zum zweitenmal, nimmt als Geliebte
Ihn die Lieb' in ihre Arme auf.

Doch im Sturme bricht der Blütenstengel,
Und im Sturme bricht des Menschen Herz;
Da erscheint die Lieb' als Todesengel,
Und sie trägt ihn jubelnd himmelwärts.

Bei einem Springbrunnen.

Sieh! Dort strebt mit Jünglingsmute
Wie Kristalle rein und hell,
Von der eignen Kraft gehoben,
Himmelwärts der Silberquell.

Immer höher, immer höher
Sprudelt er in Sonnenglut;
Wenn er oben kaum zerſtoben,
Wächſt er auf mit neuer Flut.
Und das reine Licht des Tages
Bricht ſich im kriſtallnen Strahl,
Und den ſchönſten duft'gen Schleier
Webt der Farben heil'ge Zahl.
Ach! ſo ſteigt auch all mein Streben
Durch die Wolken himmelwärts.
So durchflammen tauſend Wünſche
Glühend mein begeiſtert Herz.
Aber wie der Kreis der Farben
Sich im reinen Licht vermählt,
Sind auch alle meine Wünſche
Nur von einer Glut beſeelt;
Und es iſt der Liebe Sehnſucht,
Die den Buſen mächtig ſchwellt
Mit der Ahnung leiſem Schauer,
Wie ein Traum aus jener Welt.

Treuröschen.

Es war ein Jäger wohl keck und kühn,
Der wußte ein ſchönes Röschen blühn;
Das hielt er höher als Gut und Gold;
Es wurd' ihm im Herzen gar licht und hold,
Wenn er nur Treuröschen ſah.
Trala, Trala, Trala.

Und wenn der Abend die Flur betaut',
Da zog der Jäger zur ſüßen Braut;
Er zog hinauf mit Sing und Sang,
Mit Liederton und Hörnerklang,
Bis er Treuröschen ſah.
Trala, Trala, Trala.

„Treuröschen, Treuröschen! hörſt du das Lied,
Wo nur dein Name lebt und blüht?
Vorüber iſt das bräutliche Jahr;
Bald führ' ich Treuröschen zum Traualtar."
Da ſpricht Treuröschen: „Ja!"
Trala, Trala, Trala.

Und wie er vom Pferde gesprungen ist,
So sitzt er beim Liebchen und scherzt und küßt
Und scherzte bis um Mitternacht
In stiller, heitrer Liebespracht,
Treuröschens Herzen so nah.
Trala, Trala, Trala.

Die Sternlein verbleichen, der Morgen graut.
Der Jäger kehrt heim von der süßen Braut
Und jagt hinab durch Wald und Flur
Und folgt einem Hirsch auf flüchtiger Spur,
So schön, wie er keinen noch sah.
Trala, Trala, Trala.

Und der Hirsch vom hohen Felsenstein
Springt blind in das Klippental hinein,
Und hinter ihm stürzt ins tiefe Grab
Das wütende Pferd mit dem Reiter hinab.
Kein Auge ihn wieder sah.
Trala, Trala, Trala.

Und wie der Abend den Tau geweint,
Da harret Treuröschen auf ihren Freund
Und harret und hofft auf Sing und Sang,
Auf Liederton und Hörnerklang,
Den Buhlen nicht kommen sah.
Trala, Trala, Trala.

Und als es kam um Mitternacht,
Treuröschen noch traurig im Bette wacht;
Sie weinte sich die Äuglein rot.
„Was läßt du mich harren in Angst und Not?
Lieb Buhle, bist noch nicht da?“
Trala, Trala, Trala.

Und auf einmal hört sie Hörnerklang,
Und es flüstert ihr leise wie Geistersang:
„Komm, Liebchen! Bist mir angetraut;
Das Bett ist bereitet; komm, rosige Braut!
Der Buhle ist längst schon da.“
Trala, Trala, Trala.

Da faßt sie ein Schauer, so eisig und kalt,
Und sie fühlt sich umarmt von Geistergewalt,
Und heimlich durchweht es ihr bebendes Herz
Wie Hochzeitlust und Todesschmerz,

Und zitternd flüstert sie: „Ja!“
Trala, Trala, Trala.

Da stockt das Blut in der klopfenden Brust,
Da bricht das Herz in Todeslust;
Und der Jäger führt heim die rosige Braut.
Dort oben ist er ihr angetraut.
Treuröschens Hochzeit ist da!
Trala, Trala, Trala.

Worte der Liebe.

Worte der Liebe, ihr flüstert so süß
Wie Zephirswehen im Paradies;
Ihr klingt mir im Herzen nah und fern;
Worte der Liebe, ich trau' euch so gern.
Streng mag die Zeit, die feindliche, walten,
Darf ich an euch nur den Glauben behalten.

Wohl gibt es im Leben kein größeres Glück
Als der Liebe Geständnis in Liebchens Blick;
Wohl gibt es im Leben nicht höhere Lust
Als Freuden der Liebe an liebender Brust.
Dem hat nie das Leben freundlich begegnet,
Den nicht die Weihe der Liebe gesegnet.

Doch der Liebe Glück, so himmlisch, so schön,
Kann nie ohne Glauben an Tugend bestehn.
Der Frauen Gemüt ist rein und zart;
Sie haben den Glauben auch treu bewahrt.
Drum traue der Liebe! Sie wird nicht lügen;
Denn das Schöne muß immer, das Wahre muß siegen.

Und flieht auch der Frühling dem Leben vorbei,
So bewahrt den Glauben doch still und treu!
Er lebt, wenn hier alles vergeht und zerfällt,
Wie ein Strahl des Lichts aus der bessern Welt;
Und tritt auch die Schöpfung aus ihren Schranken,
Der Glaube an Liebe soll nimmer wanken.

Drum flüstert ihr Worte der Liebe so süß
Wie Zephirswehen im Paradies!
Drum klingt im Herzen noch nah und fern!
Drum, Worte der Liebe, drum trau' ich euch gern.
Und wenn im Leben nichts Heiliges bliebe,
Ich will nicht verzagen, ich glaube an Liebe.

Die drei Sterne.

Es blinken drei freundliche Sterne
Ins Dunkel des Lebens herein;
Die Sterne, die funkeln so traulich,
Sie heißen: Lied, Liebe und Wein.

Es lebt in der Stimme des Liedes
Ein treues, mitfühlendes Herz;
Im Liede verjüngt sich die Freude,
Im Liede verweht sich der Schmerz.

Der Wein ist der Stimme des Liedes
Zum freudigen Wunder gesellt
Und malt sich mit glühenden Strahlen
Zum ewigen Frühling der Welt.

Doch schimmert mit freudigem Winken
Der dritte Stern erst herein,
Dann klingt's in der Seele wie Lieder,
Dann glüht es im Herzen wie Wein.

Drum blickt denn, ihr herzigen Sterne,
In unsre Brust auch herein!
Es begleite durch Leben und Sterben
Uns Lied und Liebe und Wein!

Und Wein und Lieder und Liebe,
Sie schmücken die festliche Nacht!
Drum leb', wer das Küssen und Lieben
Und Trinken und Singen erdacht!

Harras, der kühne Springer.

Anmerk. Eine alte Volkssage erzählt die kühne Tat dieses Ritters, und noch heute zeigt man bei Lichtewalde im sächsischen Erzgebirge die Stelle, die man den Harrassprung nennt. Am Ufer steht jetzt zwischen zwei alten, ehrwürdigen Eichen, der steilen Felswand gegenüber, ein Denkmal mit der Inschrift: „Harras, dem kühnen Springer."

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen,
Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht;
Da begann sich's im Tale zu regen.
Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr,
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
Und voran auf feurig schnaubendem Roß
Fliegt Harras, der mutige Ritter.
Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt,
Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
Den Gegner noch heut' zu erreichen
Und die feindliche Burg zu besteigen.

So stürmen sie fort in des Waldes Nacht
Durch den fröhlich aufglühenden Morgen;
Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
Es lauert nicht länger verborgen.
Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärkrer Gewalt.
Der Kampf ist nicht zu vermeiden;
Die Schwerter entfliegen den Scheiden.

Wie der Wald dumpf donnernd widerklingt
Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klirren, der Helmbusch winkt,
Und die schnaubenden Rosse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das Blut;
Sie achten's nicht in des Kampfes Glut,
Und keiner will sich ergeben.
Denn Freiheit gilt's oder Leben.

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft;
Der Übermacht muß es erliegen.
Das Schwert hat die meisten hinweggerafft;
Die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
Kämpft Harras noch und schlägt sich durch;
Zurück jagt der mutige Streiter.
Ihn verfolgen die feindlichen Reiter.

Doch flüchtig hat er des Weges nicht acht
Und verfehlt die kundigen Stege,
Jagt irrend umher in des Waldes Nacht,
Jagt irrend durch Flur und Gehege.
Er höret die Feinde hinter sich drein;
Da lenkt er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle,
Und er sprengt zu der lichteren Stelle.

Hier steht er auf steiler Felsenwand,
Hört unten der Wogen Brausen;
Er steht an des Zschopautals schwindelndem Rand
Und blickt hinunter mit Grausen,
Und jenseits auf waldichten Bergeshöhn
Sieht er seine Feste schimmernd stehn;
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht mit lauteren Schlägen.

Ihm ist's, als wenn's ihn hinüberrief';
Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
Und der Abgrund, wohl fünfzig Klafter tief,
Schreckt das Roß, und es schäumt in den Zügel;
Und schaudernd blickt er zur Tiefe hinab,
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab;
Denn er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Scharen umreiten.

Jetzt sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob er Tod in den Wogen erwähle.
Dann sprengt er keck an des Felsens Rand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele;
Und näher schon hört er der Feinde Troß.
Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roß:
Doch er spornt's, daß die Ferſen bluten,
Und es setzt hinab in die Fluten.

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt;
Ihn beschützen höh're Gewalten.
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohl erhalten;
Er zerteilt die Wogen mit kräftiger Hand,
Und die Seinen stehn an des Ufers Rand
Und begrüßen freudig den Schwimmer
Gott verläßt den Mutigen nimmer.

Graf Hoyer von Mansfeld
oder die Schlacht am Wölfesholze.

(Eine Volkssage.)

Der Graf hält stolz
Am Wölfesholz,
Und vor ihm in blinkenden Reihen
Die Scharen seiner Getreuen.

Es pochte das Männerherz an die Bruſt,
Zum Kampf und Streit
Und zum Sterben bereit;
In aller Augen ſprühte die Luſt,
Der Todesſchlacht ſich zu weihen.

Da ſprach der Graf:
„Als der Feind uns traf
Im letzten Kampfgewühle,
Da ſanken der Wackern viele,
Und mancher verſpritzte ſein edles Blut.
Doch floh uns das Glück;
Wir wichen zurück
Aus dem Schwertergedräng', aus des Streites Glut;
Wir verloren im eiſernen Spiele.

Doch, Brüder, heut'
Neu erwacht der Streit,
Heut' müßt ihr in Kampf und Verderben
Den alten Ruhm euch erwerben!
Und ſo wahr ich jetzt mit gewappneter Hand
In dieſen Stein
Greife tief hinein,
So iſt uns das Glück heut' zugewandt
Zum Sieg und zum ruhmvollen Sterben."

Und er fühlt in der Fauſt,
Daß Gott drin brauſt;
Da blickt er ſiegend hinunter
Und reicht zum Steine herunter
Und greift, als ob es nur Erde wär',
Tief hinein
Mit der Hand in den Stein.
Und jauchzend ſtürzt ſich zum Kampfe das Heer;
Es ergreift ſie das göttliche Wunder.

Und weit und breit
Wühlt der Streit;
Die Schwerter im Blute ſich baden;
Es geſchehen herrliche Taten.
Da weicht der Feind der begeiſterten Macht;
Doch es fällt der Graf.
Die Lanze traf,
Und er wird vom Herrn aus der blutigen Schlacht
Zum ewigen Frieden geladen.

So ging der Held
Aus dem Kampf der Welt,
Des streitenden Lebens müde.
Und wenn jene Zeit auch verblühte,
Zeigt man doch heut' noch am Wölfesholz
Des Grafen Hand
In der Felsenwand;
Und der Deutsche nennt seinen Namen mit Stolz.
Es lebt seine Tat noch im Liede.

An Wilhelm.

Von einer Glut war unsre Brust durchdrungen,
Und eine Sehnsucht war's, die aus uns sprach:
Das dunkle Streben nach dem ew'gen Tag,
Und unsre Seelen hielten sich umschlungen.

Da war's, wo uns das Bundeswort erklungen.
O! tön' es in des Herzens Doppelschlag
Durch alle Weiten uns und Fernen nach,
Bis wir das Ziel der ernsten Kraft errungen!

Und will uns auch das Schicksal feindlich trennen,
Ich reiche dir die treue Bruderhand.
Muß ich entfernt die Lebensbahn durchrennen,

Dir bleibt dies Herz doch ewig zugewandt.
Was hier auf Erden liebend sich begegnet,
Das hat ein Gott zum ew'gen Bund gesegnet.

Aus der Ferne.

Auf schnellem Fittich ist die Zeit verschwunden,
Unwiederbringlich! Nur Erinnrung lebt,
Ein schöner Traum, von Nebelduft umwebt,
Ein heiliges Vermächtnis jener Stunden.

Heil mir, daß ich der Tage Glück empfunden,
Daß kühn mein Herz zu stolzen Höhen strebt!
Dein Bild ist's, das so freundlich mich umschwebt,
Ach! wär' ich frei und wär' ich nicht gebunden!

Du strahlst mir in des Aufgangs Rosengluten;
Ich sehe dich im Sternensaal der Nacht;
Dich spiegeln mir des Teiches Silberfluten,

Dich zaubert mir des Frühlings reiche Pracht;
Sanft murmelt's mir im klaren Wasserfall,
Und deinen Namen ruft der Widerhall.

Als sie eine Kornähre in der Hand zum Blühen brachte.

Ein jeder Wunsch, den in des Herzens Räumen
Mit zartem Sinne zarte Herzen pflegen,
Blüht herrlich auf mit wunderbarem Segen,
Kann nimmer seines Lebens Tag versäumen.

Und so machst du in heitern Frühlingsträumen
Verborgne Kraft sich in den Pflanzen regen;
Zum zweiten Male sproßt sie dir entgegen,
Und neue Blüten lockst du aus den Keimen.

Und so auch wogt, hat mich dein Bild getroffen,
Ein heißes Sehnen tief in meinem Busen,
Und schneller, als die Blüten dir geblüht,

Erglüht mein Herz mit jugendlichem Hoffen;
Der Genius ergreift mich und die Musen,
Und deiner Anmut singt mein kühnes Lied.

Das gestörte Glück.

Ich hab' ein heißes junges Blut,
Wie ihr wohl alle wißt.
Ich bin dem Küssen gar zu gut
Und hab' noch nie geküßt.
Denn ist mir auch mein Liebchen hold,
's war doch, als wenn's nicht werden sollt'.
Trotz aller Müh' und aller List
Hab' ich doch niemals noch geküßt.

Des Nachbars Röschen ist mir gut;
Sie ging zur Wiese früh.
Ich lief ihr nach und faßte Mut
Und schlang den Arm um sie;
Da stach ich an dem Miederband
Mir eine Nadel in die Hand;
Das Blut lief stark, ich sprang nach Haus,
Und mit dem Küssen war es aus.

Jüngst ging ich so zum Zeitvertreib
Und traf sie dort am Fluß;
Ich schlang den Arm um ihren Leib
Und bat um einen Kuß;
Sie spitzte schon den Rosenmund;
Da kam der alte Kettenhund
Und biß mich wütend in das Bein;
Da ließ ich wohl das Küssen sein.

Drauf saß ich einst vor ihrer Tür
In stiller Freud' und Lust;
Sie gab ihr liebes Händchen mir,
Ich zog sie an die Brust.
Da sprang der Vater hinterm Tor,
Wo er uns längst belauscht, hervor,
Und wie gewöhnlich war der Schluß:
Ich kam auch um den dritten Kuß.

Erst gestern traf ich sie am Haus;
Sie rief mich leis' herein.
„Mein Fenster geht in'n Hof hinaus;
Heut abend wart' ich dein."
Da kam ich denn im Liebeswahn
Und legte meine Leiter an;
Doch unter mir brach sie entzwei,
Und mit dem Küssen war's vorbei.

Und allemal geht's mir nun so.
O! daß ich's leiden muß!
Mein Lebtag werd' ich nimmer froh,
Krieg' ich nicht bald 'nen Kuß.
Das Glück sieht mich so finster an.
Was hab' ich armer Wicht getan?
Drum, wer es hört, erbarme sich
Und sei so gut und küsse mich!

Trinklied.

Kommt, Brüder, trinket froh mit mir!
Seht, wie die Becher schäumen!
Bei vollen Gläsern wollen wir
Ein Stündchen schön verträumen.
Das Auge flammt, die Wange glüht,
In kühnen Tönen rauscht das Lied.
Schon wirkt der Götterwein.
Schenkt ein!

Doch was auch tief im Herzen wacht,
Das will ich jetzt begrüßen.
Dem Liebchen sei dies Glas gebracht,
Der Einzigen, der Süßen!
Das höchste Glück für Menschenbrust,
Das ist der Liebe Götterlust;
Sie trägt euch himmelan.
Stoßt an!

Ein Herz, im Kampf und Streit bewährt
Bei strengem Schicksalswalten,
Ein freies Herz ist Goldes wert,
Das müßt ihr fest erhalten.
Vergänglich ist des Lebens Glück.
Drum pflückt in jedem Augenblick
Euch einen frischen Strauß!
Trinkt aus!

Jetzt sind die Gläser alle leer;
Füllt sie noch einmal wieder!
Es wogt im Herzen hoch und hehr;
Ja, wir sind alle Brüder,
Von einer Flamme angefacht!
Dem deutschen Volke sei's gebracht,
Auf daß es glücklich sei
Und frei!

Weinlied.

Einer.

Gläser klingen, Nektar glüht
In dem vollen Becher,
Und ein trunknes Götterlied
Tönt im Kreis der Zecher.
Mut und Blut braust in die Höh';
Alle Sinne schwellen
Unterm Sturm des Evoe
Fröhlicher Gesellen.

Chor.

Die Jugendkraft
Wird neu erschafft;
In Nektarsglut
Entbrennt der Mut.
Drum, der uns Kraft und Mut verleiht,
Dem Weingott sei dies Glas geweiht!

Einer.

Becher, deinen Purpursaft
Schlürf' ich froh hinunter;
Denn des Herzens stolze Kraft
Lodert im Burgunder.
Glüht er nicht mit deutschem Mut
Und mit deutschen Flammen,
Eint er doch des Südens Glut
Mit dem Ernst zusammen.

Chor.

Wer in sich Mut
Und Tatenglut
Und stolze Kraft
Zusammenrafft,
Und wer im Wollen fühlt die Macht,
Dem sei der Becher dargebracht!

Einer.

Aber jetzt ringt Jugendlust
In Champagners Schäumen,
Wie in frischer Jünglingsbrust
Träume kühn mit Träumen:
Leichtes Blut, verwegnes Herz,
Stolzes Selbstvertrauen,
Froher Sinn bei Leid und Schmerz,
Mutig Vorwärtsschauen.

Chor.

Das Auge sprüht,
Die Wange glüht,
Es wogt die Brust
In trunkner Lust.
Der schönen, frohen Jugendzeit,
Der sei dies volle Glas geweiht!

Einer.

Doch des Südens ganze Pracht
Und ein schöner Feuer
Und der Liebe süße Macht
Lodert im Tokaier;
Golden schäumt er im Pokal
Hell wie Himmelskerzen,
Wie der Liebe Götterstrahl
Glüht im Menschenherzen.

Chor.

Der Liebe Glück,
Wie Sonnenblick
Im Paradies,
So hold, so süß,
Der höchsten Erdenseligkeit,
Der Liebe sei dies Glas geweiht!

Einer.

Aber jetzt der letzte Trank,
Rheinwein, glüht im Becher.
Deutscher Barden Hochgesang
Tönt im Kreis der Zecher.
Freiheit, Kraft und Männerstolz,
Männerlust und Wonne
Reift am deutschen Rebenholz,
Reift in deutscher Sonne.

Chor.

Am Rhein, am Rhein
Reift deutscher Wein
Und deutsche Kraft
Im Rebensaft.
Dem Vaterland mit voller Macht
Ein dreifach donnernd Hoch gebracht!

Einer.

Unsern frohen Zecherkreis —
Daß er ewig bliebe! —
Führe auf des Lebens Gleis
Freiheit, Kraft und Liebe!
Drum, eh' wir zum letztenmal
Unsre Gläser leeren,
Soll der Brüder volle Zahl
Diesen Bund beschwören!

Chor.

Ein festes Herz
In Lust und Schmerz,
In Kampf und Not,
Frei — oder tot! —
Und daß der Bund auch ewig währt:
Drauf sei dies letzte Glas geleert!

Der Weltschöpfer.

Als Knabe war Gottlieb ein kleiner Teufel,
An Schelmstücken kam kein andrer ihm nah,
Und immer war er, ganz sonder Zweifel,
Wo irgend im Dorf etwas Dummes geschah.

Drum mocht' auch geschehen, was immer wollte,
So mußt' es Gottlieb gewesen sein,
Und daß er sogleich es gestehen sollte,
War's üblich, ihn mächtiglich durchzubläun.

Dies machte, daß er, um dergleichen Gebühren
Nicht zwier zu empfahen, sogleich gestand.
Einst wollte der Pfarrer ihn examinieren,
Da dunkelt' es plötzlich um seinen Verstand.

Ernst frug, wer die Welt erschaffen habe,
Der Pfarrer mit strengem Angesicht,
Und höchlich erschrocken rief der Knabe:
„Das, Herr Magister, das weeß ich nicht."

Da zürnte der Pfarrer. „Du schlimmer Geselle,
Sprich! wer hat die Welt erschaffen? Sprich!
Und sagst du mir's nicht gleich auf der Stelle,
Zerprügl' ich den Rücken dir jämmerlich."

Da glaubte der Bub', er wäre verlesen,
Und schluchzte: „Ach, laß Er den Ziemer nur ruhn!
Ich will's ja gestehen, ich bin es gewesen,
Und will es auch nimmermehr wieder tun."

Der geplagte Bräutigam.

Im ganzen Dorfe geht's Gerücht,
Daß ich um Greten freie;
Sie aber läßt das Tändeln nicht,
Die Falsche, Ungetreue.
Denn Nachbar Kunzens langer Hans
Führt alle Sonntag' sie zum Tanz
Und kommt mir ins Gehege.
Man überlege!

Auf künft'ge Ostern wird's ein Jahr,
Da faßt' ich mich in Kürze
Und kaufte ihr (das Ding war rar),
Ein Band zur neuen Schürze;

Und an dem zweiten Feiertag,
Just mit dem neunten Glockenschlag,
Bracht' ich ihr mein Geschenke.
Man denke!

Ich hatte nämlich räsonniert
Den Tag vorher beim Biere:
Wenn ich sie, mit dem Band geziert,
Zum Abendtanze führe,
So sag' ich alles lang und breit
Und breche die Gelegenheit
Im Fall der Not vom Zaune.
Man staune!

Drauf hatt' ich mich schön angetan,
Als ging's zum Hochzeitsfeste.
Ich zog die neuen Stiefeln an
Und meines Vaters Weste;
Doch als ich kam vor Gretens Haus,
War auch der Vogel schon hinaus
Mit Hansen in die Schenke.
Man denke!

Das faßte mich wie Feuerbrand;
Der Zunder mußte fangen;
Da kam, um seinen Hut mein Band,
Der Musjö Hans gegangen.
Nun sprüht' ich erst in voller Wut,
Er wurde grob, — und kurz und gut,
Ich kriegte derbe Schläge.
Man überlege!

Den Tag darauf an Gretens Tür
Lauscht' ich als Ehrenwächter.
Da schallte aus dem Garten mir
Ein gellendes Gelächter.
Und als ich habe hingeschaut,
Da saß denn meine schöne Braut
Mit Hansen hinterm Zaune.
Man staune!

Das fuhr mir arg durch meinen Sinn,
Das Wort blieb in der Kehle;
Des andern Morgens ging ich hin
Und hielt ihr's vor die Seele

Und sagt' ihr's endlich grad' heraus:
„Hör, Grete, mach mir's nicht zu kraus!
Sonst geh' ich meiner Wege."
Man überlege!

Da lachte sie mir ins Gesicht
Und kehrte mir den Rücken.
Ja, wenn der Hans den Hals nicht bricht,
So reiß' ich ihn in Stücken.
Sonst bringt sie es gewiß so weit,
Daß ich mich noch bei guter Zeit
Im nächsten Teich ertränke.
Man denke!

Dido.

„Wie die weißen Segel fröhlich schwellen!
Auf den Silberwogen schwankt der Kiel.
Sprich! wen trägt er durch des Meeres Wellen,
Und wo ist des Laufes fernes Ziel?"
„Fremdling, das ist Trojas Männerblüte,
Schwer entflohen aus der Städte Brand.
Dort gebeut der hohe Anchiside,
Steuernd zum entfernten Land."

„Wie? das wären Iliums Erzeugte,
Die im blut'gen Kampf geprüfte Schar,
Und Aneas, den kein Grieche beugte,
Den die holde Gnidia gebar?"
„Ja, sie sind's." „Doch kannst du mir berichten?
Sprich! Ist keiner, der mir Fremden sagt,
Was sie eilen und die Anker lichten,
Was sie in die Fluten jagt?"

„Hast du von den Tyriern gehöret?
Kennst du unsre große Königin?
Eros hat das hohe Herz betöret;
Alles gab sie dem Geliebten hin.
Und zum Gatten will sie ihn erheben;
Denn Sichäus fiel durch Brudermord;
Doch zur fremden Küste geht sein Streben;
Liebespottend flieht er fort."

Und er sprach's. Da stoßen sie vom Lande;
Auf die Segel scheint der junge Tag.
Mancher Wunsch vom volkbesäten Strande
Tönt den Langbehausten traurig nach.

Liebe hatte vieler Herz entzündet;
Heimisch waren sie auf fremder Flur;
Doch dem Anchisiden fest verbündet
Halten sie der Treue Schwur.

Und die Schar der Stürme kommt gezogen,
Wirft sich brausend in der Segel Bauch;
Fern und ferner schimmert's auf den Wogen
Und zerfließt im düstern Nebelrauch.
Tränend schwimmt der Blick noch auf den Fluten;
Da betäubt ein wild Geschrei das Ohr:
Aus der Königsburg in wilden Gluten
Steigt der Flamme Dampf empor.

Und die Menge wendet ihre Schritte,
Stürzt sich ängstlich schreiend zum Palast.
Da steht Dido in der Diener Mitte,
Weinend um den treulos lieben Gast.
Aufgeschichtet droht in langen Zeilen
Hoch der Holzstoß in des Hofes Raum,
Und die Flamme mit gefärbten Säulen
Schlägt bis zu der Wolke Saum.

Jeder staunt und kann es nicht erfassen;
Doch die Fürstin spricht — die Menge schweigt —:
„Treulos hat der Trojer mich verlassen;
Riesenqual hat dieses Herz gebeugt.
Drum der Holzstoß in des Hofes Hallen.
Zu der Glut zieht mich das Schicksal hin;
Denn beschlossen ist's, soll Dido fallen,
Fällt sie nur als Königin.

Jarbas naht mit seiner Krieger Scharen,
Und der Anchiside ist entflohn;
Keiner kann das Zepter mir bewahren;
In den Flammen ist der Liebe Thron.
Eingefallen sind der Herrschaft Stützen,
Und in seinen Festen wankt das Reich.
Wer soll euch, wer soll das Land beschützen?
Nur mein Tod errettet euch."

Schnell durchbohrt sie sich des Busens Weiche;
Rücklings sinkt sie in den heißen Tod;
Und die Glut begräbt die heil'ge Leiche,
Lodert auf zum Himmel blutigrot.

Nieder steigt auf goldnem Regenbogen
Iris, löst des Todes bittren Schmerz,
Und von ihrer Götterhand gezogen
Schwebt die Seele himmelwärts.

Erinnerung.

Schweigend in des Abends Stille
Blickt des Mondes Silberlicht.
Wie es dort mit üpp'ger Fülle
Durch die dunkeln Blätter bricht!

Wolken ziehn auf luft'gen Spuren
Tanzend um den Silberschein,
Und es wiegen sich die Fluren
Sanft zum süßen Schlummer ein.

Und mit Aolsharfentönen
Grüßt mich die vergangne Zeit,
Und mich faßt ein heißes Sehnen
Nach verschwundner Seligkeit.

Bist du ewig mir verloren,
Meiner Liebe Paradies?
Ach! es klingt in meinen Ohren
Deine Stimme noch so süß,

Weckt mit allgewalt'gen Worten
Mich aus der gewohnten Ruh',
Ruft in himmlischen Akkorden
Meiner heißen Sehnsucht zu.

In den Tiefen meines Lebens
Braust es auf mit Ungestüm;
Doch der Ruf erklingt vergebens.
Ach! nicht folgen darf ich ihm.

In des Lebens bunten Räumen
Ist mein Ideal verblüht,
Dämmert nur in meinen Träumen,
Lispelt in des Sängers Lied.

Konnt' ich's lebend nicht erwerben,
Soll es hier doch ewig blühn,
Mit mir leiden, mit mir sterben
Und mit mir hinüber ziehn!

Sehnſucht.

Kennſt du der Sehnſucht Schmerzen
Tief im Herzen?
Ein glühend Verlangen,
Ein ewiges Bangen,
Ein ewiges Streben!
Wie Qual und Luſt
So ſtill in der Bruſt
Mit tiefem Beben
Sich innig verweben!
Weit in die Ferne,
Himmelwärts,
In den Kreis der Sterne
Sehnt ſich das Herz.
Ein ſchöner Morgen
Bricht glühend heran;
Doch der Liebe Sorgen
Zerſtören den Wahn.
Ach! daß es doch bliebe,
Dies Paradies!
Der Wahn der Liebe
Iſt gar ſo ſüß.
Er iſt der Gottheit lebendiger Strahl,
Und das Leben entflieht mit dem Ideal.

Wallhaide.

Wo dort die alten Gemäuer ſtehn
Und licht im Abendrot ſchimmern,
Erhob ſich ein Schloß in waldichten Höh'n;
Nun liegt's verſunken in Trümmern.
Nun pfeift der Sturm
In Saal und Turm.
Nachts wandeln durch Türen und Fenſter
Geſpenſter.

Da hauſte ein Graf vor langer Zeit,
Wohl Sieger in manchem Strauße,
Gar wild und furchtbar in Kampf und Streit
Und ſtreng und ernſt auch zu Hauſe.
Doch ſein Töchterlein war
Wie Sonne ſo klar
Und ſo mild und voll Lieb' und Freude,
Wallhaide.

Sie webte still im häuslichen Kreis
Und trat gar selten ins Leben;
Doch ein Ritter liebte sie glühend und heiß,
Ihr ewig zu eigen ergeben.
Vom nahen Schloß
Auf flinkem Roß
Flog Rudolf zur Süßen, zur Lieben
Dort drüben.

Und eh' die Sonne noch untergeht,
Harrt er still am einsamen Orte,
Und leiser schleicht, als der Zephir weht,
Wallhaide durch Hof und Pforte
In stiller Lust
An Buhlens Brust,
Und er hält sie mit treuem Verlangen
Umfangen.

Sie träumen, sie hätten im Himmel gelebt
Zwei kurze, schöne Minuten;
Denn er scheidet, wenn Dämmrung niederweht,
Wenn die letzten Strahlen vergluten.
Noch Kuß auf Kuß
Zum Abschiedsgruß;
Dann eilt sie mit Tränen im Blicke
Zurücke.

Und wie sie den Sommer so scheiden sahn,
Fing Sehnsucht an sie zu quälen,
Und also trat Rudolf den Grafen an:
„Herr, ich mag's nicht länger verhehlen;
Ich liebe Wallhaid;
Drum gebt mir die Maid,
Auf daß sie treueigen mir bleibe,
Zum Weibe!"

Da zog der Graf ein finster Gesicht.
„Was ziemt dir solch kecke Minne?
Mein Mädel, Rudolf, bekommst du nicht;
Das schlag dir nur frisch aus dem Sinne!
Ein reicher Baron
Führt morgen schon
Die Braut, trotz Tränen und Jammer,
Zur Kammer."

Das fuhr dem Rudolf durch Mark und Bein;
Er warf ſich wild auf den Dänen
Und jagte in Wald und Forſt hinein.
Das Auge hatte nicht Tränen;
Ein kalter Schmerz
Zerriß ihm das Herz,
Als müßt' er in grauſamen Wehen
Vergehen.

Da durchbebt's ihn auf einmal mit ſtiller Gewalt,
Er fühlt ſich als neugeboren,
Und Ahnungen werden zur lichten Geſtalt,
Als wär' noch nicht alles verloren.
„Bin ich doch frei
Und Wallhaide treu!
Gott hilft, ſie aus Vaters Ketten
Zu retten."

Und eh' die Sonne noch untergeht,
Harrt er ſtill am einſamen Orte,
Und leiſer ſchleicht, als der Zephir weht,
Wallhaide durch Hof und Pforte
In ſtiller Luſt
An Buhlens Bruſt,
Und er hielt ſie mit treuem Verlangen
Umfangen.

Sprach Rudolf endlich: „Um Mitternacht,
Wenn alles längſt ruht im Schloſſe,
Kein Verräterauge die Liebe bewacht,
Dann komm' ich mit flüchtigem Roſſe.
Du ſchwingſt dich hinauf,
Und freudig im Lauf
Jag' ich mit der herrlichen Beute
Ins Weite."

Da ſank ſie glühend an ſeine Bruſt
Und koſt ihn mit zärtlichem Worte;
Doch ſchnell erwacht ſie aus ihrer Luſt.
„Wie komm' ich, Freund, durch die Pforte?
Denn ſtreng in der Nacht
Wird die Mauer bewacht.
Wie mag ich der Knechte Reigen
Durchſchleichen?

Zwar so — wenn mich nimmer die Hoffnung betrog —
So käm' ich durch Pforten und Türen;
's ist freilich für Mädchenmut zu hoch;
Doch Lieb' soll mich leiten und führen!
Wer ihr vertraut,
Hat wohl gebaut,
Und wenn er im Kerker auch wäre.
Drum höre!

Als Wundobald noch, unsers Hauses Ahn,
Auf dieser Burg residierte,
Da wuchs ihm ein Töchterlein herrlich heran,
Des ganzen Gaues Zierde,
Hieß auch Wallhaid',
Hat früher Zeit
Einen Buhlen in glücklichen Stunden
Gefunden.

Dem wollte sie ewig treueigen sein
Im Leben und Leiden und Freuden;
Doch der harte, trotzige Vater sprach: Nein!
Da wollte sie nicht von ihm scheiden
Und kühn bedacht
Um Mitternacht
Zur Liebe aus Vaters Ketten
Sich retten.

Doch dem Grafen sagt's ein Verräter an;
Der zerstörte blutig ihr Hoffen.
Ihr Buhle blieb auf nächtlicher Bahn,
Von meuchelnden Schwertern getroffen.
Sie harrte noch sein:
Trat der Vater herein,
Stieß den Dolch ins Herz der Armen
Ohn' Erbarmen.

Nun hat ihr Geist im Grabe nicht Ruh';
's ist alle Rast ihr genommen.
Sie wandelt oft nächtlich der Pforte zu,
Ob wohl der Buhle möcht' kommen,
Und harret sein
Bis Morgenschein.
Der Buhle soll einst, wie sie meinen,
Erscheinen.

So lange wandert sie ohne Rast
Im weißen, blutigen Kleide,
Ist allen ein stiller, befreundeter Gast,
Tat keinem je was zuleide;
Still geht ihre Bahn
Zur Pforte hinan;
Die Wächter lassen sie schleichen
Und weichen.

Und wie sie ihr Leben der Liebe geweiht,
Wird sie tot auch der Liebe sich neigen.
Sie borge heut' nacht mir ihr blutiges Kleid!
Die Wächter sollen mir weichen.
Die Geisterbahn
Hält keiner an;
Frei lenk' ich so durch ihre Mitte
Die Schritte.

Drum harr an der Pforte! Wenn's zwölfe schlägt,
Kommt Wallhaide langsam gegangen;
Ein blutiger Schleier, vom Winde bewegt,
Hält die Geistergestalt umfangen.
In deinem Arm,
Da wird sie erst warm;
Dann schnell auf den Gaul, und reite
Ins Weite!"

„O herrlich!" fiel Rudolf ihr freudig ins Wort;
„Fahrt hin nun, Zweifel und Sorgen!
Und sind wir erst aus dem Schlosse fort,
So ist auch die Liebe geborgen.
Wenn der Morgen graut,
Grüß' ich dich als Braut.
Ade! fein's Liebchen, ich scheide
Zur Freude."

Und lange noch glüht auf der Lippe der Kuß;
Da sprengt er mutig bergunter,
Und scheidend wirft sie den letzten Gruß
Dem Liebsten ins Tal hinunter.
„Lieb' Ruoolf! bist mein,
Lieb' Rudolf! bin dein;
Nicht Himmel und Hölle scheide
Uns beide!"

Und wie die Nacht auf die Täler sinkt,
Sitzt der Ritter gerüstet zu Pferde;
Manch bleiches Sternlein am Himmel blinkt;
Tief dunkel liegt's auf der Erde.
Er spornt das Roß
Aufs Grafen Schloß
Und kommt, nach Liebchens Worte,
Zur Pforte.

Und wie es vom Turme zwölfe schlägt,
Kommt Wallhaide langsam gegangen;
Ein blutiger Schleier, vom Winde bewegt,
Hält die Geistergestalt umfangen.
Da sprengt er hervor
Und hebt sie empor
Und jagt mit der zitternden Beute
Ins Weite.

Und reitet lange, — und Liebchen schweigt;
Er wiegt die Braut auf dem Kniee.
„Fein's Liebchen, wie bist du so federleicht!
Machst dem Reiter nicht Arbeit und Mühe."
„Mein Gewand ist so fein,
Das mag's wohl sein;
Mein Gewand ist wie Nebel so duftig
Und luftig."

Und den Ritter umfaßt die zarte Gestalt;
Da schauert ihm Frost durch die Glieder.
„Fein's Liebchen, wie bist du so eisig, so kalt!
Erwärmt dich die Liebe nicht wieder?"
„In deinem Arm,
Da ist's wohl warm;
Doch mein Bette war kalt, Gefährte,
Wie Erde."

Und sie reiten weiter durch Flur und Wald;
Bleich flimmert der Sterne Schimmer.
„Und bist auch außen so frostig und kalt;
Dein Herzchen glüht doch noch immer?"
„Lieb' Rudolf! bist mein,
Lieb' Rudolf! bin dein;
Nicht Himmel und Hölle scheide
Uns beide!"

Und sie reiten rastlos immerzu,
Und nächtlich schleichen die Stunden.
„Nun bin ich erlöst, nun komm' ich zur Ruh';
Nun hab' ich den Liebsten gefunden.
Bist ewig mein,
Bin ewig dein;
Nicht Himmel, nicht Hölle scheide
Uns beide!"

Der Morgen allmählich dämmert und graut;
Noch geht's durch Fluren und Felder.
Doch immer stiller wird die Braut
Und immer kälter und kälter.
Da kräht der Hahn;
Schnell hält sie an
Und zieht den Liebsten vom Pferde
Zur Erde.

„Husch! wie die kalte Morgenluft weht
Mit dem nächtlichen Sturm um die Wette!
Es graut der Tag; der Hahn hat gekräht;
Lieb' Buhle, die Braut will zu Bette!
Komm h'rein, komm h'rein!
Bist mein, bin dein!
Nicht Himmel, nicht Hölle scheide
Uns beide!"

Und eiskalte Lippen drücken den Kuß
Auf seine zitternden Wangen,
Und Leichenduft und Totengruß
Umweht ihn und hält ihn umfangen.
Da sinkt er zurück,
Es bricht der Blick —
Und die Braut hat den Liebsten gefunden
Dort unten!

Des Sängers Lied zu den Sternen.

(Nach der Melodie: God save the King.)

Die ihr dort oben zieht,
Hört ihr des Sängers Lied,
Das zu euch spricht?

Frei durch des Lebens Plan
Von Lebens Anfang an
Geht eure stille Bahn
Ewig im Licht.

Seid mir doch eng vertraut.
Hab' ich euch angeschaut,
Wird mir so klar,
Wird mir das Herz so weich.
Drei Wünsche hab' ich gleich,
Drei Wünsche nenn' ich euch:
Macht mir sie wahr!

Erst ist's der Liebe Glück.
Bringt es mir schön zurück,
Wie ich's gewählt!
Hab' ich's doch einst gewußt
Hier in der vollen Brust,
Hab' sie gefühlt, die Lust,
Die mir jetzt fehlt.

Dann sei ein schöner Lohn
Für meines Liedes Ton
Mir einst geschenkt!
Macht, daß ein deutscher Mann,
Hört er mein Singen an,
Dran sich erfreuen kann,
Gern mein gedenkt!

Und wenn ich scheiden muß,
Rufe der Genius
Mich Schwanen gleich!
Trage mein volles Herz,
Frank von der Erde Schmerz,
Sonnenrein, sonnenwärts,
Sterne, zu euch!

Kynast.

(Diese Sage vom Kynast, einer alten verfallenen Felsenburg an der nordöstlichen Seite des Riesengebirges, hat sich in dem Munde des Volkes erhalten. Fürchterlich in der Tat ist der Abgrund von der Schloßmauer herab in das enge Felsental, das den Namen der Hölle führt und eine bedeutende Rolle in dieser Ballade spielt. Der Kynast ist vom Herzog Bolko von Schlesien im Jahre 1592 erbaut und dem Grafen Schaffgotsch geschenkt worden. Im Jahre 1675 brannte er ab und schmückt seitdem als eine der herrlichsten Ruinen die Gegend um Hirschberg.)

Es zieht ein Hauf'
Zur Burg hinauf.
Was mögen die wandern und wallen?
Die Brücke fällt, das Tor geht auf;
Es sind Kunigundens Vasallen.
Sie kommen weit durchs ganze Land;
Die Herrin soll sich vermählen,
So wünscht das Volk; sie hat freie Hand,
Zu wählen.
An Würdigen kann es nicht fehlen.

Der Graf ist tot,
Das Land in Not,
Der Arm fehlt, die Mannen zu lenken.
Drum kommt zu der Gräfin das Aufgebot,
Die jungfräuliche Hand zu verschenken.
Viel edle Ritter werben um sie
Mit Zeichen des innigen Strebens,
Umschwärmen die Hohe spät und früh.
Vergebens!
Jungfrau will sie bleiben zeitlebens.

Ein Trauerkleid wallt
Um die zarte Gestalt;
So empfängt sie den Zug der Vasallen.
Und als sie's vernommen, entgegnet sie bald:
„Wohl möcht' ich dem Volke gefallen!
Doch fordr' ich von meinem Freier ein Pfand;
Das darf mir keiner verwehren;
Erfüllt er's, so soll ihm Herz und Hand
Gehören."
Es riefen die Ritter: „Laßt hören!"

„Mein Vater stand
Auf der Mauer Rand,"
So begann sie, „und blickte hinunter
In die Hölle hinab, an der Felsenwand;
Da stürzt' ihn der Schwindel hinunter.

Drum wer mir mit Wünschen der Liebe naht, —
Denn ich mag keine zweite Trauer —
Der soll es beweisen durch kühne Tat!
Kein Schauer
Ergreif' ihn am Abgrund der Mauer!

So sei denn bekannt:
Dem gehört meine Hand,
Der keck mit festen Schritten
Vorbei an der steilen Felsenwand
Auf der Mauer ums Schloß geritten;
Und wer es glücklich vollenden kann,
Der soll mich zur Kammer führen!
Doch soll mich liebend kein andrer Mann
Berühren!
Ich gelob' es mit heiligen Schwüren."

Die Herrin schwieg,
Stolz auf den Sieg.
Still zogen die Männer von dannen;
Sonst mancher Freier den Kynast bestieg;
War allen die Lust vergangen.
Was die Gräfin gewünscht, das stand ihr frei:
Es schreckten des Rittes Gefahren;
Die Burg ward still; nun konnte sie treu
Nach Jahren
Des Vaters Gedächtnis bewahren.

Ein Jüngling allein
Fand bald sich ein;
Der war ihr treueigen geblieben.
Solch wackerer Mut kann nicht mehr sein
Und solch redliches Herz im Lieben.
Im ganzen Land war Graf Albert geehrt;
Er wagt es auf Leben und Sterben.
Der junge Degen den Ritt begehrt,
Zu werben
Um Liebe oder Verderben.

Die Gräfin erschrickt,
Wie sie den erblickt;
Sie dacht': „'s wird keiner es wagen."
Und ihre Diener sie zu ihm schickt
Und läßt ihm den Ritt versagen.

Doch der Ritter erklärt ſich frei und frank,
Sie möcht' auf den Schwur ſich beſinnen;
Er wolle ſterben oder den Dank
Gewinnen;
Er ſcheide nicht eher von hinnen.

In höchſter Not
Sie ihn zu ſich entbot
Und beſchwört ihn, die Augen voll Zähren:
„Zur Verzweiflung brächte mich Euer Tod;
O laßt meine Bitte gewähren!
Ich lieb' Euch nicht; ich bekenn' es frei;
Doch dauert mich Eure Jugend;
Und Euer Mut iſt — bei Glauben und Treu'! —
Nicht Tugend,
Nein, tollkühn und Gott verſuchend.

Es wäre zu viel.
Kein freches Spiel
Wollt' ich mit dem Leben treiben;
Ich wollte frei ſein; das war mein Ziel;
Ich meinte, ſie laſſen's wohl bleiben.
Laß ab, wenn ich lieb dir und teuer bin!
Du wirſt den Tod nur umarmen;
Es iſt uns beiden doch kein Gewinn!
Erbarmen
Mit dir ſelbſt und mit mir — mir Armen!"

Sie lag vor ihm
Auf beiden Knien
Und beſchwor ihn bei Himmel und Erde.
Doch Albert blieb immer feſt und kühn
Und den furchtbaren Ritt begehrte.
„Nicht du biſt ſchuld an meinem Tod,
In den ich mit Freuden gehe;
Ich gehorche der Liebe Zaubergebot.
Mir geſchehe
Nun ewig wohl oder wehe!"

Er ſchwingt ſich aufs Roß;
Der Knappen Troß
Kommt traurig ihm entgegen.
Den Jüngling beklagt das ganze Schloß;
Der Geiſtliche gibt ihm den Segen.

Und festlich schmückt man die jammernde Braut,
Die der kühne Graf will erwerben;
Da schmettern dreimal Trompeten laut:
Sie werben
Zur Liebe oder zum Sterben.

Und er sprengt gewandt
An den Felsenrand,
Und das Roß setzt keck auf die Mauer.
Einen Kuß noch wirft er mit flüchtiger Hand;
Ihn faßt nicht Schwindel noch Schauer.
Sein wackres Roß geht Schritt für Schritt,
Es trägt den wackersten Knaben;
Da wankt ein Stein, das Roß wankt mit,
Und es haben
Die Felsen den Ritter begraben.

Die Gräfin sank
Aller Sinne krank;
Es ergriff sie ein tödliches Fieber.
Sie siechte wohl viele Wochen lang;
Der Tod wär' ihr tausendmal lieber.
Und als sie endlich genesen war,
Da sind auch drei Brüder erschienen;
Die wollten die Braut durch Todesgefahr
Verdienen
Oder sterbend den Schwur versühnen.

„Laßt ab, laßt ab!
's ist euer Grab!"
So beschwor sie die Gräfin mit Zähren.
„Schon stürzte vor euch ein Wackrer hinab.
Wollt ihr meine Qual noch vermehren?
Und soll ich morden ein ganzes Geschlecht?
Nein, teilt euch in all meine Güter!
Nur besteht nicht auf diesem gräßlichen Recht!
Drei Brüder
Sonst kehren dem Vater nicht wieder.

Nein, kehrt zum Glück,
Zum Vater zurück!"
So bat sie und warf sich zur Erde.
Doch schöner war sie mit Tränen im Blick,
Und jeder der Ritter begehrte:

„Wir sind aus einem edlen Geschlecht,
Und durfte der für dich sterben,
So fordern wir billig ein gleiches Recht;
Wir werben
Um Liebe oder Verderben."

Der erste schickt
Sich zum Ritte und drückt
Den Brüdern noch scheidend die Hände;
Er schaut auf die Gräfin still entzückt;
Dann sprengt er zur Mauer behende.
Und noch ist er nicht zur Hälfte heran,
Und jammernd stehen die Brüder:
Das Roß, es bebt vor der gräßlichen Bahn,
Stürzt nieder,
Und den Jüngling sieht keiner wieder.

Noch bebt das Herz
Im stummen Schmerz,
Da sprengt der zweite zur Mauer,
Und gräßlich blickt er himmelwärts;
Es faßt ihn wie Todesschauer.
Doch erreicht er die Mitte — da blickt er hinab,
Und die Sinne sind ihm geschwunden;
Es bäumt sich das Roß, er stürzt hinab.
Tief unten,
Da haben sich beide gefunden.

Und schreckenbleich,
Den Toten gleich,
Steht alles und ringt die Hände;
Und die Gräfin zum dritten sich wendet gleich:
„O denkt Eurer Brüder Ende!
O laßt Eurem Vater das letzte Glück,
O laßt ihm den letzten Erben!
Die beiden kehren doch nimmer zurück.
Kein Werben
Um Liebe war's — nein, um Verderben!"

Doch der Ritter spricht:
„Ich kenne die Pflicht
Und scheide nicht von den Lieben.
Vermeldet dem Vater die Trauergeschicht',
Und wir wären uns treu geblieben!"

Drauf drückt er dem Pferde die Sporen ein,
Die Gräfin grüßt er noch heiter;
Dann stürzt er sich schnell in die Felsen hinein,
Und Reiter
Und Roß sah kein Auge weiter.

Die Gräfin sank
Sinnlos, todkrank,
Noch am Abend aufs Siechbett nieder;
Und was ihr stets in die Ohren klang,
Das waren die Worte der Brüder.
Man zählte sie zu den Lebendigen kaum;
Wohl täglich ward's schlimmer und schlimmer.
Es quälte sie ein gräßlicher Traum,
Und immer
Vernahm sie's wie Geistergewimmer:

„Ade, süße Braut!
Der Morgen graut —
Den Todeskuß auf die Wange!
Wir haben dich oben lieb angeschaut;
Wir harrten deiner schon lange."
So rief's ihr im Traume. Doch endlich fand
Sich der Kräfte volleres Streben;
Sie erwachte neu an des Grabes Rand,
Dem Leben,
Der Freude nicht wiedergegeben.

Sie warf den Blick
Auf ihr Leben zurück,
Sah überall Qual und Schmerzen.
Die Männer zerstörten ihr stilles Glück;
Da wuchs ihr der Haß im Herzen.
„In der Seele wohnte mir Frieden und Ruh';
Durch euch mußt' er welkend sterben.
Nun könnt ihr ziehn, nun laff' ich es zu,
Könnt werben:
Ihr seid es wert, zu verderben!"

Drauf zogen viel'
Zum gefährlichen Spiel.
Kalt ließ sie alle gewähren.
Doch keiner von allen kam ans Ziel,
Und keiner tät wiederkehren.

Die Gräfin sah kalt auf das große Grab,
Auf die tollkühnen Opfer nieder;
Kalt blieb sie auch, stürzte der Ritter hinab;
Die Brüder
Beweinte sie noch — keinen wieder.

Groß war schon die Zahl,
Die in gräßlicher Wahl
Gebuhlt um Lieb' und Verderben.
Da sprengt ein Ritter herauf aus dem Tal
Und läßt um den Ritt sich bewerben.
Er blickt gar fest in die nahe Gefahr,
Blickt keck in die Felsen hinunter;
Schwarz glüht das Auge, und goldenes Haar
Fließt unter
Dem Helme in Locken herunter.

Den Helden führt
Man reich geziert
Zur Gräfin, den Ritt zu verlangen.
Gar wunderbar fühlt sie sich plötzlich gerührt;
Es ergreift sie ein Sehnen und Bangen,
Und bald versteht sie die heimliche Qual,
Versteht die tiefen Schmerzen;
Denn die Liebe glüht ihr zum erstenmal
Im Herzen,
Und die läßt sich nicht verscherzen.

Und wie der Held
Zu Füßen ihr fällt
Und sie um den Ritt gebeten,
Kaum länger sich die Gräfin verstellt;
Die Tränen im Auge reden.
„Laßt ab von der Bitte, Herr Rittersmann!
Trotzt nicht dem Tode verwegen!
Und wenn ich's auch nicht versagen kann,
So mögen
Euch meine Bitten bewegen!"

Doch jener spricht:
„Bestürmt mich nicht
Und laßt mich immer gewähren!
Ich hab's geschworen, 's ist meine Pflicht;
Sonst darf ich nicht wiederkehren."

„Und wenn ich auch nichts erbitten mag,“
Entgegnet die Gräfin mit Beben,
„So wartet nur bis den morgenden Tag!
Dem Leben
Könnt Ihr diese Frist wohl geben.“

In hohem Saal
Zum reichen Mahl
Führt sie den geliebten Ritter,
Und immer höher steigt ihre Qual.
Da ergreift der Gast die Zither
Und singt von der Liebe unendlicher Lust
Viel schöne, köstliche Lieder,
Und was er gesungen, klingt ihr in der Brust
Ewig wieder,
Und Feuer durchströmt alle Glieder.

Mit Tränen wacht
Sie die ganze Nacht,
Mit sich und der Liebe im Streite. —
„Und wenn es gelänge, und hätt' er's vollbracht
Ach, Herz! du brächst in der Freude.
Die Lieb' ist ja mild wie das Sonnenlicht,
Läßt nicht ihre Treuen verderben;
Und müßt' er hinab, und könnt' er mich nicht
Erwerben,
Ich könnte doch mit ihm sterben.“

Der Morgen graut;
Da schmückt sich die Braut,
Den geliebten Mann zu empfangen,
Und wie sie den freudigen Helden erschaut,
Da glühen ihr höher die Wangen;
Sie fliegt ihm entgegen mit wildem Schmerz.
„Umsonst, daß ich länger mich sträube.
Ich gesteh' es frei: dir gehört dies Herz;
Ich bleibe
Im Leben und Tod dir zum Weibe.“

Und glühend umfaßt
Hält sie den Gast;
Der reißt sich ihr schnell aus den Armen.
„Noch geziemt mir nicht solche köstliche Last;
Ich darf die Braut nicht umarmen.

Horcht, Gräfin, horcht! welch festlicher Ton?
Der ladet zum Siegen — zum Sterben.
Die Trompeten rufen das Opfer schon;
Sie werben
Der Liebe Tod und Verderben."

Der Geistliche bringt
Ihm den Segen; da schwingt
Sich der Ritter behende zu Pferde.
Er winkt: Ade! Kunigunde sinkt
Besinnungslos zur Erde.
Doch setzt er kühn auf die Mauer hinan,
Als wär' sie wohl dreimal breiter,
Und es schreitet das Roß auf der gräßlichen Bahn
Keck weiter,
Trägt glücklich zum Ziele den Reiter.

Ein Freudenlaut
Weckt die glückliche Braut,
Und sie stürzt dem Ritter entgegen.
„So hast du Gott und der Liebe vertraut!
Dich beschützte ihr heiliger Segen.
Dir ist es gelungen; ich folge dir gern
Zum Leben, zur Liebe, zur Freude.
Der Knaste begrüßt dich als seinen Herrn.
Uns beide
Kein Stürmen des Lebens mehr scheide!

Doch der Ritter blickt streng
Auf das Freudengedräng'.
„Nicht also will ich es enden.
Weg mit den Schalmeien und Hochzeitgepräng'!
Das Blatt soll sich fürchterlich wenden.
Nicht nach der Braut gelüstet es mir
Und dem Feierklange der Lieder.
Wo sind meine Freunde? Ich fordre von dir
Sie wieder,
Graf Albert und die drei Brüder.

Von deiner Hand
In den Tod gesandt —
Das durchfuhr wie ein Blitz meine Träume.
Mich lockte nicht deine blutige Hand;
Denn längst blüht ein Weib mir daheime.

Verschmähter Liebe unendlichen Schmerz —
Das hatt' ich bei Gott mir versprochen —
Du solltest ihn fühlen! Jetzt ist dein Herz
Gebrochen!
Sieg, Freunde! ihr seid gerochen!"

Er spornt das Roß,
Er fliegt aus dem Schloß
Und läßt sie verzweifelnd zurücke.
Erschrocken steht der Diener Troß;
Wohl perlt es in manchem Blicke.
Und die Gräfin erwacht wie aus schwerem Traum,
Blickt gräßlich nach allen Seiten
Und wankt zur Mauer und hält sich kaum.
Von weitem
Die Diener die Gräfin begleiten.

Da spricht sie leis'
Zum bebenden Kreis:
„Wohl hat sich die Liebe gerochen;
Wohl erkannt' ich des Lebens höchsten Preis;
Doch mein Herz ward treulos gebrochen.
Die unten dort sind mir angetraut.
Was soll ich die Hochzeit verschieben?
Empfangt das Opfer, empfangt die Braut!
Mein Lieben
Ist über der Erde geblieben."

Und sie stürzt sich hinab
Ins Felsengrab;
Da klingt es wie Geistergeflüster:
„Die Braut ist kommen; den Kranz herab!
Was, Liebchen, bist du so düster?
Nun ist das Hoffen und Sehnen verkürzt;
Nun mag sich die Jungfrau vermählen!
Du hast dich uns selbst in die Arme gestürzt —
Kannst wählen;
Der Braut soll's an Liebsten nicht fehlen!"

Die heilige Cäcilia.

(Legende.)

Noch im Beginnen war der neue Glaube,
Noch schlief der Keim in vielen unbewußt;
Doch flammte längst schon in Cäciliens Brust
Das heil'ge Streben aufwärts aus dem Staube.
Von frommer Sehnsucht war ihr Herz durchglüht;
Sie huldigte in milder, zarter Schöne,
Als Meisterin in jeder Kunst der Töne,
Dem Glauben ihr begeistert Lied.

Und als sie einst in tiefen Harmonieen,
Ergriffen von dem liederreichen Drang,
Der ew'gen Liebe ihre Hymnen sang,
Vernahm sie wunderbare Melodieen.
Sie blickt empor mit frommem Ungestüm;
Da öffnen sich des Himmels goldne Pforten,
Und es erklingt in heiligen Akkorden
Das Siegeslied der Seraphim.

Und schnell zerreißt sie ihrer Harfe Saiten,
Errötet still in jungfräulicher Scham.
Da sie das Lied der Himmlischen vernahm,
Mag sie sich nicht an ird'schen Tönen weiden.
In süßer Wehmut bricht ihr frommes Herz.
Die Sängerin muß nach den Liedern ziehen,
Und aufgelöst in heil'gen Melodieen
Fliegt ihre Seele himmelwärts.

Die heilige Dorothea.

(Legende.)

Als unser Meister, Herr Jesus Christ,
Zum Heil für ewige Zeiten
In den bittern Tod gegangen ist,
Da bekannten sich viele Heiden.

Und in Griechenland lebte ein Mägdlein zart,
Die tät eines Gartens hüten;
Der hatte der Herr sich offenbart
In ihren Bäumen und Blüten.

Sie pflegte der Blumen so lieb, so hold,
Mit frommen kindlichen Scherzen,
Und der Glaube wuchs ihr, wie reines Gold,
Lebendig in ihrem Herzen.

Und als sie einst unterm blühenden Baum
Zum Schlummer die Augen geschlossen,
Da hat der Herr einen lieblichen Traum
In ihre Seele gegossen.

Es kam von des Himmels Sternenrand —
So erschien ihr das freudige Wunder —
Drei blühende Rosen in strahlender Hand,
Ein lichter Engel herunter.

Er reicht' ihr die Rosen mit liebendem Blick
Und gab ihr den Kuß der Weihe;
Dann flog er zu seinem Himmel zurück,
Hinauf durch des Äthers Freie.

Und als sie erwacht aus des Traumes Lust,
Gedenkt sie der heitern Gestalten
Und findet drei Rosen an ihrer Brust;
Da erkennt sie das göttliche Walten.

Und heilige Sehnsucht ihr Herz durchglüht
Nach dem ewigen Himmelsgarten,
Und still verklärt sich ihr tiefes Gemüt,
Der Gottesgabe zu warten.

Und zween Tage prangt die Frühlingspracht
Mit freudigem Sternenglühen,
Und als der dritte Morgen erwacht,
Da wollen die Rosen verblühen.

Und der Engel erscheint, als der vierte graut,
Im lichten Bräutigamskleide
Und trägt die Rosen und trägt die Braut
Hinauf in den Garten der Freude.

St. Medardus.

(Legende.)

Medardus lebte in des Klosters Stille
Als Jüngling früh schon nach des Herrn Gebot,
So streng und ernst wie seines Ordens Wille;
Die laute Welt war seinen Blicken tot.

Doch strahlte tief in seines Herzens Fülle
Lebendig schön der Künste Morgenrot;
Er faßte die Natur in edler Wahrheit
Und schmückte sie mit seiner Farben Klarheit.

So g'nügte ihm der Seele sanfter Frieden;
Er fühlte sich in Demut still beglückt.
Da ward er einst zum Prior hinbeschieden;
Der sprach: „Oft hat uns deine Kunst erquickt;
Hier ist mein Lohn: Von deines Fleißes Blüten
Sei unsers Klosters Heiligtum geschmückt!
Mit frommem Sinn und kunsterfahrnen Händen
Magst du der Kirche Altarblatt vollenden."

Und als der Prior solches Wort gesprochen,
Da fühlt der Jüngling seine Wangen glühn;
Es sinkt der Blick, in stiller Scham gebrochen;
Doch plötzlich faßt der Kunst Begeistrung ihn.
„Wohl fühl' ich meines Herzens höhres Pochen,
Wohl ist das Werk für meine Kraft zu kühn;
Doch wollt Ihr mich zu solchem Glück erwählen,
So wird des Herren Gnade mich beseelen."

Und still kehrt er zurück in seine Zelle,
Versunken in dem seligsten Gefühl,
Und auf des Geistes tiefbewegter Welle
Wogt wie ein Nebel seiner Träume Spiel.
Doch endlich wird's vor seinen Blicken helle,
Und Gott erleuchtet seiner Sehnsucht Ziel.
Da wagt er's kühn, die Farben zu verweben,
Und zaubert so sein Ideal ins Leben.

Man fand ihn schon im hohen Tempelsaale,
Wenn kaum des Morgens Rosenlicht erwacht,
Bis zu des Abends letztem Sonnenstrahle;
Selbst in den kurzen Träumen seiner Nacht
War er, wie er die Gottheit göttlich male,
Mit frommer Demut einzig nur bedacht.
Das Höchste konnte in des Lebens Reichen
So nur Begeistrung, so nur Fleiß erreichen.

Das Ideal, was seine Brust empfangen,
Erschuf getreu die kunstgeübte Hand:
Die hohe Jungfrau war's, mit heil'gem Prangen,
Den großen Blick nach oben hingewandt;

In ew'ger Liebe glühten ihre Wangen,
Um ihre Glieder flog ein Sterngewand,
Wie sie den Heiland auf den Armen wiegte,
Der liebend an die Mutterbrust sich schmiegte.

Und unter ihr mit qualzerrissnen Zügen,
Mit stierem Blick und zuckender Gestalt,
Sah man den Teufel schwarz und scheußlich liegen,
Die Krallenfäuste grimmig wild geballt.
Auf seinem Nacken stand mit frommem Siegen
Der Gottesmutter heilige Gewalt;
Und jedes Herz, entzückt von diesem Bilde,
Bei jenem sich mit tiefem Abscheu füllte.

Der Künstler hatte groß und schön vollendet,
Und göttlich war das Götterwerk vollbracht;
Die Arbeit war nach langem Fleiß geendet;
Er sehnte sich nach einer Feiernacht.
Doch keine Ruhe war ihm mild gesendet,
Und als er bis zur Mitternacht gewacht,
Erschien ihm mit des Donners Sturmgetöse
In Nebelrauch und Schwefelglut der Böse.

Der sprach: „Ist dir der Nacht Geheimnis offen?
Hast du der Hölle in das Nest geschaut?
Sieh! auf das Höchste darfst du mutig hoffen,
Was Glück und Zeit der Erde nur vertraut,
Wenn du mich menschlicher, nicht teuflisch frech getroffen,
Daß sich kein Weltkind vor der Sünde graut.
Doch wirst du nicht auf meine Rede hören,
So will ich dich und all dein Werk zerstören."

Und als der Böse kaum dies Wort gesprochen,
Verschwand er schnell mit gräßlichem Geschrei.
Der Jüngling fühlte seines Herzens Pochen;
Doch war sein Geist von Furcht und Schrecken frei;
Und als der Morgen kaum noch angebrochen,
So stand er emsig vor der Staffelei
Und dachte schnell der treu gefaßten Züge,
Und gräßlicher noch ward sein Geist der Lüge.

Und zahllos strömten Männer jetzt und Frauen
Zum heil'gen Dom, das Götterbild zu sehn.
Der Jüngling stand, verloren im Beschauen,
In stiller Lust auf des Gerüstes Höhn;

Da fühlt er plötzlich ein geheimes Grauen,
Und hinter sich sieht er den Bösen stehn;
Die Teufelsfaust umfaßt die starren Glieder
Und stürzt das Opfer in die Tiefe nieder.

Ach! aller Sinne Macht war ihm vergangen;
Doch es ist Gott den Frommen zugewandt.
Die er geschmückt mit Paradieses Prangen,
Reicht hilfreich aus dem Bilde ihm die Hand;
Von ihren Armen wird er aufgefangen.
Sie fassen ihn mit leisem Geisterband
Und tragen ihn zum Boden sanft herunter;
Und staunend preist der Menge Ruf das Wunder.

Die vier Schwestern.

Es hat eine Mutter vier Töchter gehabt.
Drei waren mit mancherlei Reiz begabt;
Die vierte, der Mutter Sorg' und Gram,
War aber an allen Gliedern lahm
Und konnte nicht gehen und konnte nicht sprechen;
Das wollte das Herz der Mutter brechen.
Und als sie fühlt, daß es aus mit ihr sei,
Da mußten ihr die drei Schwestern geloben
Beim Vater dort oben,
Des armen Kindes zu pflegen treu.
Drauf ist die Mutter in Frieden
Nach kurzem Gebete verschieden.
Und die Schwestern hielten ihr heiliges Wort,
Als wär' das Kind ihr höchster Hort;
Doch der Armen nimmer die Sprache kam,
Und sie blieb an allen Gliedern lahm,
Bis einst ein festlicher Morgen graut,
Der die älteste fröhlich begrüßt als Braut.
Da haben sie erst in später Nacht
An die arme, kleine Schwester gedacht;
Und als sie das Zimmer erreichten im Lauf,
Da richtet das Kind sich zum erstenmal auf
Und mit dem Händchen nach oben weist:
„Lieb' Mutter war bei mir und hat mich gespeist,
„Lieb' Mutter läßt die Schwestern grüßen."
Drauf tät sie auf ewig die Augen schließen.

Der Teufel in Salamanka.

Es gibt eine alte wahre Lehre,
Und gute Christen glauben dran:
Der Teufel, wenn er noch so mächtig wäre,
Hat doch dem Klugen nie was an.
Wer mutig ist und fein dabei,
Bleibt aller Satanskünste frei.
Das hat wohl mancher schon erfahren.
Doch will ich zu gunsten ungläubiger Seelen
Als Beispiel euch noch ein Märlein erzählen.

Als einst vor vielen langen Jahren
Zu Salamanka im Kellergewölbe
Der Teufel auf dem Katheder saß,
Wie andre Doktoren, und derselbe
Schwarze Kunst nach eignen Heften las,
Da hatt' er viel Zulauf, das läßt sich denken;
Es wimmelte alles auf Tischen und Bänken.
Denn er verstand sich herrlich darauf;
Und ward die Magie ihm gar zu trocken,
So gab er weislich lustige Brocken
Und spaßhafte Schwänke die Menge in Kauf.
Das war so ganz für der Herren Magen;
Kein andres Kollegium mocht' ihnen behagen,
Und sie sahn das erste Mal mit Gram,
Daß auch das Halbjahr zu Ende kam.
Das freute den Argen, und er rief schließlich:
„Gewiß ist euch meine Weisheit ersprießlich;
Das ist euch allen sicher schon klar.
Drum ersuch' ich ums billige Honorar
Und bitte mir, ich sag's grad' heraus,
Eine von euren Seelen aus.
Wer zuletzt wird aus der Kellertür gehn,
Dem will ich und soll ich den Hals umdrehn.
Wenn's euch gefällt, so mögt ihr losen."
Da fingen die Herren an zu tosen,
Schimpften den Doktor einen argen Wicht,
Schwuren insgesamt unverhohlen,
Der Teufel solle den Teufel holen.
Aber all ihr Sträuben half da nicht.
Sie mußten sich endlich doch bequemen,
Die fatalen Würfel zur Hand zu nehmen.
Zur Hölle verdammt war ein junger Graf,

Da er die niedrigsten Zahlen traf;
Doch behielt er den Kopf auf der rechten Stelle
Und meinte: „Noch gehör' ich nicht der Hölle,
Noch hat der Teufel mich nicht in den Klauen.
Drum will ich noch menschlicher List vertrauen."
Drauf stellt' sich der Teufel zur Kellertüren
Und ließ einen nach dem andern passieren,
Und als nun der Graf als der letzte kam,
Der Teufel ihn bei der Kehle nahm.
Der aber schrie: „Hast kein Teil an mir!
Das Los traf meinen Hintermann hier."
Und wies auf den Schatten an der Wand;
Denn die Sonne dem Keller schief über stand.
Da hielt ihn der Teufel länger nicht —
Denn er war geblendet vom Sonnenlicht —
Und packte wütend im argen Wahn
Mit seinen Klauen den Schatten an.
Der Graf schlüpfte behend hinaus
Und lachte den armen Teufel aus.
Doch noch was Wunderbares sich fand.
Denn als er in lichter Sonne stand,
Erschraken alle und staunten sehr:
Der Graf warf keinen Schatten mehr!

Bundeslied.

Freudig traten wir zusammen
Mit des Liedes hohem Gruß,
Und des Altars reine Flammen
Glühen dir, Gott Cynthius.
Dank dir, Schlangenüberwinder,
Für den liedbegabten Mund!
Du vereinteſt deine Kinder
Zu Gesang und Bruderbund.

Ward das schönste nicht der Lose,
Ward uns nicht die höchste Lust?
Für das Edle, für das Große
Schlägt noch glühend manche Brust.
Doch es treibt ein dunkles Sehnen
Sie in tiefe Nacht hinaus,
Und es sprechen ihre Tränen,
Ihre Freuden sich nicht aus.

Aber wir mit kühnem Herzen
Halten fest, was in uns glüht;
Unsre Freuden, unsre Schmerzen
Hauchen wir ins warme Lied,
Weben sinnig unsre Worte
Zu der Saiten tiefem Klang,
Und lebendig im Akkorde
Wird die Sprache zum Gesang.

Flach und kahl entflieht das Leben,
Läßt dem Schwachen keine Wahl;
Nur des Starken echtes Streben
Folgt dem flücht'gen Ideal.
Darum singt in lauten Tönen,
Was die Gunst der Musen schafft,
Und dem Edlen und dem Schönen
Weihen wir des Bundes Kraft!

Der Makaria.*)

Wildstürmend geht der Jugend volles Streben.
Doch wie sich kühn auch seine Straße windet,
Wenn sich das Edle, Schöne ihm verkündet,
Bleibt tief Erinnrung in des Herzens Beben.

Und so wirst du auch ewig in mir leben
Mit all den Teuren, die du mir verbündet.
Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet,
Muß sich der Bund für alle Zeiten weben.

Du sendest mir noch eine liebe Gabe,
Daß sich mein Sinn am schönern Süden labe;
Ich danke dir's mit allem, was ich habe.

Und tritt die Muse freundlich mir entgegen,
Ich will mein Glück auf deinen Altar legen,
Und deine Liebe spreche ihren Segen!

---

*) Ein in Leipzig bestehender Verein, der zu geistigen Übungen und geselligen Freuden bestimmt war.

Im Frühling. (1810.)

Morgenduft!
Frühlingsluft!
Glühend Leben,
Mutige Lust,
Freudiges Streben
In freudiger Brust!
Hinauf, hinauf
Auf der lichten Bahn
Dem Frühling entgegen'
Auf allen Fluren
Der Liebe Spuren,
Der Liebe Segen.
Wälderwärts
Zieht mich mein Herz,
Vergaus, bergein,
Frei in die Welt hinein,
Durch des Tages Glut,
Durch nächtlich Grausen.
Jugendmut
Will nicht weilen und hausen.
Wie alle Kräfte gewaltig sich regen,
Mit heißer Sehnsucht spät und früh,
Dem ewigen Morgen der Liebe entgegen,
Entgegen dem Frühling der Phantasie!

Erinnerungen an Karlsbad. (1811.)

1.

Vom Dreikreuzen-Berge.

Dort an jener Felsenkette
Glüht es schon wie Abendschein,
Und von dieser heil'gen Stätte
Blick' ich in das Tal hinein,

Sehe nur das rege Leben
Durch die engen Straßen ziehn,
Wie sie wallen, wie sie weben
Und der Sorge nicht entfliehn.

Alle ihre Lust und Schmerzen
Fühl' ich vor mir ausgestreut,
Und mir braust es tief im Herzen
Bei des Menschen Armlichkeit.

Weg von jenem Würmerleben
Blickt das Auge unbewußt,
Und mich faßt's mit Freudebeben;
Voll und groß wird meine Brust.

Weit hinaus auf jenen Höhen,
Auf der Berge blauen Reihn,
Durch der Nebel dichtes Wehen
Darf das Auge sich erfreun.

Wie sie stolz gen Himmel ragen,
Riesenkinder der Natur!
Geisterwehn von alten Sagen
Wiegt sich durch die stille Flur.

Und es schlängelt seine Wogen
Durch die Berge sanft der Strom,
Und der Abend kommt gezogen,
Schmückt mit Rosen sich den Dom.

Und geheimnisvolles Schweigen
Webt sich über Berg und Tal,
Und die alten Fichten neigen
Grüßend sich zum letztenmal.

Wie die Strahlen dort vergehen,
Zieht im Tal die Dämmrung nach.
Aber auf des Kreuzes Höhen
Flammt noch der entzückte Tag.

Und begeistert sink' ich nieder;
Tiefer Sinn war mir erwacht.
Spät dacht' ich ans Leben wieder;
Um mich her war's tiefe Nacht.

2.

Der Sprudel.

Dampfe nur immer empor und brause herauf aus der Tiefe,
Wie es dich dränget und treibt, wunderbar glühender Quell!
Nicht nach der Brüder Art ist dein wildes Wogen und Wallen;
Denn der höhere Mut bricht sich die eigene Bahn.
So des Jünglings Gemüt, das über die Schranken hinausfliegt
Und gegen irdische Kraft rühmlich im Kampfe besteht.

3.

Dorf Hammer.

Freundlich an dem Berggehänge
In des Tales stiller Enge,
Freundlich, wie ich keines sah,
Liegt das liebe Dörfchen da.

Oben auf des Berges Höhen
Alte, dunkle Fichten stehen;
Unten rauscht der Strom vorbei,
Und die Luft ist mild und frei.

Und ein reges, volles Leben
Seh' ich Haus und Hof durchweben;
In der Hütte Tag für Tag
Rastet nicht des Hammers Schlag.

Und die hellen Funken sprühen,
Und die Eisenstangen glühen.
Von des Wassers Sturz gefaßt,
Tummelt sich der Räder Last.

Aber nicht der Erde Sorgen
Will ich hier im Tal behorchen;
Nein, des Lebens Freud' und Lust
Komm' in meine junge Brust!

Unter jenen dunklen Bäumen
Läßt es sich gar lieblich träumen;
Aus des Tales Wiesenplan
Weht der Friede still mich an.

4.

Dorotheens Tempel.

Dorotheens Tempel, ich grüß' dich in süßer Erinnrung.
Hier, am geweihten Ort, kommt mir ein freudiger Traum.
Ach! es knüpft an den Namen sich still manch lieber Gedanke,
Und das Edele spricht sich und das Zarte mit aus.
Und so hat dich dein Name zur lieblichsten Stelle geadelt,
Ein geheiligter Ort, weiblicher Anmut geweiht.

5.

Die Prager Straße.

Wenn ich mir die stille Ahnung löse,
Die aus deinem Riesengange spricht,
Bist ein Bild der echten Fürstengröße,
Schön erfüllter königlicher Pflicht.

Kecker Sinn hat manche Bahn gebrochen;
Viele Wege führen wohl zum Tal.
Doch der Übermut ward oft gerochen,
Schwer bereut die zu verwegne Wahl.

Aber du führst sorgsam deine Waller
Übern Abgrund den gebahnten Pfad,
Und die vollen Segenswünsche aller
Danken dir für diese Liebestat.

Sanft vorbei an steilen Felsenwegen
Leitet freundlich deine sichre Hand
Jenem Friedenstal entgegen,
Wo noch jeder Pilger Ruhe fand.

6.

Der Obelisk.

Mutig ragst du empor, du Zeuge dankbarer Menschen,
Dem Verschönrer der Stadt einfach und herzlich geweiht.
Jene werden vergehen, die dich dem Verehrten errichtet,
Und ihr Name verhallt leicht in dem Streite des Tags.
Aber dein Name wird, der gefeierte, nimmer vergessen,
Bricht auch dein kühner Bau unter den Stürmen der Zeit.
Auch das stolzeste Werk, ins Leben gestellt, ist vergänglich;
Was man im Herzen gebaut, reißt keine Ewigkeit um.

7.

Charade.

Was uns die ersten Silben freundlich nennen,
Das ist dem Menschen wunderbar verwandt.
Einst werden wir das Rätselbild erkennen,
Von oben sonst den Vätern oft gesandt,
Wenn sich die Seele wird vom Körpe. trennen
Und einziehn in das alte Vaterland.
Da mag es freundlich in der Jugend Prangen
Mit zarten Liebestönen uns empfangen.

Die dritte Silbe baut sich auf der Erde
Und ist dem Menschen immer wert und lieb,
Und leichter trägt er seines Tags Beschwerde,
Wenn's drin nur froh und ohne Kummer blieb.
Ach, wie so gern er zu ihm wiederkehrte,
So ihn das Schicksal in die Ferne trieb!
So er hinaus muß in das wilde Leben,
Er scheidet still; doch bleibt er ihm ergeben.

Das Ganze prangt auf steilen Felsenhöhen
Als ein Vermächtnis der Vergangenheit;
Durch seine Mauern flüstert Geisterwehen
Wie stille Träume jener bessern Zeit.
Und wo hinaus die trunknen Blicke sehen,
Hat die Natur den Brautschmuck ausgestreut,
Als sollte hier die dritte Silbe prangen,
Die beiden ersten würdig zu empfangen.

8.

Der Kaiserin Platz.

Buchen, seid mir gegrüßt! Euch hat die Liebe geheiligt,
Euch hat ein treues Volk treu seiner Mutter geweiht.
Glückliche Fürsten und glückliches Land! Wo find' ich es wieder,
Daß die Liebe befiehlt, und daß die Liebe gehorcht?

9.

Von Weyrothers Ruh bei Ellenbogen.

Du Schloß dort auf dem Felsen,
Du stehst so ernst und treu;
Die dunklen Wogen wälzen
Sich unten still vorbei.

Seit vielen hundert Jahren
Grüßt dich der treue Fluß,
Und was du auch erfahren,
Er brachte dir den Gruß

Und bringt dir ihn noch immer
Und rauscht so sanft und mild,
Und in der Wogen Schimmer
Malt sich dein stolzes Bild.

Mir ist's, als hört' ich Worte
Wie aus vergangner Zeit,
Vom hohen Felsenorte
In Windeswehn gestreut.

Ich möchte gerne lauschen,
Was in dem Winde weht.
Doch wie der Wellen Rauschen,
So Wind und Wort vergeht.

Da blick' ich still hinüber;
Die Wellen ziehn vorbei;
Die Träume ziehn vorüber;
Die Ahnung bleibt mir treu.

10.

Das Kreuz auf dem Felsen vor dem Egertore.

Sei mir am Eingang gegrüßt, wo das Tal der Hoffnung sich öffnet,
Wo der dampfende Quell zwei Elemente vermählt!
Sanft verkünde dem Pilger der irdischen Hülle Genesung,
Wie dein heilig Symbol ewiges Leben verheißt!

11.

Das Töpel-Tal.

Mit der Freude lichten Träumen
Saßen wir im muntern Kranz;
Auf den Wellen, auf den Bäumen
Lag des Tages milder Glanz.

Wie ein freudiges Getümmel
War ein Glühen überall;
Dort im Abendrot der Himmel,
Hier im Weine der Pokal.

Wie ein schön erfülltes Hoffen
Mahnte uns die schöne Zeit;
Lieb und Leben war uns offen;
Alle Herzen wurden weit.

Von der nahen düstern Hütte
Hörten wir des Hammers Schlag;
Aus des Ofens Feuermitte
Flammte der gezwungne Tag.

Und so neben unsre Freude
War des Lebens Qual gestellt:
Zwang und Sorge im Gebäude,
Freiheit unterm Himmelszelt.

Und wir hörten laut und lauter
Ihre Worte in der Brust,
Und es schloß sich immer trauter
Unsers Kreises stille Lust.

Da verschwand auf Waldeshöhen
Tagesleuchten mehr und mehr,
Und es ging der Dämmrung Wehen
Um das stille Dörfchen her.

Und der Berge lange Schatten
Lagen dunkel überm Tal,
Und es schwirrten auf den Matten
Feuerkäfer ohne Zahl.

Fern aus mancher stillen Klause
Blickte freundlich schon das Licht;
Das gemahnte uns nach Hause,
Und wir weilten länger nicht.

Auf dem schön gezognen Wege
Kehrten wir durchs Tal zurück,
Und des Herzens Doppelschläge
Riefen dem gewesnen Glück.

Da, durch dunkle Tannenbäume,
Stieg der volle Mond herauf,
Und im schönsten aller Träume
Ging das volle Herz mir auf.

Denn der freundlichste der Sterne
Blickte mich so selig an,
Wie ein Liebchen in der Ferne
Mir's in schöner Zeit getan.

All sein Weben, all sein Leuchten
Schien mir wunderbar vertraut,
Und mir war's, als hätt' mit feuchten
Augen er mich angeschaut.

Was noch tief im Herzen ruhte,
Fühlt' ich plötzlich stark und reich,
Und mir war so still zu Mute,
Doch so wunderfroh zugleich.

Und er leuchtete mit hellen
Strahlen in das Tal hinein,
Und es blickte auf den Wellen
Silberweiß der Widerschein.

Einen Führer hätt' ich gerne
Auf dem langen Weg gesehn!
Sollt' ich wandern mit dem Sterne
Oder mit den Wellen gehn?

Doch zu schnell ziehn mir die Wellen
Den gewohnten krummen Lauf;
Jener steigt des Himmels Schwellen
Nur zu langsam mir herauf.

Da, zum Glück, fällt in den Wogen
Mir das Bild des Mondes ein,
Und ich bin ihm nachgezogen,
War's auch nur ein Widerschein.

12.

Findlaters Tempel.

Freundlich begrüßt der Wandrer, der müde, die lichtere Halle,
Wenn er vom Tal herauf mutig die Höhe bestieg.
Unten ging er am Ufer und sah hinauf zu dem Tempel,
Wie er so himmlisch sich zwischen den Fichten erhebt.
Nicht widerstand er der Lust; schwer atmend steigt er zur Halle,
Und nun blickt er hinab in die Verschlingung des Tals.
Da zieht tiefere Sehnsucht ihn unwiderstehlich hinunter,
Und die blühende Flur lockt den Betörten hinab.
Ach! so ist der Menschen Geschlecht: wir sehnen und hoffen,
Und das ersehnte Glück wird uns errungen zur Last.

13.

Abschied von Dorotheens Tempel.

So lebe wohl, du vielgeliebte Stelle,
Wo ich so oft in süßen Träumen saß,
Begeistert jene bunte Welt vergaß!
Zum letztenmal betret' ich deine Schwelle.

Ich kehre wieder heim in meine Zelle;
Das Leben tritt in das gewohnte Maß,
Und was des Herzens Sehnsucht sich erlas,
Es flieht dahin im leichten Spiel der Welle.

So walten sie, die Freuden dieses Lebens.
Der Glaube bleibt mir an die höchste Wahrheit
Und der Erinnrung stille Götterlust.

Auch mir erschien das Edle nicht vergebens.
Das Bild des Zarten und des Schönen Klarheit
Lebt glühend fort in meiner Dichterbrust.

14.

Friederikens Felsen.

Still und düster schaust du mich an, du einsame Felswand,
Und es gemahnt mich streng wie ein verschlossnes Gemüt.
Nicht zu deinem Ernst paßt sich der liebliche Name,
Der wie ein heiteres Bild freudigen Lebens mich grüßt.
Zwar der Anmut Gewalt mag auch das Ernste versöhnen,
Und wo das Ernste erscheint, hat ja die Freude nur Sinn.
Drum so begrüß' ich dich gern und suche gern deine Stille;
Macht die Natur mich ernst, macht ja dein Name mich froh.

15.

Am Kreuze unfern Mariannens Ruhe.

Schweigend liegt die Friedensnacht
Auf dem stillen Tale,
Und es bleicht der Sterne Pracht
In des Mondes Strahle.

Wie die dunklen Schatten dort
Sinn und Herz ergreifen!
Aus dem Zimmer muß ich fort,
Muß den Wald durchstreifen.

In der Hand mein Saitenspiel,
Wandr' ich meine Wege,
Und geträumter Freuden viel
Werden in mir rege.

An dem Kreuze komm' ich an
Auf der Felsenspitze,
Und ich klettre kühn hinan
Zu dem heil'gen Sitze.

In der Brust, so voll, so weit,
Keimen tausend Lieder,
Und zur stillen Einsamkeit
Schaut der Mond hernieder.

Reich mit Träumen angefüllt,
Blick' ich dort hinüber,
Und der Berge Nebelbild
Zieht an mir vorüber.

Und die Saiten schlag' ich an,
Lass' die Lieder klingen.
Kleine Sterne ziehn heran
Auf gar lichten Schwingen.

Und sie kommen ohne Zahl,
Und ich spiele länger,
Und mit ihrem sanften Strahl
Leuchten sie dem Sänger.

Zarte Tierchen hier im Kreis,
Könnt ihr mich verstehen?
Wird's auch euch so wunderheiß
Bei des Liedes Weben?

Ja gewiß! das volle Lied
Tagt in euren Seelen;
Wo der Strahl des Lichtes glüht,
Kann die Kunst nicht fehlen,

Leuchtet immer durch die Nacht,
Zarte Feuerkäfer,
Spart nur eure stille Pracht
Nicht für jene Schläfer!

Um mich glüht es licht und weiß,
Und die Wellen rauschen;
Müßt' ich diesen heil'gen Kreis
Nie mit andern tauschen!

16.

Hans Heilings Felsen.

Wie sich die Felsenwand dort, die klippengepanzerte, auftürmt!
Schon in Säulen gereiht, fügt sich zum Steine der Stein.
Stolz und edel erhebt sich die Riesenpflanze des Tales,
Und das Felsengewächs ragt aus den Wellen empor.
Mancherlei Sagen erzählt sich das Volk, und mancherlei Kunde
Ward mir, wie sich der Berg öffne in heimlicher Nacht.
Aber mich gemahnt's wie Geisterruf aus der Ferne,
Wie ein edleres Bild früher vergangener Zeit:

So hat Deutschland geprangt, so standen germanische Helden,
Groß und edel und fest wie dieser heilige Fels.
Mag der brausende Fluß die Felsenritzen umschäumen:
Ruhig stehet der Fels, seht! und es bricht sich die Flut.
Mag es dämmern im Tal, aus der Tiefe die Nacht sich erheben:
Aber den Gipfel des Bergs küßt noch der himmlische Strahl.

17.

Der Neubrunnen.

Wie sie wogt, die bunte Menge,
Wie sich alles drängt und treibt,
Wie jede liebliche Gestalt
Flüchtig vorüberwallt,
Und keine schöne Gruppe bleibt!
Dort, wo der Brunnen dampfend quillt,
Wird der Becher gefüllt;
Da drängt sich die Menge hastig hinzu
Und kommt und geht ohne Rast und Ruh'.
Bald wogt sie näher, bald wogt sie fern.
Viel schöne Kinder, viel artige Herrn,
Ein matter Greis, eine schwache Matrone,
Alle kosten den heilsamen Trank.
Doch gehört es bei vielen zum guten Tone.
Die meisten sind nur an Langerweile krank.
Aber siehst du jene süße Gestalt,
Die dort im bunten Schwarme
Leichtschwebend vorüberwallt,
Wie sie mit leichtgehobnem Arme,
Von allen Reizen der Anmut geziert,
Den Becher zur rosigen Lippe führt?
Wie das Auge so blau und frühlingsklar,
Der Mund so lieblich, so golden das Haar,
Die Brust so voll, der Nacken so weiß!
Ach, im Herzen brennt es mir glühend heiß!
Im lichten Zauberreich der Gesänge
Schwelgt die begeisterte Phantasie;
Aus meinem Blick verschwindet die Menge,
Und ich sehe nur sie.

18.

Beim Tanze im sächsischen Saale.

Wie die Walzer vorüberfliegen,
Wie sie sich drehen und wiegen
Im leicht durchwirbelten Kranz!
Weg mit den fremden Touren,
Der Verbildung unleugbaren Spuren!
Auch der Deutsche hat seinen Tanz.
Da wird der Mut so lebendig und frei,
Und die Grazie bleibt der Natur getreu.
„Und was stehst du heut so allein?
Sind deine Träume dir lieber?
Sonst bist du doch auch immer beim flüchtigen Reihn
Läßt keinen nicht müßig vorüber.“
Und heute steh' ich mit Freuden allein;
Es sind meine Träume mir lieber.
Denn siehst du dort die liebe Gestalt?
Wie Rosen blüht's auf den Wangen,
Das goldne Haar um den Nacken wallt:
Die hält mich gebannt und gefangen.
Und fliegt die Holde an mir vorbei,
Die Blicke folgen ihr kühn und treu;
Denn ihr ist auch im wildesten Drehn
Die Anmut treueigen geblieben.
Du schönes Bild, man soll dich sehn
Und soll nicht bewundern und lieben?

19.

Als sie von dem Brunnen Abschied nahm.

„Und so leb wohl, du Nymphe dieser Quelle!
Vertrauend kam ich zu dir hergezogen.
Ich bin gestärkt; du hast mich nicht betrogen,
Und dankbar scheid' ich von der heil'gen Stelle.“

Die Holde spricht's, und jetzt mit freud'ger Schnelle,
Leicht über das Geländer hingebogen,
Wirft sie den Becher lächelnd in die Wogen,
Und er versinkt im Silberschaum der Welle.

Sie aber zog mit frohem Mute weiter;
Ich kann sie nicht mehr sehen und begrüßen.
Bei ihrem Anblick ward mir frühlingsheiter.

Ach! könnt' ich doch der schönern Zeit gedenken,
Da meine Ideale mich verließen,
Wie sie den Becher in den Strom versenken!

20.

Auf der Bank am Sauerbrunnen.

Du Lieblingsplätzchen meiner stillen Träume,
Das mich so oft der lauten Welt verborgen,
Sei mir gegrüßt mit jedem neuen Morgen
Im grünen Schattendunkel deiner Bäume!

Und wie ich auch in Liedeswellen schäume,
Der stillen Sehnsucht muß ich doch gehorchen,
Und dir Vertrauten meiner schönsten Sorgen,
Dir sag' ich, was ich sinne, was ich träume.

Ich hab' in seligen Erinnerungen
Hier einst der Liebe ganze Lust gesungen.
Ach! jene Töne sind mir längst verklungen.

Ein böses Schicksal haust in meinen Plänen.
So teile du mein Fürchten und mein Sehnen!
Du kennst den Schmerz, und du verstehst die Tränen.

21.

Rundgesang auf dem Belvedere.

So sitzen wir traulich im bunten Kreis,
In der Lüfte freundlichem Wehen;
Wir treten heraus aus dem engen Gleis,
Wir wohnen in sonnichten Höhen,
In der Freude lichtem, lebendigem Strahl,
Hoch über den Menschen und ihrer Qual.

Wohin das Auge hier oben blickt,
Hat's Frieden und Freuden gefunden.
Denn was im Herzen uns engt und drückt,
Das bleibe im Tal dort unten!
Nicht neben den Zauber der blühenden Welt
Sei des Lebens Qual und Sorge gestellt!

Nein, blickt hinunter und schaut hinauf
Und weit in die Ferne dort drüben!
Da türmen des Vaterlands Berge sich auf,
Da ist der Kreis unsrer Lieben.
Vielleicht, daß sie jetzt der Entfernten gedacht,
Daß der Wind ihre freundlichen Grüße gebracht.

Wohl blüht uns hier ein freundliches Glück;
Wir kennen nicht Last und Beschwerde.
Doch wir denken auch gern an die Heimat zurück,
An die liebe, geheiligte Erde.
Im Kreis der Lieben, im Vaterland,
Da ist auch das Lebloſe uns verwandt.

Doch sind wir auch hier im Lande fremd,
Wir sind uns nicht fremd im Herzen.
Das Glück ergriffen, so wie es kömmt!
Sonst wird man es ewig verscherzen.
Und wenn die Freude scheiden will,
Da folge man kühn und bleibe nicht still!

Drum wie uns der Himmel zusammengebracht,
So sitzen wir fröhlich zusammen.
Der Gott, der die Freude uns angefacht,
Erhält ihre heiligen Flammen;
Und müssen wir scheiden und wandern wir weit,
Wir gedenken mit Liebe der herrlichen Zeit.

22.

Abschied vom Leser.

Das Spiel ist aus, die Töne sind verklungen,
Nicht weiter rühr' ich meine Saiten an.
Ich hab' es recht aus voller Brust gesungen.
Nein, meine Hoffnung ist kein leerer Wahn;
Denn knüpft nur einer voll Erinnerungen
An diese Träume seine Freuden an,
Leg' ich zufrieden meine Laute nieder,
Und reich belohnt sind alle meine Lieder.

Sängers Wanderlied.

Gar fröhlich tret' ich in die Welt
Und grüß' den lichten Tag,
Mit Sang und Liedern reich bestellt.
Sagt, was mir fehlen mag!
Viel Menschen schleichen matt und träg
Ins kalte Grab hinein;
Doch fröhlich geht des Sängers Weg
Durch lauter Frühlingsschein.

Natur, wie iſt es doch ſo ſchön!
An deiner treuen Bruſt
Lieg' ich auf deinen Zauberhöhn
In ſtiller Liebesluſt.
Da wogt es tief und wunderbar,
Weiß nicht, wo ein, wo aus.
Doch endlich wird das Treiben klar
Und tobt in Liedern aus.

Mit Liedestönen wach' ich auf,
Sie quellen ſanft heran;
Die Sonne hoch am Himmel rauf
Trifft mich beim Singen an.
Nicht raſt' ich, wenn der Tag verglüht,
Greif' in die Saiten ein
Und grüße noch mit ſtillem Lied
Des Abends Dämmerſchein.

Und langſam ſteigt die Nacht herauf
Aus tiefer Bergeskluft;
Da wacht mein Lied zum Himmel auf
In klarer Sternenluft,
Bis ſich in bunter Träume Reihn
Vergnügt des Sängers Blick.
Doch denk' ich träumend auch allein
An Sang und Dichterglück.

Und wo ich wandre hier und dort,
Da duldet man mich gern.
Wohl mancher ſagt ein freundlich Wort;
Doch immer muß ich fern.
Denn weiter treibt's mich in die Welt;
Mich drückt das enge Haus,
Und wenn der Gott den Buſen ſchwellt,
Muß ich ins Freie naus.

Und friſch hinauf und friſch hinein
Durch Lebens Nacht und Tag,
Auf daß mich Freiheit, Lieb' und Wein
Gar treu begleiten mag.
Ein freier Sinn in Luſt und Weh
Schwelgt gern in Sang und Reim,
Und ſag' ich einſt der Welt Ade,
Zieh' ich in Liedern heim.

Sehnsucht nach dem Rhein.

Was zieht mich ein tiefes, glühendes Treiben
In die blaue Ferne mächtig hinaus?
Es läßt mich nicht rasten, es läßt mich nicht bleiben;
Es drückt mich die Mauer, es engt mich das Haus.

Ich muß in die Welt, ich muß ins Freie;
Nicht widerstehen mag ich dem Drang;
Und was ich empfunden, bewahr' ich mit Treue
Und geb' es euch wieder in Lied und Gesang.

Aber nicht nach Griechenlands reichen Palästen,
Nicht nach dem ewigen, herrlichen Rom:
Es zieht mich hinüber, es zieht mich nach Westen,
Zu dir, zum Rhein, an den deutschen Strom,

Wo Leben und Lieben mit tieferen Freuden
In heiligen Tönen die Seele hebt,
Und wo aus der Väter goldenen Zeiten
Ein freier Geist noch die Fluren durchwebt.

Du hast der Barden Geheimnis verstanden,
Hast früher Meister Lieder belauscht
Und wie einem alten, treuen Bekannten
Von jeher dem Sänger zugerauscht.

So ruf auch mir zu: „Willkommen, Lieber!"
Ich wollte dir danken aus voller Brust
Und brächte ein freies Herz mit hinüber,
Voll Mut und Gesang und voll freudiger Lust.

Vor Raphaels Madonna.

Lange hab' ich vor dem Bild gestanden.
Mich ergriff's mit wunderbarem Siegen;
Schöne Welten sah ich vor mir liegen,
Und ich fühlte frei mich aller Banden.

Wehe denen, die den Gott verkannten,
Wem die innre Stimme hier geschwiegen!
Ahnung dämmert in Mariens Zügen.
Wehe, wer die Liebe nicht verstanden!

„Heilig, heilig!" tönen Seraphslieder;
Lichte Engelchöre stürzen nieder
Und umschweben ihres Gottes Braut.

Und der Geist erhebt sich aus dem Staube,
Und lebendig wird dem Lieb' und Glaube,
Der sie reines Herzens angeschaut.

An den Frühling.

Frühling, ich grüße dich.
Frühling, umschließe mich
Mit deinem jungen, aufkeimenden Leben,
Mit deinem Hoffen und deinem Streben!
Wie das Leben sich regt in deinen Keimen!
Und freudig, wie deine Blumen blühn,
So ist es auch Frühling in meinen Träumen,
So wird auch mein Herz wieder jung und grün.

Aber der Blüten stille Keime
Und der Blätter lebendiges Grün,
Es sind vergängliche schöne Träume,
Die beim Erwachen schnell entfliehn.

Kommt nicht der traurige Winter wieder?
Ach! dann schweigen der Nachtigall Lieder,
Und in das weit offne, kalte Grab
Sinkt seufzend das blühende Leben hinab.

Aber was kümmern mich künftige Schmerzen,
Und daß sie vergänglich ist, diese Lust?
Bleibt es doch Frühling in meinem Herzen,
Bleibt es doch Frühling in meiner Brust.

Schifferlied.

(Straubing, den 16. September 1811.)

Glück zu, Glück zu auf der spiegelnden Bahn!
Gott lasse die Fahrt uns gelingen!
Es brausen die Wellen, es schaukelt der Kahn,
Und die fröhlichen Schiffer singen,
Und zu der Ruder gedoppeltem Schlag
Flammt auf den Wellen der freudige Tag.

Der Schiffer zieht durch die schimmernde Flut
Im frischen Leben und Treiben;
Ihn jagt ein ewig glühender Mut;
Er kann nicht rasten noch bleiben.
Er muß zu den freundlichen Wellen hinaus:
Da ist seine Heimat, sein Vaterhaus.

Und wenn ihm daheim auch was Liebes gehört,
Er scheidet mit leichterem Sinne.
Wenn er glücklich ist, wenn er wiederkehrt,
Hol er's ein mit doppelter Minne;
Und kost er mit andern und küßt er sie frei,
Er bleibt doch im Herzen Feinliebchen getreu.

Und wo er wandert, und wo er schifft,
Er findet wackre Gesellen.
Auch wenn er nichts Lebendiges trifft,
Er hat einen Freund an den Wellen.
Zwar ist er fremd auf dem festen Land,
Mit dem Wasser aber vertraut und bekannt.

Gern hört er der Freude Aufgebot
Und mag nicht vorübergehen.
Doch wenn ihm ein feindlich Verhängnis droht,
Er wird wie ein Mann es bestehen.
Wer das Leben liebt und den Tod nicht scheut,
Geht fröhlich und frei durch die sinkende Zeit.

So wollen wir wandern auf spiegelnder Flut
Und Wellen und Wogen durchschiffen!
Wohl fröhlich durchs Leben führt fröhlicher Mut.
Drum frisch und die Freude ergriffen!
Und tobt es auch finster auf uns herein,
Nach Sturm und Regen kommt Sonnenschein.

Morgenlied für Schiffer.

(Auf der Donau, den 18. September 1811.)

Seht, Brüder, wie der Tag so mild
Durch Nacht und Wolken bricht!
Zwar webt ein Nebelschleier sich
Ums Felsenufer schauerlich;
Uns aber kümmert's nicht.

Zwar türmen sich die Wellen hoch
Wie eine Wasserburg
Und schlagen schäumend an das Schiff,
Und pfeilschnell fliegt's am Felsenriff
Durch spitze Klippen durch.

Doch immer sind wir frohen Muts
Und aller Sorgen frei.
Dort überm blauen Himmelsdom,
Da sitzt der Herr und wehrt dem Strom
Und führt uns frisch vorbei.

Drum sei gedankt und sei gelobt,
Du großer Herr der Welt,
Und wie du uns bisher bewahrt,
So schütze uns auf unsrer Fahrt!
Dir ist's anheimgestellt.

Und gern erhört der Vater uns.
Drum immer keck hinaus!
Nicht so betrüglich ist die Flut
Als Erdenglück und Erdengut
Und eitler Lebensbraus.

Auf Erden hält uns wenig fest;
Die Liebe wird getrennt.
Doch wie uns auch die Welle droht,
Sie bleibt im Leben und im Tod
Ein freundlich Element.

Auf dem Greifenstein.

(Fragment.)

Staunend tret' ich heraus auf den Söller; das trunkene Auge
Schwelgt unentschlossen umher. Schwer ist die glückliche Wahl.
Soll es nach Westen hinauf in die dämmernden Berge sich tauchen?
Soll es der spiegelnden Flut folgen in schlängelndem Lauf
Oder verwegen sich dort zu den flatternden Raben gesellen,
Um das verfallene Schloß magische Kreise zu ziehn?
Alles auf einmal, so wär' es dir recht, ung'nügsames Auge!
Alles auf einmal, ein Blick über die ganze Natur,
Rückwärts tief in den Wald, vorwärts zur Feste hinüber,
Dort zu den dämmernden Höhn, hier in die Fluten hinab,
Dann zum Himmel hinauf und zu euch, ihr ergötzlichen Wolken,
Wie eure Nebelgestalt keck und verwegen sich baut.
So mit dem einzigen Zug den Nektar der Freude zu schlürfen,
So mit dem einzigen Blick, Erde, dein blühendes Reich
Klar in des spiegelnden Auges entzückten Kristall zu verweben,
Leben und Frühling und Licht all' in die Seele getaucht!

Vor dem Bilde zweier Schwestern von Schick.

Schönes Bild, das mir so teuer worden,
Seh' ich dich, ruft stiller Ahnung Walten
Aus den wunderlieblichen Gestalten
Mir in süßen, himmlischen Akkorden.

Nein, kein Sänger malt's mit Klang und Worten,
Wie sie blühend sich umschlungen halten
Und voll Südens Anmut sich entfalten,
Stille Blumen aus dem heil'gen Norden.

Ist die Sage wahr von jenen Wesen,
Die, im Frühling schon der Welt entnommen,
Sich der Herr zu Genien erlesen,

Nenn' ich euch als Engel mir willkommen,
Ausgeschmückt mit allen Wundergaben,
Und kein Himmel kann sie schöner haben.

Vor dem Grabmal in Penzing.

Der Staub zerfällt, die letzten Stürme toben;
Des Lebens rauhe Töne sind verklungen,
Und durch des Grabes stille Dämmerungen
Schwingt die befreite Seele sich nach oben.

Schon ist der Erde düstrer Kreis bezwungen;
Die Nebel sind aus ihrer Bahn zerstoben;
Den Schleier hat die kühne Hand gehoben;
Ins Meer des Urlichts ist der Blick gedrungen.

Ein Lilienstrauß, bedeutungsvolle Sprossen,
Die nur den Kelch der Sonne aufgeschlossen,
Sind ihres Sieges freudige Genossen.

Die Phantasie bewegt die Marmorglieder;
Das Vaterland empfängt den Engel wieder,
Und Ahnung dämmert aus der Heimat nieder.

Der Totenkranz.

Der Wächter rief die elfte Stund'.
Still war's auf dem ganzen Erdenrund;
'ne helle, klare Mondennacht
Lag überm Dorf in milder Pracht.
Da saß im kleinen Kämmerlein
Maria traurig und allein
Und schaute auf den Kirchhof 'nüber,
Und immer ward das Auge trüber.

Da liegt ihr Wilhelm in sanfter Ruh,
Und kühle Erde deckt ihn zu.
Sie hatten sich so herzlich lieb.
Das Glück sie auseinander trieb.
Er kam als Förster hier ins Ort;
Da rief's ihn früh zur Heimat fort,
Und wo er still den Abschied gab,
Umschloß ihn bald ein grünes Grab.
Sie flochten ihm die Totenkron';
Der dritte Herbst verwelkte schon.
Als sie das Tränenwort vernahm,
Verblühte sie in stillem Gram.
Drauf faßte sie den Wanderstab
Und pilgerte zu seinem Grab,
Und knieend an der heil'gen Stelle
Floß ihrer Liebe Tränenquelle.
Der alte Amtmann sah den Schmerz
Und sprach ihr Trost ins wunde Herz
Und linderte der Sehnsucht Gram,
Die Weinende zur Tochter nahm,
Damit sie zu dem teuren Grabe
Nicht mehr die weite Reise habe.
Und wie ein guter Engel war
Sie jedem Unglück immerdar;
Wo es nur Hilfe, Rettung hieß,
Sie sich nicht lange bitten ließ,
Und wo sie Not und Jammer sah,
War sie auch ungerufen da.
So saß sie jetzt einsam im Haus
Und starrte in die Nacht hinaus
Und dachte an vergangne Zeit,
An Tränenlust und Tränenleid.
Da pocht' es leise an die Tür;
Des Nachbars Eh'weib trat herfür
Und rief: „Erbarmt Euch unsrer Not!
Die Schwester liegt mir auf den Tod;
Sie kann nicht aus dem Leben gehen,
Wenn sie Euch nicht nochmal gesehen.
O, helft ihr bald und helft ihr gleich!
Der große Gott vergelt' es Euch,
Der jeden Tränengang belohnt!"
Maria, schon des Rufs gewohnt,
Mit sanfter Engelstimme sprach:

„Geht nur voraus! Ich folge nach.“
Sie zündet die Laterne an;
Ein warmes Tuch wird umgetan,
Das Haustor sorgsam zugeschlossen;
Drauf geht sie freudig und entschlossen
In wunderbarer Seelenruh
Der nahen Bauernhütte zu.
Sie tritt hinein. Die Kranke lag
Im letzten Todeskampf und sprach:
„Ach Gott, ach Gott, so kommt Ihr doch?
Helft mir, helft mir! Ihr könnt es noch.
Da lieg' ich nun in Todesqual;
Mich dürstet nach dem Abendmahl;
Dann will ich gern in Frieden sterben.
Sonst gehe ich in mein Verderben.“
Drauf jene, schnell zum Küster gewandt,
Der in der Ecke betend stand:
„Was wehrt Ihr ihr das Himmelsbrot
In ihrer letzten Todesnot?
Der Priester ist im fernen Ort.
Euch kommt es zu, nach Christi Wort.
Ihr dürft mit ungeweihten Händen
In solcher Not das Leben spenden.“
Und dieser spricht: „Auch tät' ich's hier;
Doch Kelch und Hostie fehlen mir.“
„Wo sind sie?“ „Noch im Gotteshaus.“
„So eilt Euch doch! Hier ist's bald aus.“
Er aber rief: „Zu dieser Zeit
Bringt keine Macht der Christenheit
Mich in das Gotteshaus hinein.“
Da heult die Frau in Todespein:
„Ach Gott, ach Gott! ich soll verderben,
Soll ohne meinen Heiland sterben!“
Und jene sprach: „'s ist Eure Pflicht.
Ihr müßt!“ „Ich soll, das weigr' ich nicht;
Ich weiß, daß ich den Dienst verletzt;
Wird's kund, ich werde abgesetzt,
Und dennoch schwör' ich's hoch und hehr,
Mich bringt kein Mensch zur Kirche mehr.“
Und in der höchsten, letzten Not
Kämpfte die Kranke mit dem Tod
Und ächzte schwer und ächzte tief
Und immer nach dem Heiland rief.

Da schlug es durch Mariens Brust
Mit schauerlicher Geisterlust,
Und zu dem Küster schnell gewandt:
„Wohlan! ich steh' in Gottes Hand.
Gebt mir die Schlüssel! Ich will gehn;
So kann ich sie nicht sterben sehn."
Der Küster erst nicht gehorchen will;
Doch sie bleibt fest und wandert still;
Vom Segen der Sterbenden begleitet,
Sie betend nach der Kirche schreitet.
Noch liegt 'ne klare Mondennacht
Überm Dorf in milder Pracht;
's ist still wie auf dem Totenplan.
So kommt sie bei dem Kirchhof an;
Ein leises Beben weht ihr zu.
Da liegen sie in Schlummers Ruh,
Das müde Haupt auf weichem Pfühl;
Da liegt auch Wilhelm sanft und kühl;
Und Wehmut faßt den Tränenquell.
Doch rafft sie sich zusammen schnell
Und wandert still zur Kirchenmauer;
Da faßt sie doch ein stiller Schauer,
Und auf die Kniee sinkt sie hin
Und betet mit bewegtem Sinn.
Der Mut kommt wieder ins scheue Herz.
Sie blickt begeistert himmelwärts,
Denkt, wie der Kranken Träne floß,
Und dreht den Schlüssel in das Schloß.
Noch geht das alte Schloß nicht auf;
Sie drückt mit beiden Händen drauf.
Da hört sie in der Kirche Hallen
Schaudernd etwas zu Boden fallen.
Drauf bleibt es still. Sie zittert sehr
Und horcht und horcht; nichts rührt sich mehr.
Da faßt sie Mut — sie fühlt sich rein —
Und tritt ins Gotteshaus hinein
Und leuchtet mit gefaßtem Sinn
Und sicherm Blick zur Schwelle hin
Und sieht bei der Laterne Glanz
Am Boden einen — Totenkranz;
Er riß durch ihrer Hände Stoß
Vom Nagel an der Türe los.
Sie hebt ihn auf und liest das Band,

Worauf des Toten Name stand,
Und sinkt, als sie die Schrift gelesen.
's ist Wilhelms Totenkranz gewesen!
Da schlägt die Uhr die zwölfte Stund';
Sie rafft sich auf; mit bleichem Mund
Spricht sie ein frommes Wort im stillen,
Hängt erst, die Pflicht treu zu erfüllen,
Den Totenkranz an den alten Ort;
Drauf wandert sie zum Altar fort,
Ergreift den Kelch, ergreift das Brot
Und geht. In ihrer letzten Not
Lag schon das Weib, als jene kam.
Der Küster stand erfreut. Er nahm
Das Brot und brach's: „Geh ein zum Frieden!
Gott ist versöhnt." Drauf ist das Weib verschieden.

Zum Abschiede.
1813.

In diesem großen, heiligen Momente
Des Kampfs für Recht und Vaterland,
Wo ist die Jugendkraft, die schlummern könnte,
In feige Ruhe nüchtern eingebannt?
Was auch der Krieg für edle Herzen trennte,
Sie bleiben sich in Liebe zugewandt
Und werden sich in Liebe wiederfinden,
Mag Deutschland fallen oder überwinden.

Zweiter Teil.

(Vermischte Gedichte II. — Nachlese. — Rätsel, Scharaden, Anagramme, Homonyme, Logogriphe, Palindrome. — Epische Fragmente. — Erzählungen. — Mündliche Erzählungen.)

Vermischte Gedichte II.

Jugendlust.

Der Frühling bricht an, das Leben keimt,
Manch' schöne Träume hab' ich geträumt;
Auf manches Blümchen tät' ich hoffen;
Nur hab ich's noch nimmer angetroffen.
Das sah ich oft mit Schmerzen an.
Doch junges Blut
Hat frischen Mut.
Wenn ich nur noch küssen und singen kann!

Der Sommer wird schwül, der Sommer wird heiß
Die Sehnsucht treibt aus dem alten Gleis;
Gern wollt' ich was Großes überwinden;
Nur kann ich Weg und Steg nicht finden,
Daß Unmut mir in den Adern brennt.
Doch was geht's mich an?
Nur frisch hinan!
Bleibt mir doch das Singen und Küssen vergönnt!

Da kommt der Herbst, die Blüte reift,
Nur das Herz in dunkler Sehnsucht schweift;
Es will immer noch nach dem Höchsten reichen
Und kann nicht hinauf und kann's nicht ersteigen.
Das quält mich wohl manch langen Tag.
's ist doch Spielerei!
Was wünsch' ich herbei,
Solang' ich noch küssen und singen mag?

Und endlich tritt der Winter herein
Und blickt so schaurig ins Herz hinein;
Das kann das warme Herz nicht vertragen
Und will an Glück und Sehnsucht verzagen,
Und der Sturm umpfeift es so kalt und scharf.
Doch das Blut kocht heiß,
Trotz Winter und Eis.
Wenn ich nur noch küssen und singen darf!

Und so tret' ich kühn in die Welt hinaus;
Mit der Sehnsucht kommt nichts Großes heraus.
Verwegen soll man vorwärts schauen,
Dem Herzen und seiner Liebe vertrauen.
So wird man ein freier, ein glücklicher Mann.
Drum immer zu,
Ohne Rast und Ruh,
Solang' ich noch singen und küssen kann!

Leichter Sinn.

Mutig durch die Lust des Lebens,
Mutig durch des Lebens Qual!
Deine Sehnsucht ist vergebens
Nach dem höhern Ideal.

Gern gehorche jedem Triebe,
Trotze nur der Leidenschaft!
Selbst nicht die Gewalt der Liebe
Zügle deine freie Kraft!

Ja! in schöner Frauen Armen —
Höre, was die Klugheit spricht! —
Freudig darf dein Herz erwarmen;
Deine Ruhe opfre nicht!

Sorglos durch die Welt sich schlagen,
Immer vorwärts, nie zurück,
Auf die Freiheit alles wagen,
Bringt dem Herzen Heil und Glück.

Schwert und Männerkraft verrostet,
Liegt es lange müßig still.
Der hat nie das Glück gekostet,
Der's in Ruh' genießen will.

Mutig nach dem flücht'gen Glücke,
Nach durch Sturm und Sonnenschein!
Greife schnell zum Augenblicke!
Nur die Gegenwart ist dein.

Ständchen.

Alles wiegt die stille Nacht
Tief in süßen Schlummer;
Nur der Liebe Sehnsucht wacht
Und der Liebe Kummer.

Mich umschleichen bandenfrei
Nächtliche Gespenster;
Doch ich harre still und treu
Unter deinem Fenster.

Holdes Mädchen, hörst du mich?
Willst du länger säumen?
Oder wiegt der Schlummer dich
Schon in süßen Träumen?
Nein, du bist gewiß noch wach.
Hinter Fensters Gittern
Seh' ich ja im Schlafgemach
Noch das Lämpchen zittern.

Ach, so blicke, süßes Kind,
Aus dem Fenster nieder!
Leise wie der Abendwind
Flüstern meine Lieder.
Doch verständlich sollen sie
Meine Sehnsucht klagen
Und mit sanfter Harmonie
Dir: „Ich liebe!" sagen.

Was die treue Liebe spricht,
Wird die Liebe hören.
Aber länger darf ich nicht
Deine Ruhe stören.
Schlummre, bis der Tag erwacht,
In dem warmen Stübchen!
Drum, fein's Liebchen, gute Nacht!
Gute Nacht, fein's Liebchen!

Mein hohes Lied von der Einzigen.

(In der Neujahrsnacht auf 1811.)

Hoch rauscht mein Lied auf kühnen Flügeln,
Hoch rauscht es wie mit Götterwehn.
Wer darf den Mut des Sängers zügeln,
Wer seinem Fluge widerstehn?
Schon hab' ich Ätherluft gewonnen,
Planeten lass' ich hinter mir,
Durch tausend Himmel, tausend Sonnen
Und tausend Welten hin zu dir!

Wie ein Gebild aus schönern Sternen
Standst du in meiner Jünglingswelt;
Ich sah der Zukunft dunkle Fernen
Von mildem Zauberlicht erhellt;
Ich sah mit himmlischem Vergnügen
Des Lebens Rätselwort erfüllt,
Und in den engelreinen Zügen
Erkannt' ich meiner Träume Bild.

Da ward es hell im Sturm des Lebens,
Da ward es in dem Herzen Tag;
Dem schönsten Ziel des schönsten Strebens
Flog jeder Glutgedanke nach.
Durch Welten hatt' ich mich geschlagen,
Für dich gelitten Qual und Mord,
Und sollt' ich wo was Großes wagen,
Dein Name war mein Losungswort.

In allen Stürmen meiner Jugend
Blieb ich der stillen Liebe treu;
An Klippen stolzer Männertugend,
Ich dachte dein und flog vorbei.
Die Zeit im ew'gen Frühlingsscheine —
So webte sich mein schöner Traum.
Das Schlechte hatte, das Gemeine
Nicht in dem Feuerherzen Raum.

Da kam die Welt mit ihren Schmerzen,
Der Frühlingstraum war schnell verglüht;
An eines andern treuem Herzen
War dir die Liebe schön erblüht.
Ich sah dich leicht die Zeit durchschweben
In sel'ger Stunde Vollgenuß,
Und auf das heiße, volle Leben
Gab mir das Glück den Todeskuß.

Der schöne, lichte Himmelsfunken,
Der meines Lebens Fahrt erhellt,
Er war in tiefe Nacht versunken,
Und dunkel lag's auf meiner Welt.
Kühn war ich durch das Meer geschwommen,
Bis dieser Stern für mich versank;
Nun war der Schiffbruch mir willkommen;
Wild stürmt' ich in den Untergang.

Es brach das Schiff an Felsenklippen,
Dem Strudel flog ich nicht vorbei.
Da tönt' es mir von Geisterlippen:
„Bleib, Jüngling, deinem Herzen treu!
Ist dir dein Ideal erschienen,
So wärme dich an seinem Schein!
Das Schöne kann man nicht verdienen,
Das Schöne will gewonnen sein."

Ich kam zurück; ich sah dich wieder;
Du warst so hold, du warst so mild.
Im glüh'nden Taumel stürzt' ich nieder
Vor meines Gottes Ebenbild.
Was soll ich diese Flamme dämpfen?
Sie brennt im Herzen ewig neu.
Kann ich das Schöne nicht erkämpfen,
So bleib' ich doch dem Schönen treu.

Wehmut der Liebe.

Ach, daß im lauten Spiel des Lebens
Nicht eine Seele mich versteht!
Es klagt mein tiefes Lied vergebens;
Es wird vom Zephirhauch verweht.
Die Liebe nur kennt meinen Schmerz,
Die Liebe nur versteht mein Herz.

Sie weckte mich mit zarten Tönen
Aus meiner Jugend leichtem Spiel;
Das Ideal des höchsten Schönen
Durchflammte glühend mein Gefühl.
Da zog, was tief im Herzen schlug,
Hinauf, hinauf mit Adlerflug.

Doch all mein Sehnen war vergebens
Und mein Elysium zerstört;
Mir ward das höchste Glück des Lebens,
Das Glück der Liebe, nicht beschert.
Wenn überall die Hoffnung spricht:
Umsonst, umsonst; mich ruft sie nicht.

Zwar noch ein Trost ist mir geblieben,
Ein Trost für das zerriss'ne Herz.
Denn ward mir nicht das Glück zu lieben,
So ward mir doch der Liebe Schmerz.
Er ist, ich fühl's in meiner Brust,
Noch mehr als alle Erdenlust.

Der Jüngling und der Bach.

Es saß der Knab' an des Baches Rand
Und lauschte dem Murmeln der Wellen;
Ihm war's, als ob er ihr Flüstern verstand
Wie den Gruß eines trauten Gesellen;
Und streiften die Brüder durch Fluren weit,
Er saß am Bache mit stiller Freud'

Und blickte hinab in der Wogen Spiel
Und kannte nicht Kummer und Schmerzen,
Und was dem fröhlichen Mute gefiel,
Das möcht' er gleich küssen und herzen.
So saß er wohl manch liebes Jahr,
Und der Bach sein liebster Geselle war.

Doch endlich zog er traurig fort;
Es schwammen die Augen in Tränen,
Und er sprach zum Bach das scheidende Wort:
„Mich ergreift ein tieferes Sehnen.
Nicht länger mir's in der Stille gefällt;
Ich muß hinaus in die stürmende Welt.

Und find' ich dich wieder als brausenden Fluß
Mit mutig schäumenden Wellen,
So biet' ich dir traulich den Freundesgruß
Und erkenne den treuen Gesellen.
Jetzt scheid' ich von dir bis zur schönern Zeit."
Und grüßt' ihn noch einmal und wanderte weit.

Und das Leben ergriff ihn mit wilder Gewalt
Und gab ihm die finstere Weihe;
Doch das rauschende Toben ließ ihn kalt;
Noch hing er am Höchsten mit Treue.
Denn tief in des Herzens Heiligtum
Gebot die Liebe, gebot der Ruhm.

Doch ach! des Ruhmes Trugbild verschwand;
Sein Himmel ward finster und trübe.
Da hielt er sich noch mit zitternder Hand
An den heiligen Glauben der Liebe;
Doch auch sie betrog sein glühendes Herz,
Und furchtbar ergreift ihn ein ewiger Schmerz.

Und er flieht hinaus, verstört und bleich,
Durch des Waldes Dunkel und Grausen;
Da wird ihm das Herz auf einmal weich,
Dumpf hört er die Wellen erbrausen.
Gott weiß, was ihn jagen und treiben mag;
Er stürmt dem Murmeln der Wellen nach.

Und plötzlich hält er still und weint;
Er steht an des Stromes Rande
Und erkennt den alten, treuen Freund
Aus dem seligen Jugendlande
Und gedenkt der fröhlichen Knabenlust,
Und aufs neue erwacht der Schmerz in der Brust.

Und er ruft: „Wohl versteh' ich den dumpfen Gruß.
Wohl erkennen die Freunde sich wieder.
So empfange den ewigen Bundeskuß!"
Und er stürzt in die Wogen sich nieder;
Und treu umarmen die Wellen den Freund;
Sein Auge bricht — er hat ausgeweint.

Spielmann und Zither.

Der Spielmann saß am Felsen
Und blickte hinunter ins Meer
Und sah die Wogen sich wälzen
Und fluten hin und her.

Die Zither lag zur Seite,
Die Luft war rein und mild,
Und wie aus ferner Weite
Kam ihm manch liebes Bild,

Kam auch der Schlummer treulich,
Spielt' um das Silberhaar
Und schloß so still und heilig
Das müde Augenpaar.

Und mit dem Kreis der Träume
Kam Jugendlust herauf,
Und viel zerknickte Keime
Blühten lebendig auf.

Und alte, schöne Stunden
Wurden ihm wieder neu,
Als hätt' er Liebchen gefunden,
Und Liebchen wär' ihm treu.

Da faßt' ein plötzlich Grausen
Ihn wie mit Sturmeswehn,
Und Wogen hört' er brausen,
Sah Liebchen untergehn.

Und jetzt aus seinen Träumen
Der Spielmann schnell erwacht
Und sieht die Wogen schäumen
Und sieht der Wellen Nacht

Und hört die Winde pfeifen
Und stürmen um sich her,
Tät nach der Zither greifen,
Fand keine Zither mehr.

Die Zither schwimmt in den Wellen,
Der Sturm riß sie hinab,
Und seine Tränen quellen
Bei seiner Liebsten Grab.

Da wird's ihm, als ob sie riefe,
Als klängen die Saiten an,
Und er stürzt sich hinab in die Tiefe
Und bricht durch die Wellen sich Bahn.

Und von weitem schon sieht er sie blinken
Und kämpft sich zu ihr her
Und hält sie empor; dann versinken
So Zither wie Spielmann ins Meer.

Aus der Ferne.

Über jener Berge Höhen,
Die vom Strahl der Sonne glühn,
Möcht' ich in des Liedes Wehen
Zu der schönen Freundin ziehn.
Ach, des Haines düstre Grüne
Und der Farben Lichtakkord
Und der Wellen Silberwort
Lispeln immerfort
Hier und dort:
Karoline!

Nach der Trennung in der Ferne
Fühlt erst die bewegte Brust
Das Verbleichen ihrer Sterne
Und des Augenblicks Verlust.

Tiefen Gram in jeder Miene,
Muß ich still den Schmerz ertragen,
Darf es nur dem Echo klagen.
Freudig mit Behagen
Hör' ich's sagen:
Karoline!

Keinem wird der Wunsch gelingen,
Dem des Glückes Gunst gefehlt;
Keiner kann die Charis zwingen,
Wenn sie ihn nicht selbst erwählt.
Ob ich beff'res Los verdiene,
Schönres Glück, entscheide sie!
Ruft doch meiner Phantasie
Süße Harmonie
Spät und früh:
Karoline!

Und so will ich dir vertrauen,
Hoffnung meiner schönen Zeit;
Mutig will ich vorwärts schauen
In der Zukunft Seligkeit.
Auf des Lebens lauter Bühne
Zieh' ich traurig meine Kreise,
Wandl' ich im gewohnten Gleise.
Doch der Sehnsucht Weise
Flüstert leise:
Karoline!

An Karoline Pichler.

(Nach Vorlesung der „Rosamunde".)

Einen Berg sah ich durch Nebel steigen,
Scheint in goldner Morgenglut zu schwimmen,
Und ein Jüngling will ihn rasch erklimmen,
Wo sich schroffe Felsenwände neigen.

Oben schlingt sich ein vertrauter Reigen;
Eine klingt ihm hold aus allen Stimmen,
Und er ruft: „Ich will den Berg erklimmen.
Mögt ihr gütig wohl den Pfad mir zeigen?"

Sanft verläßt die eine ihre Stelle,
Tritt hinaus auf hohe Tempelschwelle,
Und dem Jüngling wird das Auge helle,

Und es faßt sein Herz mit Sturmeswehen:
Aufwärts, aufwärts nach den goldnen Höhen,
Wo die Glücklichen am Ziele stehen!

In der Stephanskirche.

Wie Riesen prangt der Felsenwald der Bäume,
Vom Donnerruf der Gottheit hingestellt.
Die Äste wachsen als verwegne Träume;
Ein jeder Pfeiler steht ein eigner Held
Und trägt das Blumenhaupt in stolze Räume,
Ein stummer Zeuge längst vergangner Welt,
Und trägt des Geistes königlichen Stempel,
Und Menschenkunst baut sich zum Gottestempel.

Luthers Monolog, ehe er in die Reichsversammlung geht.

(Man hört die Glocken läuten.)

Die Glocke tönt, die Fürsten sind versammelt.
Nun, Streiter Gottes, gilt's, nun stehe fest!
Denn deine Lehre, die du ausgesandt
Aus reiner Brust, daß sie die Welt erleuchte
Und die Gemüter inniger verwebe,
Sie hat der Völker Bündnis wild gespaltet;
Die Fesseln brach sie einer halben Welt,
Und was der Geist, der große, mir vertraute,
Zur Wohltat ihnen und zum ew'gen Heil,
Das schürt der Zwietracht grausend Feuer an,
Und feindlich will die Menge sich verderben,
Und jeder hofft, den Himmel zu erwerben.
Man fordert mich vor das Gericht der Fürsten;
Verteid'gen soll ich meiner Lehre Sinn;
Erwartend blickt die ganze Welt auf mich,
Ob ich das schwere Werk noch kühn vollende,
Und ob die Wahrheit meiner Rede siegt.
Doch nur getrost! Die Engel lächeln mir,
Die Seele schwingt sich aus des Lebens Schranken;
Hoch hebt der Cherub dort das Siegspanier.
Wenn alles fällt, mein Glaube soll nicht wanken;
Mich hält der Geist, er reißt mich mächtig fort;
Unwiderruflich steht das neue Wort.

(Man hört aufs neue Glockengeläute.)

Zum zweiten Male tönt der Glocken Ruf.
Der Augenblick ist da, der es entscheidet,
Ob Menschensatzung triumphieren soll,
Ob Gotteslehre groß und herrlich siegt.
Vor stolze Fürsten soll ich kühnlich treten.
Getreuer Gott, hör einmal noch mein Flehn,
Laß mich noch einmal mutig zu dir beten!
Dann will ich fröhlich selbst zum Tode gehn.
(Er wirft sich auf die Kniee und faltet die Hände.)
Allmächtiger, ich liege hier im Staube,
Allmächtiger, erhöre deinen Knecht!
Von nichts erschüttert steht des Herzens Glaube;
Droh' auch Gewalt, ich fühl' ihn wahr und echt.
Doch wer vermag das Schicksal zu ergründen
Als du, Allweiser, der das All erschuf?
O, großer Vater! hilf mir überwinden
Und steh mir bei und höre meinen Ruf!
Zu deinem Kämpen hast du mich erkoren,
Dein Wort zu lehren in der ganzen Welt.
Herr Zebaoth, straf mich in deinem Zoren,
Wenn mir der Mut in diesem Streit entfällt!
Und kann ich nicht der Wahrheit Sieg erwerben,
Und widerstehn die Höllenmächte mir,
Laß mich, Allvater, freudig für dich sterben!
Denn Leben, Welt und Tod gehöret dir.
Dein ist das Reich und alle Herrlichkeit
Und Lob und Preis in Ewigkeit.
(Er steht auf. Pause.)
Ich bin gestärkt und, was mir Gott bestimmt,
Sieg oder Tod, auf beides gleich gefaßt.
Doch hör' ich eine Stimm' in meinem Herzen:
„Glück auf, du Streiter Gottes! Denn du siegst."
Dem Schicksal geh' ich froh und kühn entgegen,
Und was geschieht, erschrecken kann's mich nicht.
Mich schützet Gott auf allen meinen Wegen,
Und ihm vertrauend tret' ich vors Gericht.
Ich bin gesandt, daß ich die Welt verkläre,
Das Dunkel helle mit des Glaubens Licht;
Unwiderruflich ist die neue Lehre.
Denn Wahrheit wandelt ihre Bildung nicht.
Streit' ich für mich? Ich streit' in Gottes Namen,
Und meine Feinde werden einst zu Spott.
Zum Kampfe hin, zum Kampfe, Amen, Amen!

Denn eine feste Burg ist unser Gott.
Ich gehe mutig fort auf meiner Bahne;
Die Wahrheit siegt, der Engel schwingt die Fahne. (M.)

Zum 11. März 1811.

Zum Geburtstage der Mutter.

In weite Ferne
Über der Berge blaue Höhen
Auf lichten Schwingen
Mit Windeswehen
Drängt sich das Lied.
Laß es glühn und singen
Und wiegen und wehen
Über die Berge
Und über die Höhen
In die Ferne hinaus
Zum Vaterhaus!

Laß es sagen und walten
Im Kreise der Lieben
Vom fernen Sänger und seiner Treu
Liebe kann nicht veralten,
Wo Treue geblieben;
Liebe bleibt neu.
Und tritt auch der Sänger
Nicht mit zur Feier,
Im Tönen der Leier
Ist er dir nah.

Zwar was ihm lebendig
Im Herzen glüht,
Das spricht keine Leier,
Das singt kein Lied.
Aber das Lied will sich doch gestalten,
Will nicht im Herzen traurig vergehn,
Will bei den Lieben sich freudig entfalten,
Will sie in leichten Tönen umwehn.
Drum über die Berge
Und blauen Höhen
In weite Ferne
Hinaus, hinaus,
Zum Kreise der Lieben,
Zum Vaterhaus!

Die Monatssteine.

(Nach arabischer Mythe.)

Ein schöner Glaube blühte sonst dem Herzen
Auf stiller, wunderbarer Spur,
Und jeder knüpfte Freuden so wie Schmerzen
An dunkle Rätsel der Natur.
Er fand geheimes Wort in Baum und Blüte,
Geheimes Wort in lichter Steine Glanz,
Und oben, wo das Heer der Sterne glühte,
Schloß sich der wunderheil'ge Kranz.

Was auch das Herz auf dunklen Wegen strebte,
Das Auge blickte hoffend himmelan,
Und wie die nahe Stunde sich verwebte,
Verborgen lag's in der Planetenbahn.
Nicht bloß um unsre Nächte zu erhellen,
Das Sternenlicht sich durch die Lüfte goß,
Nein, in des Menschenlebens tiefsten Quellen
Stand ihrer Kräfte zartes Zauberschloß.

Die Erde war aus Sternenhöh' gesunken,
Gefallen von der Götterbrust;
Nur in der Steine Sonnenfunken,
Da lebte noch der Sterne Lust.
Sie hüteten in tiefen Höhlen
Die Lieblinge so treu und süß
Und hauchten in die klaren Seelen
Ein lichtes Strahlenparadies.

Und hoher Wirkung heil'ge Worte
Durchflammten ihren fremden Glanz,
Und so aus tiefer Erdenpforte
Entblühte ihr geheimer Kranz
Und wand sich um den Flug der Zeiten
Nach hoher, rätselvoller Wahl
Und trat mit sinnigem Bedeuten
Still wirkend in der Monden Zahl.

Und mit geheimnisvollen Zeichen
Erfreute sie des Meisters Hand.
Doch plötzlich ward aus Lebens Reichen
Der Sternenglaube streng verbannt.
Der schönste Traum ward uns entrissen,
Seit man die Geisterwelt verwarf,

Seit man nur kalten Weisheitsschlüssen
Und nicht dem Herzen glauben darf.

Es spricht sich in den lichten Steinen
So klar der Farben Rätsel aus;
Wie ew'ge Blüten sie erscheinen
In ihrer Mutter dunklem Haus.
Drum, wem noch in dem treuen Herzen
Die leise Ahnung freundlich glüht
Wie süßer Trost in tiefen Schmerzen,
Der horche still dem Geisterlied!

1.

Im Januar
Beginnt das Jahr
So kalt und klar,
Aller Freuden bar.
Drum hat ihm Natur tief glühend Leben
Im Hyazinthe beigegeben,
Der das Auge mit Flammenrot begrüßt
Und tiefes Wirken in sich schließt.
Er wärmt das Herz
Bei kaltem Schmerz,
Besiegelt die Freundschaft
Mit fröhlicher Lust
Und treibt die Feindschaft
Aus tiefer Brust.
Du sollst ihn tragen als heilige Last
Am Halse, im reinsten Golde gefaßt.

2.

Im Februar
Nimmt schon die Welt
Verjüngtes Leben wahr.
Drum hat Natur so licht und klar
Den Amethyst ihm zugesellt.
Er knüpft das Rote mit dem Blauen
In seiner Farben Lieb' und Treu'.
Magst du der stillen Wirkung trauen,
Er macht die Seele frisch und frei,
Besänftigt das empörte Blut
Und zähmt den trunknen Übermut,
Und wird er an dem Haupte prangen,
So magst du Fürstengunst erlangen.

3.

Der März
Richtet schon des Lebens Keime
Himmelwärts.
Doch durch seine dunkeln Träume
Schlägt noch kein Herz.
Nur wenig Lebensfunken
Der künft'gen Liebeswelt
Sind blutigrot gesunken
Ins grüne Hoffnungsfeld.
Denn also ist des Steines Art,
Der sich im jungen März bewahrt.
Der Heliotrop, von der Natur erkoren,
Ward vom Saturnus kalt geboren;
Doch ist er nicht aller Wirkung bar;
Er macht die trübe Stirne klar
Und schützt vor des Giftes heimlicher Pein;
In der Herzgrube will er getragen sein.

4.

Der April
Läßt das junge Leben
Mit freudigem Beben
Nicht länger still.
Er springt aus dem kalten Grab,
Streift die Hülle ab
Und will mit stürmischem Walten
Sich neu gestalten.
Ihm ward dafür
Der klare Saphir.
Er ist ein heitres Sternenkind,
Wie alle Joviskinder sind,
Blickt das Leben so freundlich an;
Man meint, er hätt' uns was Liebes getan.
Mit leichten Scherzen
Versöhnt er die Herzen,
In glühenden Schmerzen
Kühlt er die Herzen.
Drum sorgenfrei,
Fest und treu,
Trag' ihn am Herzen!

5.

Im Mai
Treten des Frühlings frühe Keime
Still, aber frei
Aus dem lieblichen Reich der Träume.
Mit tausend Farben prangt die Flur,
Und tausend Blüten blühn;
Aber der schönste Schmuck der Natur
Bleibt das lebendige Grün.
Drum war der Smaragd
Strahlenbeseelt
Und der Frühlingspracht
Des Mais vermählt.
Er bringt dem Menschen dauerndes Glück,
Erfreut das Auge und stärkt den Blick;
Und wie alles, was so edel schaut,
Sich vor dem Gemeinen und Schlechten graut,
So wirft er auch nur den Strahlenschein,
Wo Liebe treu ist und engelrein.
Doch an falscher Hand behagt es ihm nicht,
Und so wie die Treue, der Stein zerbricht.

6.

Im Junius
Winkt die Liebe den ersten Gruß;
Es kost der Zephir auf rosichten Spuren,
Es erwacht die Sehnsucht in der Welt,
Und auf den vollblühenden Fluren
Neu üppiges Leben schwellt.
Drum hat Natur des Chalcedons Kraft,
Die still bescheidne, freundlich geschafft,
Daß er mit wechselndem Farbenspiele
Erfreue des Herzens dunkle Gefühle.
Denn freundlich ist er im lichten Morgen
Und bringt dem Menschen ein freundliches Glück;
Er treibt aus der Brust die quälenden Sorgen
Und läßt nur die Sorgen der Liebe zurück.

7.

Der Julius
Drückt auf die Welt den Bräutigamskuß
Da flammt die Lieb' auf allen Zweigen,

Da flammt die Lieb' aus jeder Brust,
Und in der Gefühle berauschten Reigen
Webt sich die höchste, geistige Lust.
Drum ward ihm der Karneol erkoren,
Ein feuerlebendiger Venus-Sohn,
Der, in guten, glücklichen Stunden geboren,
Hellglühend wie heißer Minne Lohn.
Er kräftigt das Herz und stärkt das Gemüt,
Daß es neu im Leben und Lieben glüht.

8.

Der August
Glüht in versöhnter Liebeslust,
Und wie lebendig das Herz auch schlägt,
Keine Unruhe mehr die Seele bewegt.
So ward ihm denn zum freudigen Leben
Der doppelt gefärbte Onyx gegeben,
Den Zeus zugleich und Merkur gezeugt,
Und dem kein Stein auf der Erde gleicht.
Drum stellt er auch zwiefache Wirkung dar.
Denn er macht den Geist lebendig und klar;
Doch stärkt er das Herz zu kühnerm Wagen.
Drum mögen ihn die Gewaltigen tragen.

9.

Zu Septembers Frist
Die reifere Kraft das Leben begrüßt;
Die Natur hat die ernste Weihe empfangen.
Da gilt nicht mehr das eitle Prangen;
Gediegner Wert und stiller Schein
Tritt mit bescheidner Klarheit herein.
Drum ward der Chrysolith erwählt,
Der solches Treiben in sich vermählt.
Er ist so klar, so mild, so hold
Wie goldnes Grün, wie grünes Gold;
Und wie des Mannes reife Kraft
Den Frieden in tobender Brust erschafft,
So läßt auch er mit sanftem Walten
Den Zorn im Herzen sich nicht gestalten
Und schützt mit seiner stillen Pracht
Vor bösen Träumen die friedliche Nacht.

10.

Mit Oktobers Beginn
Reift des Spätjahrs ruhiger Sinn;

Die Luft wird wieder kühl und klar
Und stellt sich friedlich den Blicken dar.
Jetzt siehst du in der Tage Verblühn
Gleich Tropfen des Taues den Aquamarin
Mit grünlichen Strahlen wie Meereswelle,
Aber unendlich klar und helle.
Er ist für das Auge ein lichtes Bad
Und schützt vor des Feindes List und Verrat;
Doch ist er nicht aller Leute Lust,
Und Eifersucht weckt er in mancher Brust,
Trägt man ihn in stillen Mondennächten
Bei einsamem Wandeln an der Rechten.

11.

Novembers Zeit
Tritt in die Welt mit dem Winterkleid.
Die Früchte fallen, die Blätter ab,
Und die Natur wird ein weites Grab.
Aber hellglühend wie goldner Wein,
Wie sonnenflammendes Glas
Glänzt der Topas
Ins kalte Leben lebendig herein.
An der linken Hand als freundliche Zierde
Stillt er des Herzens wilde Begierde,
Macht die Seele des Zornes frei
Und zügelt die glühende Phantasei.

12.

In Dezembers Wut
Starrt all der Natur lebendig's Blut.
Es birgt sich die Erde im Nebelkranze,
Es deckt sich die Flur mit des Schnees Glanze;
Nur in des Chrysopras lichtem Blick
Kehrt des Lebens Farbe zurück.
Und wie er im abgestorbnen Greis
Das künftige Leben verkündet leis'
Und so die Hoffnung nicht sinken läßt,
So hält er im Herzen die Hoffnung fest.
Trag ihn voll Glauben, wenn du bangst!
Er bezwingt des Herzens quälende Angst,
Macht die Seele freudig in Gefahr
Und schließt im heiligen Kreise das Jahr.

An Rosine Bürger.

Nach der Vorstellung der „Maria Stuart".

Göttergleich, geführt von Melpomenen,
Schwebst du hin im festlichen Gepränge;
Deine Stimme Aolsharfenklänge,
Und die Lust zerfließt in süßen Tränen.

Ach! da faßt ein nie gekanntes Sehnen
Meine Brust; das Haus wird ihr zu enge,
Und der Beifall der entzückten Menge
Jauchzt dir zu in fröhlich lauten Tönen.

Deiner Kunst Begeistrung schwellt den Busen.
Denn dich treibt ein heiliges Verlangen,
Nicht der Menge wandelbare Gunst.

Göttlich Weib! Der süße Kranz der Musen
Blüht für dich in ew'gem Frühlingsprangen,
Und die Kunst belohnt sich in der Kunst.

An H.*)

Ich sah ein Schwärmen, sah ein buntes Treiben;
Glückwünschend kommt der Freunde laute Menge
Doch vor des Lebens rauschendem Gedränge
Muß sich der leise Gruß des Sängers sträuben.

Er will entfernt, doch nicht vergessen bleiben.
In seines Zimmers unbekannter Enge
Erweckt er seine schüchternen Gesänge;
Die Freude wagt's, sie schmucklos hinzuschreiben.

Schon drängen ihn des Abschieds trübe Stunden,
Und erst so spät hat er ein Glück empfunden,
Und, kaum genossen, ist es schon verschwunden.

Doch sprach das Glück auch nur von kurzen Tagen,
Ich darf es doch in meinem Herzen tragen,
Und die Erinnrung darf die Saiten schlagen.

An Corona,

als sie gesungen hatte.

Noch hör' ich dich. Ein Meer von Harmonieen
Durchwogte freudig meine trunkne Seele,

*) Wilhelm von Humboldt.

Der Stimme Einklang, süß wie Philomele,
Wie lichter Engel Friedensmelodieen.

Noch seh' ich dich, und alle Adern glühen —
Umsonst, daß ich den innern Drang verhehle —
In dieser schönen Form die schönre Seele,
Die alle Himmelsreize sanft umblühen.

Es hat sich dir ein Zaubergeist verbündet,
Der jedes Herz zur Huldigung gezwungen;
Es ist ein Kommen, ist ein Sehn und Siegen.

Denn alles Schöne, was dein Lied verkündet,
Und alles Zarte, was dein Mund gesungen,
Es steht lebendig da in deinen Zügen.

Zum 3. Februar.*)

Ein stilles Lied aus dem entfernten Norden,
Das kaum zu deines Festes Glanz sich traute —
Ein Jüngling schlug die ungeübte Laute —
Klingt vor des Schlosses reichgeschmückten Pforten.

Es bebt dahin in kaum verstandnen Worten.
Denn vor dem Blick, der so viel Edles schaute,
Dem sich der Schönheit Rätselwort vertraute,
Verstummt der Geist in schüchternen Akkorden.

Laß ihn verstummen! Was die Töne sagen,
Was in der Seele reichen Frühlingstagen
Die Schwestern, Phantasie und Liebe, tragen,

Das klingt und lebt, wenn aller Schein verglühte,
Im stillen Herzen, eine ew'ge Blüte.
Ein wahr Empfinden wird auch still zum Liede.

Zum 3. Februar.

Eine Rose aufblühte zur Winterszeit
Mit all des Frühlings Herrlichkeit,
Und wo sie stand, und wo sie war,
Da war die Luft so mild und klar,
Als tät' ein Maitag sie umweben
Mit allem seinem Zauberleben,
Als hätte der Winter nicht Macht und Gewalt

*) Geburtstag der Herzogin Dorothea v. Kurland.

An ihrer freundlichen Liebesgestalt,
An ihrem keimenden Engelsgemüt,
Und war doch im Winter aufgeblüht.
Da lachte der Sommer den Winter aus:
„Du bist nicht Herr in dem eignen Haus.
Die Rose entfaltet ihr zartes Leben.
Kannst du nicht der blühenden widerstreben,
Daß sie gehorche der herrschenden Zeit
Und sich hülle in dein frostiges Kleid?“
Der andre entgegnete ruhig und kalt:
„Auch der Winter fühlt des Schönen Gewalt,
Und wo er es findet auf seiner Bahn,
Da tritt er still und freundlich heran.
Wie nun die Rose hat gewollt,
Daß es Frühling um sie werden sollt',
Da ließ ich des Lebens warme Strahlen
Auf ihren Blättern sich freundlich malen.
Denn in meinem Reich soll sie blühend stehn;
Ein ew'ger Frühling soll wallen und wehn
Um ihre freundliche Liebesgestalt.
Denn auch der Winter gehorcht des Schönen Gewalt.“

Des Sängers Abschied von der Fürstin.*)

Das Lied verstummt, das dir in kurzen Stunden
Des Frohsinns und der Liebe Gruß gebracht,
Und schöne Tage sind dahin geschwunden,
Wo uns das Leben freundlich angelacht.
Ach! was auch Schönes je das Herz empfunden,
Ist in der Seele glühend neu erwacht,
Seit höh'rer Wesen lichte Morgenröte
Aus deinem Antlitz uns entgegenwehte.

Soll es der Sänger in die Brust verschließen,
Was in dem Liede ew'ge Freiheit trinkt?
Eh'r mag die Flut im Sturz zurücke fließen,
Eh' sich Begeistrung in die Fesseln zwingt!
Drum darf ich dich mit freiem Wort begrüßen,
Und wenn dies Wort mir glühend nicht gelingt,
Will ich der Leier trüglich Gold zerbrechen
Und so an mir den Stolz der Jugend rächen.

*) Herzogin Dorothea v. Kurland.

Ich weihte dir der Lieder volle Weise
Und alles, was die Muse mir vertraut.
Ach! in dem Herzen flüstert Sehnsucht leise;
Doch in des Liedes Tönen spricht sie laut.
Sieh ringsumher in dem gerührten Kreise,
Wie Trennung dir in jedem Blicke taut!
Was alle still in ihrer Brust empfinden,
Soll dir des Sängers letztes Wort verkünden.

Du fliehst von uns; wir können dich nicht halten.
Der Mutterliebe süße, heil'ge Pflicht
Ruft dich zu teuern, freundlichen Gestalten,
Wo Tochterglück zu deinem Herzen spricht.
Doch in des Lebens buntem Drehn und Walten
Vergiß der alten, deutschen Liebe nicht,
Der Freunde nicht, dir treu in Lust und Schmerzen!
Und so leb wohl! leb wohl! — aus vollem Herzen.

An F. v. R.*)

Wir nahen freudig, edle Frau,
Zu deines Tages Feste.
Sind wir — betracht uns nur genau! —
Dir unbekannte Gäste?
Wir kommen nicht aus dieser Zeit;
Wir sind aus der Vergangenheit,
Die Sänger alter Tage.

Dort, wo dir wie auf Geisterruf
In jenes Tales Stille
Ein Eden freundlich sich erschuf
Mit üpp'ger Lebensfülle,
Und wo die Zschopau, stolz und frei,
An steilen Wänden rauscht vorbei
Mit ihren Silberwogen,

Wo du am kühnen Felsenrand
Zwei Türme kannst gewahren,
Einst eine alte Feste stand
Vor vielen, langen Jahren:
Da ward gekämpft, getanzt, gezecht;
Es war ein kräftiges Geschlecht
Von alter, deutscher Sitte.

*) Frau (Gräfin Elisa) von (der) Recke.

Die Ritter flogen stolz und kühn
Hinaus zum Kampf und Streite,
Um siegend wieder einzuziehn
Mit reicher, voller Beute.
Doch auch der sanfte Troubadour,
Er war nicht fremd auf dieser Flur
Mit seinen bunten Liedern.

Er sang der Helden kühne Macht
In vollen, lauten Tönen.
Doch mit des Liedes schönster Pracht
Sang er das Lob der Schönen.
Denn was die Brust am meisten schwellt,
Das ist der Frauen zarte Welt,
Das ist die Welt der Liebe.

Der Ritter zog auf blut'ger Spur
Durch Kampf und Todesgrauen.
Doch friedlich lag der Troubadour
Zu Füßen schöner Frauen;
Und was in zarter Stille blüht,
Der Liebe Glück, das sang sein Lied
In süßen Melodieen.

Doch ach! die schöne Welt verschwand,
Die Mauer ward erstiegen;
Es fiel die Burg durch Kaisers Hand
Und mußte unterliegen;
Da war die Heldenkraft verglüht,
Die Liebe schwieg, es schwieg das Lied,
Der Troubadour verstummte.

Es starb das kräftige Geschlecht,
Ein neues ward geboren;
Der Sinn für Wahrheit, Kraft und Recht
Ging in der Welt verloren.
Man warf sich tief in Raub und Mord;
Da zog der Sänger schweigend fort,
Die alte Zeit zu suchen.

Doch ach! vergebens sucht man sie
Im wogenden Gewühle.
Im Sturm der Welt trifft man sie nie,
Die heiligen Gefühle.

„Ach! nur in wen'ger Edlen Brust,
Da blühen sie mit stiller Lust,"
Rief's einst in unsrer Seele.

Schnell zogen wir von Ort zu Ort
Mit hoffendem Gemüte;
Da hörten wir manch schönes Wort
Von deines Herzens Güte.
Ins alte Tal gelangten wir;
Da sangen alle Stimmen dir
Mit freudigem Entzücken.

Drum nahten wir dir unbefugt
Zu deines Festes Stunden.
Da schwoll die Brust. Was wir gesucht,
Wir haben es gefunden.
Die schöne Zeit hat sich verjüngt;
Sie strahlt in dir, in dir, und bringt
Die goldnen Tage wieder.

Und schnell ist unser Lied erwacht
In hohen Himmelstönen.
Es huldigt nur mit süßer Macht
Dem Edlen und dem Schönen.
Denn was in Frauenherzen glüht,
Verherrlicht nur des Sängers Lied
In heiligen Akkorden.

An Schönberg und Luise*), am Tage ihrer Verbindung.

1807.

Es steht ein Schloß auf waldigen Höhen
Und blickt herab in ein heimliches Tal.
Wenn abends die Lüfte kühlend verwehen,
So leuchten die Fenster vom sonnichten Strahl.
Und neben ihm thront ein gewaltiger Riese;
Die Wasser der Erde bespülen die Füße;
Doch durch der Wolken bläulichen Flor
Streckt er das trotzige Haupt empor.

Gewaltig steht er im luftigen Kreise,
Gebietend blickt er ins ferne Land,
Und frei und groß, nach ewiger Weise,
Stützt er des Himmels azurnen Rand.

*) Luise, Gräfin von Stollberg.

Es herrschet der Kobold, der mächtige, drinnen,
Dem Burgherrn verbunden mit freundlichem Sinnen;
Er teilt seine Freuden, er teilt seinen Schmerz;
Mitfühlend schlägt ihm das kräftige Herz.

Im Schloß erhoben sich Freudengesänge;
Denn jubelnd zog der Bräutigam ein.
Er stürzt sich hindurch durch die jauchzende Menge,
In die Arme der Braut, in den fröhlichen Reih'n,
Und festlich erklingen die silbernen Glocken,
Und wider ertönt's in den Klüften des Brocken;
Sie stimmen in wonniger Harmonie,
Wie die Herzen der Liebenden, spät und früh.

Und der Zug beginnt unter heiligen Tönen;
Sie wallen zur Kirche Paar und Paar,
Um der Liebe göttliches Fest zu krönen;
Es bebt der Kranz im bräutlichen Haar.
Die Orgel singt; es flammen die Kerzen;
Der Priester verbindet die liebenden Herzen.
An die Brust des Geliebten sinkt die Braut,
Und freudig wird die Gemeinde laut.

Und zurück geht der Zug auf gedrängten Wegen;
Die staunende Menge zerteilt er kaum.
Den Verbundnen tönt der herrlichste Segen,
Und bis zu des Saales sich wölbendem Raum
Drängen sich freudig Männer und Frauen,
Um die Allgeliebte zu schauen.
Da verläuft sich des Volkes brausend Gewühl,
Und süßer verwebt sich der Liebe Gefühl.

Es schließt sich der häusliche Kreis im Saale,
Und lieblich tönt manch herzliches Lied.
Sie nahen sich fröhlich zum festlichen Mahle;
Der Römer kreist, und der Purpur glüht,
Und alles ruft: „Luise soll leben
Und Moritz!" Doch wie sie die Gläser erheben,
Da öffnet die Tür sich mit eiliger Hast,
Und bedächtig naht sich ein fremder Gast.

Auf die Neuvermählten lenkt er die Schritte;
Er schenkt der Braut manch köstlichen Stein.
Dann nimmt er den Becher und tritt in die Mitte,
Und schäumender perlt im Glase der Wein,

Und zu den Glücklichen spricht er die Worte:
„Ich stieg heraus aus der Erden Pforte,
Aus Berges Dunkel, aus finstrem Schacht,
Zur reinen Klarheit, die ewig wacht.

Ich bin der Kobold des dröhnenden Brocken,
Und finster ruht' ich im graulichen Reich.
Da lockte der Ton mich der silbernen Glocken,
Und ich klimmte eilend herauf zu euch.
Geladen zwar bin ich nimmer zum Feste;
Doch tret' ich freudig unter die Gäste.
Der Gott ergreift mich, das Auge wird klar;
Verkünden will ich's dem herrlichen Paar.

Viel hast du der edelsten Blumen im Leben
Als liebende Tochter und Schwester gepflückt;
Jetzt wird dir ein neuer Frühling gegeben,
Da der Myrtenkranz deine Locken schmückt.
Und umwölkt sich der Himmel in künftigen Jahren,
So wirst du den innern Frieden bewahren.
Vor äußern Stürmen erzitterst du nicht,
Es strahlt aus der Nacht dir ein höheres Licht.

Und du, dem die Freude im festlichen Kreise
Mit frommen Gefühlen die Seele durchglüht,
Fühlst stärker dich nach errungenem Preise,
Durch Tat zu bewähren dein deutsches Gemüt.
Aber kannst du der Wonne Übermaß tragen,
Wenn dir der seligste Morgen wird tagen?
Zu dem Himmel des Ewigen schwingt sich der Geist,
Wenn des Säuglings Lallen dich Vater heißt.

Und nun tretet alle zur heiligen Runde
Und reichet den schäumenden Becher dar,
Und lauter ertön' es von Munde zu Munde,
Und jeder grüße das glückliche Paar!
Auf, daß die Posaune festlich erschalle!"
„Willkommen! Willkommen!" so rufen sie alle;
Auch die Entfernten stimmen mit ein:
„Heil und Segen dem schönen Verein!"

An Auguste.

(Dezember 1808.)

Drei holde Schwestern aus des Himmels Kreise,
Sie schwören dir den heil'gen Göttereid.
Sie führen dich auf deiner Lebensreise
Durch alle Stürme der bedrängten Zeit,
Daß sich dein schönes Auge nicht betrübe.
Dich schirmt die Kunst, die Anmut und die Liebe.

Die Kunst.

Ich schlinge mich mit zarten Liebesarmen
In stiller Lust um dein begeistert Herz;
An meiner Mutterbrust darfst du erwarmen;
Mit heil'ger Kraft reiß' ich dich himmelwärts;
Und freundlich wie des Klanges Harmonieen
Soll dich der Erde schönstes Glück umblühen.

Die Anmut.

Ich wohne nur bei einer reinen Seele,
Nur in der Brust, wo stille Zartheit quillt;
Und wo ich mich mit hohem Geist vermähle,
Da ist des Lebens Rätselspruch erfüllt.
Die Schönheit strahlt nur aus dem innern Leben.
Drum will ich ewig schirmend dich umschweben.

Die Liebe.

Die Hand der Götter wirft die Erdenlose,
Und ohne Wahl verteilt sie Schmerz und Lust.
Das höchste Glück blüht nur in meinem Schoße,
Das höchste Glück blüht nur in meiner Brust.
Da soll es in der Jugend süßem Prangen,
Da soll es rein und göttlich dich empfangen.

So nahn sie freundlich dir, die heil'gen Gäste,
Und froh im Sonnenlichte ihrer Gunst
Begrüßen sie dich einst beim spätsten Wiegenfeste,
Im heil'gen Bunde, Anmut, Lieb' und Kunst.
Und was aus ihrem Munde dir erklungen,
Ein treues Herz hat dir das Lied gesungen.

An Sie.

Den 11. Januar 1808.

Im vollen Taumel heißer Liebeswonne
Glänzt freudig mir des Lebens goldne Sonne
Hellflammend durch des Morgens Rosentore
Im Strahlenflore.

Zum schönsten Erdenglück bin ich gesegnet;
Du, Heilige, bist liebend mir begegnet.
Längst strahltest du mir, wie im Kranz der Sterne,
In weiter Ferne.

Da wich die Nacht; das Licht der Seele tagte.
Als ich den Blick kühn zu erheben wagte,
Ward es mir klar, was mir das Herz erfüllte,
In deinem Bilde.

Bei deiner Stimme sanften Harmonieen
Faßt mich Begeisterung mit heil'gem Glühen,
Und Wonne quillt mir, seliges Entzücken,
Aus deinen Blicken.

Wär' es wohl Liebe, die im Herzen lodert
Und stolz der Seele volle Allkraft fodert,
Wollt' ich die Mauern mutig nicht berennen,
Die uns noch trennen.

Und soll ein Wort aus deines Mundes Hauche,
Ein süßer Blick aus deinem Himmelsauge,
Ein Lächeln, sich der Gottheit zu bemeistern,
Mich nicht begeistern?

Mit ew'gen Banden hältst du mich umschlungen;
Nur eine Sehnsucht hat das Herz durchdrungen.
Drum schwör' ich dir in heil'ger Liebesweihe
Den Schwur der Treue.

Mag auch die Zeit mich feindlich jetzt umtoben,
Sink' ich nur einst, zur Flammenglut erhoben,
Wenn meine Taten ernst am Ziele fußen,
An deinen Busen!

An deiner Brust wollt' ich die Welt vergessen,
Mich an Glückseligkeit mit Göttern messen.
Ach! aller Sehnsucht Ziel ist liebetrunken
In dir versunken.

Sanft, wie das Lied sich wiegt in Zaubertönen,
Sollte mich Liebe jeder Qual versöhnen,
Den Dornenkranz mit Rosenpracht verweben
Und ewig leben.

Droht einst des Schicksals eh'rne Kraftzerstörung,
Mein Engel flüstert mir des Trostes Wort: „Verklärung!"
Und sterbend kann in deinen Liebesarmen
Das Herz erwarmen.

Wenn ich vollendet dann der Gruft entsteige,
Wandl' ich noch einsam in des Himmels Reiche;
Dort find' ich nicht der Seele stillen Frieden,
Von dir geschieden.

Da harr' ich dein am Tor der Paradiese,
Bis ich verklärt den Geist der Liebe grüße.
Dann schweben wir, geführt von Lieb' und Wahrheit,
Zur ew'gen Klarheit.

Mit den Knospen.

1812.

Als ich in meines Lebens erstem Lenze
Die ersten Knospen meiner Lieder brach
Und durch der Jugend froh geschlungne Tänze
Nur in Orakeln meine Ahnung sprach,
Flocht ich in dunkler Sehnsucht meine Kränze,
Und meinen Träumen flogen Träume nach;
Da fühlt' ich's tief in meines Herzens Beben,
Das Göttliche, es atme noch im Leben.

So hofft' ich still beim kalten Gruß der Jahre,
Als eine Sonne sich mir zugekehrt.
Es stand der Ahnung Traum auf dem Altare,
Zur Weiblichkeit vollendet und verklärt.
Was ich bewahrt und was ich noch bewahre,
Nun hat es sich begründet und bewährt:
Jedwedes Edle trägt der Schönheit Stempel,
Und nur in Frauenherzen ist ihr Tempel.

Und diesem Glauben hab' ich zugeschworen
Mit freier Brust, ein treuer Troubadour.
Jetzt zürne nicht, bringt dir der Frühlings-Horen
Harmloser Kreis, statt Blüten, Knospen nur!

Das Reife hat nur reife Kraft geboren,
Die Rosenpracht schmückt keine junge Flur.
O dürft' ich einst — ich denk es mit Entzücken —
Für dich zum Strauße meine Blüten pflücken!

Am 16. November,

mit Oehlenschlägers Aladdin.

Mit stiller Liebe darf es dir erscheinen,
Was freundlich aus der fremden Leier quillt.
Des holden Liedes zart gewebtes Bild
Soll froh in deinem Zauberblick sich reinen.
Denn nur wo Anmut sich und hoher Geist vereinen,
Da ist des Lebens Göttlichkeit erfüllt.
Der reine Sinn ist's, der die Welt begreift;
Er wohnt nur in des Herzens stillen Räumen.
Da ist das Land, wo seine Blüten keimen,
Und wo zur schönsten Frucht die Blüte reift.
Er lebt in dir; der Dichtkunst heil'ges Wehen
Umsäuselt dich. Du wirst das Lied verstehen.

An Isidorus.*)

Am 5. April 1813.

Rasch im Sturme des Kriegs begrüß' ich den Freund; mich entführen
Schnell die Wogen der Flut, der ich mich freudig vertraut.
Rauschend stürmen sie fort bis zum Meere durch Klippen und Brandung;
Doch auch der Spiegel des Meeres mehrt noch den zitternden Schlag,
Und was im nebelnden Schaum der mutige Bach sich geträumet,
Wird in der Stille des Meeres klares, lebendiges Sein.

Schützenlied.

(Beim Scheibenschießen zu Lößnitz, am 6. Oktober 1808.)

Mel.: Es kann ja nicht immer so bleiben ꝛc.

Auf, Brüder, und schwingt die Pokale
Und führt sie laut jauchzend zum Mund!
Rings tön' es: „Hoch lebe der Schütze!
Hoch lebe der fröhliche Bund!"

Wie schlägt hier im traulichen Kreise
Das Herz uns so mutig und frei!
Es fliehen die freundlichen Stunden
Rasch wie aus dem Rohre das Blei.

*) Isidorus Orientalis, Dichtername des Grafen Otto Heinrich v. Loeben.

So saßen wir oft schon beisammen;
Es kreiste der purpurne Saft!
Jetzt reichen wir treu uns die Hände,
Geloben dem Bündnisse Kraft.

Und seit wir uns fröhlich verbunden,
Ging mancher der Schützen zur Ruh.
Doch denken wir seiner und rufen
Ein Vivat dem Seligen zu.

Wenn wild oft die Zeiten uns drängen,
Und Menschengesetze verwehn,
Dann schwör'n wir, als Männer zu handeln
Und alle für einen zu stehn.

Doch gibt es ein Bündnis von Schützen,
Das feindlich das Leben bedroht.
Da hilft nicht die Kraft, nicht die Stärke.
Sie heißen: Lieb', Schicksal und Tod.

Die Liebe mit flüchtigem Bogen
Verwundet die sorglose Brust;
Doch heilt sie auch selber die Wunden.
So werden die Schmerzen zur Lust.

Dann naht sich mit furchtbaren Pfeilen,
Mit eherner Kraft das Geschick;
Es jagt aus den Armen der Liebe,
Aus fröhlichem Kreis uns zurück.

Doch endlich kommt schnell bald, bald schleichend
Der Tod aus den Wolken herab;
Er zielt nach dem Herzen; wir sinken
Getroffen ins düstere Grab.

Heil dem, der die feindlichen Wunden
Verträumte in Freud' und Genuß!
Gewiß auf der Scheibe des Lebens
Gelang ihm der trefflichste Schuß.

O, mag er uns allen gelingen!
Dann bleibt uns der höchste Gewinn.
Nur das gibt den Himmel auf Erden:
Wein, Liebe und fröhlicher Sinn.

Drum tön' es noch lauter im Kreise,
Und alles stimm' fröhlich mit ein:
„Der König, das Vaterland lebe!
Es lebe der Schützenverein!"

Aus dem Stammbuch von Henriette Hendel-Schütz.

Vorüber sind die schönen Götterstunden,
Wo sich die hohe Macht der Kunst bewährte,
Das Ird'sche sich zum Himmlischen verklärte;
Ihr sei, der Herrlichen, ein Kranz gewunden.

O sagt! wer könnte ihr ihn wohl entreißen
Der hohen Priesterin der heil'gen Mythe?
Versuch' es keiner in ohnmächt'gem Liede
Die Reize ihrer Götterkunst zu preisen!

Im fühlenden Gemüt sind sie empfunden,
Die schönen, unvergeßlich schönen Stunden;
Noch heben unsern Sinn sie himmelwärts;

Und wenn der Ton der Lyra längst verklungen,
Die dir dies Wort der Huldigung gesungen,
Dann schlägt noch dankend dir ein fühlend Herz.

An die Prinzessin Dorothea von Kurland.

Den 22. August 1808.

Es nahn zu deines Tages Feste
Drei Schwestern, schön und wunderbar;
Sie sind dir wohlbekannte Gäste
Und bringen ihre Wünsche dar.
Sie weihen dich durch ihren Segen
Zu jeder reinen Himmelslust,
Und was sie auch verkünden mögen,
Sie sprechen es aus treuer Brust.
Sie sind aus göttlichem Geschlechte
Und ehren streng der Wahrheit Rechte.

Die Vergangenheit.

Erhaben bin ich anzuschauen,
In Zaubernebel eingehüllt,
Und zeige dir der edlen Frauen
Bewundrungsvolles Ebenbild.

Und was ich Hohes jetzt kann singen,
Es ist der Geist, der alles schafft;
Das Schönste wirst du drum vollbringen;
Das ew'ge Wesen gab dir Kraft.
Und schlüge das Geschick dir Wunden,
Heilt dich Erinnrung schöner Stunden.

Die Gegenwart.

Der Augenblick hat mich geboren;
Er ist es auch, der mich verscheucht
Und schnell im Wechseltanz der Horen
Aufs neue wiederum erzeugt.
Wird auch das Größte meine Beute,
Schnell wandelnd jede Erdenlust,
Seh' ich dich doch in steter Freude
Beglückt an deiner Mutter Brust.
Und wenn sich aller Glück auch wendet,
Dir bleibt es ewig zugewendet.

Die Zukunft.

Wie Morgenlicht aus goldnen Pforten
Wachs' ich mit Jugendfülle groß,
Und mit geheimnisvollen Worten
Verkünd' ich dir das schönste Los.
Schon hat die Blüte sich entfaltet,
Die herrlichste der ganzen Flur,
Und daß sie sich zur Frucht gestaltet,
Verbürgt dir meiner Treue Schwur.
Der schönsten Seele süßer Frieden
Ist deiner reinen Brust beschieden.

So hat er sich dir treu verschwistert,
Der enge Töchterkreis der Zeit;
Was leise dir das Lied geflüstert,
Ist's, was die Gottheit mir gebeut.
Mit jedem Reize ausgestattet,
Hat dich auch hoher Sinn erfüllt;
Wo sich der Geist mit Anmut gattet,
Entsteht das herrlichste Gebild.
Was dir durch meinen Mund verkündet,
Steht längst im Zeitenbuch begründet.

Aus dem Stammbuche Schäffers von Allstedt.

Allstedt, 15. April 1813.

Ja, noch hebt sich mit Adlerschwung der vaterländische Geist
Und noch lebt die Begeisterung, die alle Ketten reißt!
So wie wir hier zusammenstehn, in Lust und Lied getaucht,
So wollen wir uns wiedersehn, wenn's von den Bergen raucht!

Der holden Geberin.

Tief fühlt manches Menschenherz
Mit verstärkten Schlägen
Seine Freuden, seinen Schmerz
Auf des Lebens Wegen.

Aber reicher ist der Drang
Aus des Dichters Herzen;
In der Brust voll Lied und Sang
Wuchern Lust und Schmerzen.

Wie in Schmerzen, so in Lust,
Bricht er alle Schranken,
Und so ist's in meiner Brust.
Sprich! wie soll ich danken?

Hätt' ich mehr als Sang und Lied,
Möcht' es besser glücken;
Aber wo dies Blümchen blüht,
Will ich's für dich pflücken.

Zur Melodie: Mir leuchtet die Hoffnung ꝛc.

Mit ewigen Blüten schmückt Liebe den Kranz;
Was soll dir im Auge der schmachtende Glanz?
O, rufe die Perlen des Kummers zurück!
In Tränen der Freude versenke den Blick!
Es bricht sich die Woge der feindlichen Welt,
Wo Mut und wo Treue die Herzen gesellt,
Wo Seele sich innig an Seele geschmiegt.
Vertraue der Liebe! Sie kämpft; doch sie siegt.
Erst schlief sie, vom Nebel der Sehnsucht bedeckt;
Doch da sie erwachte, hat Gott sie geweckt.

Liebe und Lieder.

Als ich noch im ersten Sehnsuchtsmorgen
Meine Liebe schweigend in mir trug,
Mein Gefühl, zwar schüchtern noch, verborgen,
Doch entflammt schon, an die Seele schlug,
Und versenkt in Zweifeln und in Sorgen
Still der Traum nach deinen Träumen frug,
Hatt' ich keine andere Vertraute,
Keine als mein Lied und meine Laute.

Und in ihren sanftverschlungnen Tönen
Suchte ich nach deiner Stimme Klang,
Und mit allem Herrlichen und Schönen,
Was dem Quell der Phantasie entsprang,
Wollt' ich deinen heil'gen Namen krönen.
Wenn ich dann in kühnen Liedern sang,
Ließ ich oft, — es war ja kein Verbrechen, —
Deine Lippen meine Wünsche sprechen.

Aber als des ersten Kusses Glühen
Zauberisch in unsre Herzen schlug,
Fühlt' ich Harmonieenblitze sprühen,
Fühlt' ich in der Träume kühnsten Flug
Paradiesesfrühlinge erblühen.
Was ich glühend in der Seele trug,
Konnt' ich nicht ins kalte Wort vermauern;
Von der Seele brach's mit Liebesschauern.

Und umstrahlt von tausend Freudensonnen
Schwur die Liebe ihren ew'gen Bund,
Und die Gegenwart mit ihren Wonnen
Schloß berauscht den liedervollen Mund.
Alle Nebel sind im Kampf zerronnen;
Unser Altar steht auf Felsengrund.
Wo des Himmels Zauber niedersteigen,
Wo der Mensch jauchzt, muß der Dichter schweigen.

In der Nacht meines Geburtstages.

Sei mir willkommen, Stunde meines Lebens,
Die meinem ersten Blicke zugelacht!
Du findest mich am Ziele meines Strebens,
Und helle Sterne lichten meine Nacht.

Zum erstenmal begrüßt dich meine Laute
Im hohen schwärmerischen Siegeslied.
Noch keine Schwester kam, der ich's vertraute,
Was hier in meinem vollen Herzen glüht.

Und wieviel Lebensstunden ich noch zähle,
Dem Glücke sind sie, sie sind ihr geweiht.
Mit all den Himmelsfreuden meiner Seele
Vergeß' ich eine sturmbewegte Zeit.

O! könnt' ich jetzt zu ihren Füßen sinken,
In dieser Feierstunde heil'gem Wehn
Den Freudentau von ihren Lippen trinken
Und in dem Sturm des Glückes untergehn!

Beim Tode eines Kindes.

Eine früh gebrochne Knospe,
Kaum des Frühlings sich bewußt,
Nahm der Geist der ew'gen Liebe
An die treue Vaterbrust.

Mutter, trockne deine Träne,
Die den zarten Knaben ruft!
Vater, laß das stille Jammern,
Weine nicht an seiner Gruft!

Denn die Blüte, die des Lebens
Wettersturm vielleicht geknickt,
Hat ja nun in Gottes Sonne
Schon den zarten Kelch erquickt.

Und so schleiche Trost und Hoffnung
Euch ins wunde Herz hinein!
Mag der früh verklärte Engel
Künftig euer Schutzgeist sein!

An Johanna Krüger.

Veranlaßt durch die ebenso falsche als widrige Kritik im 33. Stück der Wiener Theaterzeitung über das Spiel dieser Künstlerin in der Rolle der Jungfrau von Orleans.

Dank, tausend Dank für all die süßen Stunden,
Wo uns dein Spiel das schönste Glück gewährt!

Du hast so zart das hohe Lied empfunden,
Hast sel'ge Träume in der Brust genährt.
Natur und Kunst hat dir den Kranz gewunden,
Kunst und Natur macht dich des Preises wert;
Denn was des Dichters vollste Worte nennen,
Er hätt' es selbst nicht schöner fühlen können.

Geheimer Neid mag falsche Künste wagen;
Man kennt ihn leicht in jeder Truggestalt.
Ein Blick von dir, wo Lieb' und Unschuld tagen,
Der Stimme wunderfreudige Gewalt
Wird es zu allen Herzen lauter sagen:
„Das Schöne bleibt, der eitle Spott verhallt."
In jeder Seele reift, was du gesungen,
Für dich zum Kranze voll Erinnerungen.

So magst du leicht der Mißgunst Wort verschmerzen,
Da solche Blumen dir im Busen blühn.
Es liebt der Spott das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn.
Doch glaube mir! es gibt noch edle Herzen,
Die für das Große, Herrliche erglühn.
Der Dichter sprach's zu seinem liebsten Bilde,
So gilt es dir, wie dich sein Wort erfüllte.

Vor allem ist's das höchste Los der Erde,
Wenn man das Göttliche ins Leben trägt,
Wenn man an seiner Muse heil'gem Herde
Den Keim des Schönen in die Herzen legt.
Was auch die Mißgunst tief im Busen nährte,
Nicht Wahrheit, nein, der Neid hat es geprägt,
Und siegend geht das Schöne aus dem Streite.
Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude.

Nachtlied der Krieger.

Hohe Lorbeern stehen, wo der Krieger schläft,
Sanfte Winde wehen von der Sternenhöh.
Söhne der blutigen Schlacht, diese stille Nacht,
Diese heilige Ruh' bringt euch süße Labung zu.
Viele eurer Brüder hören nicht die Lieder,
Viele raffte schon der Tod.
Hohe Lorbeern stehen, wo der Krieger schläft,
Sanfte Winde wehen von der Sternenhöh.
Ihr, die ihr mit Kraft erfüllt die Heldenpflicht,
Schlummert, bis das Morgenrot zum Sieg euch ruft!

Vom böhmischen Sitze.

Den 8. Juli 1810.

Wie soll ich mir das innre Sehnen deuten?
Was ist mein Herz nach Sang und Tönen lüstern?
Die Stimme will dem Liede sich verschwistern;
Es greift die Hand begeistert in die Saiten.

Dort, wo die Buchen kühlen Schatten breiten
Und still und grün der Fürstin Platz umdüstern,
Da will das Lied in schöner Nähe flüstern,
Am schönen Blick sich sonnen und sich weiden.

Könnt' ich nur jetzt der Welten Druck besiegen,
Mit Liedes Wehn wollt' ich hinüberfliegen,
In stiller Lust zu ihren Füßen liegen!

Doch eine Träne perlt in meinen Augen;
In Sang und Liederkampf muß ich mich tauchen,
Den tiefen Schmerz der Sehnsucht auszuhauchen.

An Sie.

Wie wenn die Nacht mit ihrem düstern Schleier
In heil'ger Ruhe auf der Erde liegt,
Bis sich die Welt in Sonnenstrahlen wiegt,
Im Saitengold geheimnisvoller Leier:

So plötzlich glüht der Liebe göttlich Feuer,
Dem jedes volle Herz entgegenfliegt.
Das Schöne kommt und sieht und hat gesiegt,
Und alle Lebenspulse schlagen freier.

So ist auch mir ein schönes Bild erschienen,
Wo Anmut sich dem Genius verschwistert;
Da widerstand ich meiner Sehnsucht nicht.

Und kann ich auch das Schöne nicht verdienen:
Was mir im liebeglühnden Herzen flüstert,
Verschweigt des Liedes leise Stimme nicht.

An Emma.

19. April 1809.

Der heil'gen Liebe zarte Spur,
Das schönste Bündnis der Natur,
Sprich, Emma, wirst du es erkennen?
Mein erstes Silbenpaar soll dir es nennen.

Doch was die Seele süß verwebt,
Daß Herz an Herz gewaltig strebt,
Als wollt' es seinen Tag ergründen,
Das mag die dritte Silbe dir verkünden.

Das Ganze reich' ich dir zu deinem Feste;
Du nimmst das kleine Opfer an.
Es ist das Schönste, ist das Beste,
Was dir der Bruder geben kann.

Doch kann ich dir nicht selbst erscheinen;
Drum wird es nur zum süßen Gruß.
Erst, wenn wir wieder uns vereinen,
Beim Wiedersehn den Bruderkuß!

An Schwester Emma.

Vor Luisens Bilde.

19. April 1810.

Lächle nur immer, du liebliches Bild; so weilt auf dem Sänger
Ruhig der himmlische Blick, der mich sonst flüchtig nur trifft.
Ach, wie das Auge spricht, so sanft, voll unendlicher Güte,
Und wie der Anmut Reiz lieblich das Köpfchen umweht!
Freundlich stehst du mir da, ich glaube die Stimme zu hören,
Und so vollend' ich in mir fröhlich den fröhlichen Traum.
Was der Musik nicht gelingt, und wo die Dichtkunst verzweifelt,
Dauer dem hohen Genuß heil'ger Momente zu leihn,
Und der Schönheit Geist auf einmal mit freudigem Leben,
Wie eine Stimme von Gott, still in die Seele zu wehn,
Das vermag die bildende Kunst, die höchste der Schwestern,
Und in der Farben Pracht strahlt die vollendete Form.
Nur durchs Gehör vernimmst du das Lied des begeisterten Sängers,
Und auch der Töne Gewalt kömmt durch das Ohr nur ins Herz.
Aber es spiegelt die Form sich sanft im Sterne des Auges,
Und durch den edleren Sinn dringt auch die edlere Kunst.

Simsons Rache an den Philistern.

Begraben war Simson in ewiger Nacht,
Des Auges Stern ihm entwandt,
Da ihn Delila, eh' er erwacht,
Der Locken beraubt mit treuloser Hand.
Kein Philister konnt' ohne Schrecken ihn sehen;
Jetzt mußt' er die Mühl' im Gefängnisse drehen.

Denn mit den Locken war ihm entflohn
Jehovahs Stärke und Kraft;
Mit ihr nur sprach er den Feinden Hohn;
Jetzt war ihm die Stärke der Arme erschlafft.
Da wachsen ihm endlich die Locken wieder;
Es senkt sich Jehovahs Geist auf ihn nieder.

Doch klug verbarg er die wachsende Macht,
Die er im Innern empfand;
Er trug's, wenn man den Blinden verlacht
Und ihn beschimpfet mit frevelnder Hand.
Man fürchtet nicht länger den grimmigen Helden.
Der dachte heimlich auf Rach' und Vergelten.

Da feiern die stolzen Philister mit Wein
Und Gesang ein jährliches Fest;
Sie schwingen sich schnell im wilden Reihn,
Und gierig mit Saft, aus der Traube gepreßt,
Sie alle die durstenden Kehlen benetzen
Zu Ehren des Dagon, des furchtbaren Götzen.

Da sprach man zum Knecht, der zum Hüter bestallt
Bei Simson: „Eile, Gesell,
Und bringe den Simson her mit Gewalt,
Den Simson, den starken, o bring' ihn zur Stell'!
Mit spielen soll er, die Freude uns würzen!
Wir wollen mit Spott die Zeit uns verkürzen!"

Sie weckten den Löwen stolz und kühn
Aus heilsam sicherem Schlaf;
Dem Blitze konnten sie nimmer entfliehn,
Der endlich zerschmetternd sie alle traf.
Sie mußten jauchzend in Siegesfreuden
Mit eigner Hand den Tod sich bereiten.

Als Simson kam, da priesen sie
Des Götzen tückische Macht:
„Seht! unser Dagon verläßt uns nie,
Hat Simson in unsre Gewalt gebracht.
Drum singt ihm beim herrlichen Opfermahle
Und gießet ihm aus die blinkende Schale!

Der tötete der Philister viel',
Verheert' uns unsere Flur;
Denn tausend zu schlagen, das war ihm ein Spiel;
Ein Gott überwand den Mächtigen nur."

So rühmten sie sich mit freudigen Sinnen.
Da nahten sich furchtbar der Rache Erinnen.

Und Simson spricht zum Knab', der ihn führt:
„O, reiche den Arm mir dar,
Daß meine tastende Hand berührt
Das ewig stehende Säulenpaar!
Ich will mich ermüdet daran lehnen;
Die matten Glieder zur Ruhe sich sehnen.

Das Haus, es war mit den Fürsten besetzt,
Viel' andre schauten vom Dach,
Sie hatten sich alle mit Spotten ergötzt,
Als Simson zum Knaben also sprach;
Der führet ihn an des Hauses Säulen;
Nun durfte die Rache nicht länger verweilen.

Und Simson rief dann also zum Herrn:
„Jehovah, gedenke mein!
Verdopple in mir der Stärke Kern!
Laß mich noch einmal geheiligt dir sein
Und laß mich des Tempels Stützen zerbrechen,
Verderbend sie alle, mich fürchterlich rächen!"

Und als er die Worte zum Himmel gesandt,
So streckt er die Arme aus,
Umfaßt die Säulen mit mächtiger Hand
Und neigt sich kraftvoll und stürzt das Haus.
Das schlägt die Philister und ihn darnieder,
Und ihn begruben die trauernden Brüder.

Sonett.

Rastlos treibt es mich durch Wald und Fluren,
Rastlos jagt mich meiner Seele Streben;
Plötzlich fühlt das Herz mit leisem Beben
Seiner Liebe zart gewebte Spuren,

Und Begeistrung höherer Naturen
Füllt die Brust mit neuem Jugendleben,
Und die kühn entflammten Blicke schweben
Durch den Nebel ird'scher Kreaturen.

Hier in deiner süßen heil'gen Nähe
Fühl' ich erst die Wonne meines Lebens,
Fühl' ich erst der Liebe heißes Wehn;

Aber unerstiegen ist die Höhe,
Ach! und all mein Sehnen ist vergebens.
Still und kalt muß ich vorübergehn!

Mein Mädchen.

Die meiner Jugend Phantasieen,
Ein ideales Götterbild,
Mit seinen schönsten Harmonieen,
Im höchsten Sinne treu erfüllt:

Des Lebens seligstes Entzücken,
Der Liebe Frühling keimt und blüht
In ihres Auges Götterblicken,
Wo blau ein ganzer Himmel glüht.

Die Locke, die im goldnen Kreise
Ihr in die freie Stirne fällt,
Der Nacken, der mit Marmorweiße
In üpp'ger Lebensfülle schwellt,

Die volle Brust, in deren Tiefen
Ein Herz für Treu' und Liebe schlägt:
Wer darf sie sehn und darf sich prüfen
Und sagen, daß ihn nichts bewegt?

Für sie mit nie gekanntem Triebe
Schlägt wonnetrunken dieses Herz,
Und kühn im Adlersflug der Liebe
Trägt mich zu ihr der Sehnsucht Schmerz.

Sal. Geßner an Luise von Funck.*)

22. April 1810.

Jahrelang schlummre ich schon; längst schweigt meine ländliche Muse,
Seit ich im rosigen Licht mich nicht des Tages gefreut.
Doch im Leben gehorcht' ich dem göttlichen Rufe des Schönen;
Auch in des Todes Gewalt folg' ich dem himmlischen Ton.
Und so weckte mich heute gar leicht die Nymphe des Haines,
Daß ich dein fröhliches Fest schmücke mit fröhlichem Lied.
Drum ertönt mein Gesang der Natur, der göttlichen Süßen,
Die mit der Anmut Reiz stille die Herzen verwebt;
Drum ertönt mein Gesang der Kunst, der himmlischen Tochter,
Die mit der Töne Gewalt sanft aus den Lippen dir spricht;
Drum ertönt auch mein Lied dem Wahren, dem göttlich Schönen,
Dessen vereinigter Strahl hell in den Augen dir glüht.

*) Luise v. Funck, Tochter des Generals v. Funck, später Gattin des Oberhofgerichtsrates Dr. Blümner in Leipzig, war eine der besten Freundinnen Emma Körners.

Am Stiftungstage.

Göttin Freundschaft, blick' hernieder
Auf das schwarzgrünweiße Band,
Das uns, Guestphalias Brüder,
Lange schon dein Zepter wand!
Segen, Göttin, dieser Stunde,
Dreifach Segen unsrem Bunde,
Segen unserm Vaterland!

Heil dem vaterländ'schen Sohne,
Der den Bund der Freundschaft schloß!
Alles Glück ward ihm zum Lohne,
Was ein Sterblicher genoß.
Glücklich leb' er in der Ferne,
Für ihn gebe jeder gerne
Blut und Leben willig hin!

Unsre Herzen, frei vom Harme,
Stärke heute dieser Wein!
Freude, reich' uns deine Arme,
Froh bei diesem Fest zu sein!
Keiner störe unsre Freude!
Wer es könnte, o der meide
Dieser Freundschaft Heiligtum!

Sanft umzieht uns, teure Brüder,
Noch das schwarzgrünweiße Band;
Drum seid immer brav und bieder
Bis zu eures Grabes Rand!
Leben teilet mit dem Freunde!
Mutig trotzet eurem Feinde,
Der euch eure Ehre kränkt!

Dieser Schläger in der Rechten
Werde nie von uns entweiht!
Nur für unsre Ehr' zu fechten,
Schwör' ich. Brüder, hört den Eid!
Gegen den, der Falschheit frönet
Und Guestphalias Ehre höhnet,
Gegen den sei er gewandt!

Das Makariusfest.

28. Februar 1811.

Erschalle, Lied, im schönsten Ton
Pathetisch, majestätisch!
Umtobe stolz den Königsthron,
Umfließe still den Nähtisch!
Bald Boreas, bald leichter West
Erzähle das Makariusfest
Den Welten und der Erde!

Denn jenes Tages Silberlicht
Mit seiner ganzen Woche
Macht — o bezweifelt's länger nicht! —
Im Zeitenlauf Epoche;
Vom Aufgang bis zum Niedergang
Kein schönres Fest wohl je gelang,
Seit Menschen sich erfreuten.

Die Vorwelt nimmt es schrecklich krumm,
Daß sie es nicht vernommen;
Die Nachwelt bleibt vor Schmerzen stumm,
Daß sie zu spät gekommen.
Doch unsre Generation
Träumt sich im dritten Himmel schon,
Daß sie den Tag erlebte.

Es stand am letzten Februar
Für alle Christenländer
Im achtzehnhundertelften Jahr
Makarius im Kalender,
Und diese heil'ge Freundschaft zog
In Gerlachs Haus vier Treppen hoch
Auf Konrad Celtes Stube.

Die war gar herrlich ausstaffiert,
Ein jeder mußte stutzen,
Mit Wachslicht verilluminiert
Auf festgesteckten Putzen;
Den schönen Einfall dankte man
Minellio, dem großen Mann;
Er war inspector lucis.

Und jeder in dem Kreise sah,
Wie zwei vereinte Sterne,
Zwei alte treue Freunde nah,

Gekommen aus der Ferne,
Durch deren schöne Gegenwart,
Der Festestag verherrlicht ward.
Viel tausend Dank sei ihnen!

An *.

Am 25. Dezember 1809.

Komm, schöner Tag! Mit hohen, heil'gen Worten
Begrüß ich jetzt dein süßes Rosenlicht.
Erhebe aus des Morgens goldnen Pforten
Mit stiller Lust dein glühend Angesicht!
Dir rauscht mein Lied in heiligen Akkorden
Und nennt's, was tief in meiner Seele spricht:
Umstrahle dich ein volles, üpp'ges Leben!
Du hast die Süße, Holde mir gegeben,

Die mit der Liebe sanften Harmonien,
Mit zarter Lust dies kühne Herz gefüllt,
Der alle meine schönsten Wünsche blühen,
Die in der Seele jeden Sturm gestillt.
Ach, alle Strahlen, die die Brust durchziehen,
Vereinen sich zu einem süßen Bild;
Mit leisem Hauch wie Aolsharfentöne
Formt es sich glühend zur lebend'gen Schöne.

Wohl flüstert's mir mit leisem Geistermunde:
„Sieh! das ist deines Strebens Ideal."
Doch jetzt, zu deines Werdens Feierstunde,
Jetzt glüht in mir des höchsten Lebens Macht;
Es wogt die Brust berauscht im heil'gen Bunde;
Die Liebe läßt dem Herzen keine Wahl;
In seine tiefsten Tiefen muß sie dringen
Und reißt es fort auf stolzen Adlerschwingen.

In meiner Seele Nacht beginnt's zu tagen;
Den Gott fühl' ich, der in der Brust sich regt.
Es tobt in mir; ich muß das Ziel erjagen,
Das glühend mich in deine Arme trägt,
Und aus der Ferne kann ich dir es sagen,
Wie mächtig dir dies Herz entgegenschlägt,
Und was es jetzt, zu deines Festes Stunden
In seliger Begeisterung empfunden.

Mit sanftem Klang, mit leisem Geisterwehen,
Hörst du gewiß der Liebe süßen Gruß.
Bald wird der Trennung kurzer Schmerz vergehen;
Dann feiern wir, mit höherem Genuß,
Das schöne Fest bei frohem Wiedersehen,
Und feurig auf der Lippe glüht der Kuß.
Nur wo zwei Herzen liebend sich verbündet,
Da wird der Himmel auf der Welt begründet.

Geständnis.

Liebe soll nur hoffen und soll schweigen,
Soll nicht laut nach ihrem Ziele streben,
Soll nur mit geheimem, tiefem Beben
Ihre Treue, ihre Sehnsucht zeigen.

Aber ich, dem Schicksal muß ich weichen,
Muß hinaus ins kalte, wilde Leben,
Kann nicht bleiben, kann nicht widerstreben.
Und ich sollte fort und sollte schweigen?

Nein, der Sieg kann mir unmöglich glücken.
Soll ich so mir deine Gunst verscherzen?
Wirst du nicht des Sängers Lied verzeihn?

Ach! dein Bild schwebt stets vor meinen Blicken,
Und dein Name lebt in meinem Herzen,
Soll im Leben meine Losung sein!

Schwanengesang eines Lichtes.

Mein Leben schmilzt in trübverlebten Stunden;
Verschmähte Liebe bleichte meine Wangen,
Und mich verzehrt das eigne Glutverlangen,
Und Feuer gießt es in die offnen Wunden.

Ein Fidibus hat mir das Herz entzunden;
Mit reiner Liebe wollt' ich ihn umfangen;
Doch eh' des Heiles Worte mir erklangen,
Da war er, treulos mir, zum Nichts verschwunden.

So täuschten mich des Lebens schönste Wonnen;
Zwar stand ich da, ein heller Lichtkarfunkel;
Doch seufzend bricht das tiefgekränkte Herz.

Es naht der Tod; mein Dasein ist zerronnen;
Die Flamme lischt, und nächtig wogt das Dunkel,
Und rauchend schwingt der Geist sich himmelwärts.

Bundeslied für die Thuringia.

Mel.: Hoch vom Olymp ꝛc.

Trinkt, Brüder, trinkt! In dieser Feierstunde
Sei froh das volle Glas geleert!
Denn wir sind fest vereint zum ew'gen Bunde,
In Kampf und Zeitensturm bewährt.
Thuringia soll wachsen, soll blühn und gedeihn!
Es lebe die Freiheit, es lebe der Wein!

Fest müssen alle, fest und treu für einen,
Und einer muß für alle stehn.
Des Bruders Fall, wir werden ihn beweinen,
Doch mutig dann zur Rache gehn.
Alle für einen, ihr Brüder, schlagt ein!
Thuringia soll wachsen, soll blühn und gedeihn!

Doch auch vereint genießt der schönsten Zeiten
Mit doppelt höherem Genuß!
Der Liebe Glück und des Gesanges Freuden
Bringt einen festlich hohen Gruß!
Gesang und Liebe in wechselnder Lust:
Dem Feinde die Stirn, dem Freunde die Brust!

So stürmt hinaus in das gewalt'ge Leben!
Wenn auch das Schicksal alles bricht,
Wankt unser Ziel doch, unser höchstes Streben,
Wankt doch der Bund der Treue nicht.
Wir trotzen dem Schicksal mutig und frei,
Bleibt uns nur Thuringia fest und treu.

Rein sind des hohen Bundes Opferflammen,
Und Gottes Segen sind sie wert.
Drum haltet treu und ewig fest zusammen!
Drauf sei das letzte Glas geleert!
Thuringia lebe! Mit donnernder Macht
Sei ihr von den Brüdern der Becher gebracht!

Burschenleben.

Mel.: Wohlauf, Kameraden ꝛc.

Dir, schöne, frohe Burschenzeit,
Dir, Sonnenblick des Lebens,
Dir sei mein schönstes Lied geweiht
Mit aller Kraft des Strebens!
Der echte Bursche sei mein Held,
Der erste Mann auf dieser Welt!

Die Freiheit ward ein leeres Wort
Und ging der Welt verloren;
Nur in dem Burschen lebt sie fort,
Ihn hat sie sich erkoren,
Der aller Freien Freister ist
Und mit der ganzen Welt sich mißt.

Er lebt in tausend Lieb' und Lust,
Froh wie beim Göttermahle,
Sein treues Liebchen an der Brust
Und Rheinwein im Pokale;
Ein schönes Kind, Gesang und Wein,
Das gibt der Welt den Frühlingsschein.

So lebt er fort in Saus und Braus
Und jubelt ohne Sorgen,
Und bleiben auch die Gelder aus,
So kann er ja noch borgen.
Die Tasch' ist leer, der Bursch braucht Geld,
Und der Philister wird geprellt.

Doch wenn sich ihm ein Gegner beut,
So fliegt er von den Sitzen;
Er rüstet sich zu Kampf und Streit,
Und blanke Schläger blitzen;
Im Feuerauge flammt der Mut,
Und purpurn fließt das Burschenblut.

Sein Streben trägt in voller Lust
Ihn über Land und Meere;
Für Lieb' und Freundschaft glüht die Brust
Und fürs Gefühl der Ehre.
So lebt der Bursch in floribus,
So lebt er, wie er leben muß.

Jetzt, Brüder, schenkt die Gläser voll,
Das frohe Lied zu krönen,
Und was das Herz erfüllt, das soll
In lauten Worten tönen!
Dies Glas sei jetzt mit voller Macht
Dem treuen Liebchen zugebracht!

Der Heimat sei es nun geweiht!
Man halte sie in Ehren!
Und auf das Glück der Burschenzeit
Woll'n wir das dritte leeren!
Doch dieses Glas voll Rebensaft
Auf Ewigkeit der Brüderschaft!

Trinklied.

Mel.: Lundi pour une semaine ꝛc.

Schon perlt der Wein im Becher,
Der goldne Nektar glüht;
Drum Brüder, wackre Zecher,
Singt laut ein trunknes Lied!
Noch strömt der Jugend Kraft im Arm,
Noch schlägt das Herz für Freiheit warm
Und kennt nicht Rast noch Ruh.
Glück zu!

Der Jugend Frühlingsmorgen
Ist nur zu bald entflohn;
Der Mut nur spricht den Sorgen
Und jedem Unglück Hohn.
Denn den Verwegnen liebt das Glück;
Drum greifet kühn zum Augenblick!
Labt euch an Lieb' und Wein!
Schenkt ein!

Und jetzt, ihr holden Schönen,
Ihr Blüten unsrer Zeit,
Euch soll der Zuruf tönen,
Euch sei dies Glas geweiht!
Das höchste Glück der Menschenbrust,
Das ist der Liebe Götterlust;
Sie trägt uns himmelan.
Stoßt an!

Jetzt Eltern und Geschwistern
Und unsrer Vaterstadt!
Doch allen Kernphilistern
Ein lautes Pereat!
Daß keiner uns bekritteln soll!
Der Bursche lebe frei und toll,
In ew'gem Saus und Braus!
Trinkt aus!

Die Freiheit ist fürs Leben
Das herrlichste Gefühl
Und für des Mannes Streben
Das höchste Götterziel.
Der Schwur, im Freiheitskampf bestehn
Und für die Freiheit untergehn,
Sei streng von uns erfüllt,
Wenn's gilt!

Doch da in unserm Kreise
Noch deutsches Leben glüht,
So schließt auf deutsche Weise
Das deutsche Burschenlied
Und faßt euch an mit stolzer Macht!
Dem deutschen Volke sei's gebracht,
Auf daß es glücklich sei
Und frei!

Burschentreue.

Nach einer alten Melodie.

Frisch auf, frisch auf in Sturm und Freud' und Lust,
Vieltausendfache Liebe in mut'ger Brust!
Und sieht das Leben auch finster drein,
Die Liebe blickt doch freundlich wie Morgenschein.

Denn wem sie mild die schönen Grüße bot,
Dem glüht es im Herzen wie Morgenrot;
Sie küßt ihn, sie pflegt ihn so süß, so hold,
Als ob er in dem Freudenrausch vergehen sollt'.

Doch blinkt wohl dort am Himmel mancher Stern,
Und ich hab' alle Sterne doch so gern,
Wünsch' tausend Liebchen mir; das ist so Burschentreu;
Dann wäre Kuß und Liebe und Liebchen immer neu.

Ein Burschenherz ist wie ein Taubenhaus.
Die eine fliegt 'nein, die andre fliegt 'raus;
Und die mir eben im Häuschen blieb,
Die herz' ich dann und küsse sie, als wär's mein einzig Lieb.

Und flog das Liebchen wieder hinaus,
So lock' ich eine andre ins Taubenhaus.
Mein Himmel trägt manch tausendfachen Stern;
Denn wo ich Mädchen finde, küss' ich Mädchen gern.

Drum, Mädchen, nehmt vor Burschen euch in acht!
Manch armes Kind ward schon ausgelacht.
Denn bliebt ihr auch für immer gern im Taubenhaus,
Da fliegt der Bursche wohl am Ende selber 'raus.

Burschenweihe.

Auf, schwärmt und trinkt, geliebte Brüder!
Wir sind uns alle herzlich freund,
Sind eines großen Bundes Glieder,
Im Leben und im Tod vereint,
Und trotz der Zeiten Sturm und Graus,
Wir halten treu und mutig aus.

Ich bring' dem schwarzrotweißen Bande,
Das unsre Herzen fest umzog,
Thuringias schönem Vaterlande,
Aus voller Brust ein donnernd Hoch.
Wir schworen ja, ihm wert zu sein
Und Schwert und Leben ihm zu weihn.

Der Bursche zieht für seine Brüder
Den Bundesdegen freudig blank,
Und sinkt er schwer getroffen nieder,
Der Brüder Freiheit ist sein Dank.
Er stirbt dem schönen Bunde treu,
Im Tode wie im Leben frei.

So laßt uns denn den Schwur erneuen,
Den kein Verhältnis je geschwächt,
Und Herz und Hand dem Bunde weihen
Für Burschenfreiheit, Kraft und Recht!
Thuringia soll gedeihn und blühn
Und hoch für Kraft und Freiheit glühn!

Hört's, wackre Brüder! ich erneue —
Verräterei sei schwer gerächt! —
Den Bundesschwur der ew'gen Treue
Für Burschenfreiheit, Kraft und Recht;
Für Kraft und Freiheit will ich glühn
Und für das Recht den Schläger ziehn.

So ist der Bund aufs neu beschworen;
Der Sieg wird freudig ihn umwehn.
Flieht alles mit der Flucht der Horen,
Die Brüdertreue soll bestehn.
Hoch lebe Lieb' und Vaterland
Und hoch das schwarzrotweiße Band!

Trinklied.

Im Keller bei Schmalwassern*) und vor einer guten Flasche Wein gemacht am 10. September 1811.

Schon seit Olims grauer Zeit
Wollte man's erdenken,
Wem auf Erden weit und breit
Wohl der Preis zu schenken.

Und trotz aller Streiterei
Hat sich's bald ergeben,
Daß die Lieb' das Höchste sei
Und der Wein daneben.

Doch beim süßen Zeitvertreib
Tät sich offenbaren:
Glut hat nur ein junges Weib,
Frost kommt mit den Jahren.

Bei dem Wein soll's anders sein.
Denn, bei meiner Treue,
Kraft hat nur der alte Wein,
Leeren Braus der neue.

Und so folg' ich der Gewalt
Meiner schönsten Triebe.
Was ich trinke, das sei alt,
Jung sei, was ich liebe!

Und so soll mein Wahlspruch sein,
Dem ich mich ergeben:
Junge Weiber, alter Wein
Und ein freies Leben!

*) Schmalwasser, Kaufmann in Wien, ein Freund des Dichters.

Meine Flucht.

Leipzig, im März 1811.

Wen'ge Tage nach dem schlimmen Streite,
Ob ich gleich die Folgen noch empfand,
Gab ich zweien Freunden das Geleite,
Widerrechtlich vom Gericht verbannt.
Schmerzlich war der Abschied treuer Brüder;
Jeder Augenblick war uns Gewinn.
Doch mir war's gewiß: wir sehn uns wieder.
Gruß und Kuß — da flog der Wagen hin.

Als wir uns zur Stadt zurückgewendet
Und schon ihre Türme blinken sahn,
Sieh! wie mir vom Genius gesendet,
Sprengt ein Freund auf schnellem Pferd heran,
Meldet mir: „Bekannt ist die Geschichte.
Wärst du mit den übrigen entflohn!
Denn die akademischen Gerichte
Suchen dich auf deiner Stube schon."

Nicht auf diese Post war ich bereitet;
Doch zum Glück fand ich mich bald heraus.
Einsam, von den andern nicht begleitet,
Schlich ich mich in eines Freundes Haus.
Jedem fremden Späherblick verborgen,
Blickt' ich ruhiger in die Gefahr;
Meine Brüder ließ ich für mich sorgen,
Und sie taten auch, was möglich war.

Doch ich sollte nun so plötzlich scheiden,
Und, du Einz'ge, auch von dir, von dir!
Sie entflohn, die süßgeträumten Freuden,
Und was bleibt als die Erinnrung mir?
Nicht bei Tage darf ich auf die Gassen;
Ach! wie soll ich dich noch einmal sehn?
Nur ein einz'ges Mittel kann ich fassen,
Und ich wag's, wär's auch um mich geschehn.

Fremdverkleidet schlich ich mich zum Saale,
Den die Tonkunst sich zum Tempel weiht'.
Ach! da war's, wo mich zum ersten Mal
Deiner Anmut Zauberbild erfreut.

Jetzt mußt' ich das tiefste Dunkel suchen;
Denn der Feinde standen viel umher,
Doch du kamst, und alle Pulse schlugen,
Und ich scheute keine Späher mehr.

Freundlich sah ich dich vorüberfliegen,
Sah das ganze Reich der Harmonien
Noch auf deinen engelmilden Zügen
In verklärten Tönen glühn.
Und ich folgte, — konnt' ich widerstreben?
Ach! ich weiß nicht, ob du mich erkannt. —
Bis mein Ideal für dieses Leben
In des Hauses Gängen mir verschwand.

Lange stand ich noch; im heißen Herzen
Malte sich Erinnrung alter Lust;
Doch der Liebe vollgezählte Schmerzen
Warfen glühend sich auf meine Brust.
Zu vergessen sucht' ich, ach! vergebens.
Wilder stürmt' ich in der Brüder Reih'n;
Aber trotz dem frischen Mut des Lebens
Blieb ich doch mit meinem Schmerz allein.

Endlich schlug mein Herz mit leichtern Schlägen;
Ruhig wandt' ich auf mich selbst den Blick.
Meinem Schicksal stürmt ich wild entgegen,
Im Unmöglichen sucht' ich mein Glück.
Ja, das Schicksal kann mich von dir trennen;
Doch dein Bild im Herzen nicht verwehn.
Daran kann man starke Seelen kennen,
Daß sie stark ein starkes Glück bestehn.

Und so ward auch meine Seele freier,
Und der frische Mut war wieder da;
In den Adern floß das alte Feuer,
Als ich die Gefahr des Zauderns sah.
Aber einen Tag noch mußt' ich weilen,
Wo mich Häscher überall gesucht;
Denn die Wunde wollte noch nicht heilen,
Und gefährlich war so meine Flucht.

Aber als der zweite Morgen graute,
Auch des Abschieds schwere Stunde kam;
Nur der treue Schläger und die Laute,
Das war alles, was ich mit mir nahm.

An den Toren war ich längst verraten;
Mich zu fassen, waren sie bestellt;
Doch ich schlich mich auf verborgnen Pfaden
Frohen Mutes in die freie Welt.

Treue Freunde hatten mich begleitet;
Hier im Herzen stehn sie hochgerühmt.
Spät fand ich den Wagen mir bereitet,
Und wir schieden, wie es Männern ziemt.
Sind wir doch für alle Zeit verbunden,
Hat mich fern das Schicksal auch gewandt;
Denn wir haben schwere Zeit gefunden
Und als wackre Männer uns erkannt.

Und nun ging es, was die Pferde rannten;
Mir entfloh das liebliche Gefild,
Und die Türme dieser Stadt verschwanden;
Doch im Herzen blieb dein schönes Bild.
Wie die Pferde mutig vorwärts zogen,
Ach! so zog die Sehnsucht mich zurück,
Und wie ich der Freiheit zugeflogen,
Ließ ich hinter mir mein schönstes Glück.

Bittschrift der Kadetten der Ritterakademie in Dresden.

Durchlauchtigster!
Von Ehrfurcht fürchterlich durchdrungen,
Sieht unser ganzes Korps anjetzo sich gezwungen,
Sich mit gebeugtem Knie zu Füßen Euch zu legen,
Und das, geehrter Prinz, der Wissenschaften wegen.
Wir sind ein starkes Korps, wie's auch nicht unbekannt;
Zum Ziele streben wir mit Kraft an Pallas' Hand.
Doch weil viel' Passagier' auch diese Bahn genommen,
Und mancher noch nicht das gelehrte Meer durchschwommen,
Auch unser Zug zu lang, so wird es allen klar,
Daß man im fünften erst und erst im sechsten Jahr
Aus der Akademie den schweren Salto zwingt
Und vom Kadettenhaus zum Regimente springt.
Da hörten wir es laut, ein Engel sei erschienen,
Dem Heldenmut in spe mit neuem Licht zu dienen
Und in sechs Stunden aus dem Kern der Wissenschaft
Mit rednerischer Kunst und Energie und Kraft,
Was nie sonst möglich war, gut deutlich zu dozieren
Und das Dienstreglement als Thema durchzuführen,

Samt einem Kommentar manch herrlicher Bemerkung
Und vielem scharfsem Witz, dem Militär zur Stärkung.
Nun war das Ziel erreicht.
Der Stil war gar zu lang und etwas à la Schnecke.
Doch länger wollen wir den Prinzen nicht genieren
Und, was wir heiß gewünscht, anjetzo explizieren.
Der Engel, Prinz, sind Sie! Sie hatten den Gedanken!
Das ganze Korps vernahm's, und unsre Kniee sanken
Aus heißer Dankbarkeit auf die beschmutzten Dielen.
O, wer beschreibt es auch, was unsre Herzen fühlen!
Drum sandten wir sogleich Euch diese Estafette;
Sie hänge sich an Euch so fest wie eine Klette,
Bis Ihr den Flehenden die Bitte zugesteht,
Daß Ihr das ganze Korps des Purpurs nicht verschmäht,
Und ausgesprochen, daß wir Euren Lektionen
Mit aufmerksamem Sinn, Durchlauchtigster, beiwohnen
Und Euch als Kamerad und Waffenbruder grüßen!
Seht hier das ganze Korps! rot liegt's zu Euren Füßen.
Gern nimmt ein jeder aus dem Beutel seine Gülden,
Wenn uns die Himmlischen die hohen Wünsche stillten.
Auf Segen wirst du ruhn und dich auf Lorbeern betten.
Erbarm dich, gnäd'ger Prinz, erbarm dich der Kadetten!

Anmeldung des Großpapa bei dem Turnwart zum Voltigieren.

Mein gnädigster Patron, ich bin so verwegen,
Mich Ihnen demütigst zu Füßen zu legen.
Ich hoff' und ich les' es in Ihrem Gesicht,
Verehrungswerter, drob zürnen Sie nicht!
Doch um alle lästigen Fragen zu meiden,
Soll ich sogleich zur Erklärung schreiten.
Ich bin Bonifacius Schmetterling
Und trotz der Perücke noch munter und flink;
Ich komme von weitem hergeschritten,
Dero Herz zu bestürmen mit Flehn und Bitten,
In dero weltberühmten Verein
Voltigierender Geister mich einzuweihn.
Sie werden die Kühnheit mir gnädigst vergeben
Und meinem Gesuche nicht widerstreben!
Begünstigte doch die Mutter Natur
Zu diesem Beruf meine schlanke Figur.

Sind auch meine Füße wie Gartenmesser,
So schließen die Waden um desto besser;
Und ist mein Bauch auch dick und groß,
So pariert er doch manchen gefährlichen Stoß.
Ich schicke mich zu den gewagtesten Sprüngen;
Die Nadel wird mir besonders gelingen;
Die Jungfer, der Bärensprung und die Uhr,
Die passen vortrefflich zu meiner Statur;
Auf einer Hand mich zu balancieren,
Wird nicht im geringsten mich genieren;
Der Sattelbaum, der gefährlichste Pas,
Ist für mich Kinderei und Spaß;
Vor- und rückwärts über das Pferd zu setzen
Ist meine Lust und mein Ergötzen.
So bin ich für Sie der rechte Mann.
Bitte, nehmen Sie zum Scholar mich an!
Bald soll meine Kunst zur Vollendung reifen;
Dann will ich die ganze Welt durchstreifen.
Von mir wird jedes Herz bewegt,
So weit die Erde Menschen trägt,
Und alle erheben klatschend die Hände,
Und wenn ich das Stück mit dem Müllersprung ende,
Dann wird das Publikum jauchzen und schrein:
„Wie groß muß nicht sein Meister sein!"

Die Karten-Revolution.

Zum 6. März.

Es brach ohnlängst in den Kartenreichen
Ein Aufruhr wie in Frankreich aus;
Man rief: „Wir sind ja alle einesgleichen!
Die Sieben sticht ganz ohne Scheu das Daus;
Herz-Dame muß ganz still dem Pik-As weichen;
Der König fällt durch eines Buben Hand!"
Und großer Trouble war im ganzen Land.
Da wollte man, wie andre Nationen,
Auch selbst den alten Neujahrstag nicht schonen.
Den ersten Januar verwarf man ganz und gar,
Weil er nicht schon berühmt im Kartenreiche war.
Ein Reichstag ward sogleich im Lande ausgeschrieben
Und dieser Gegenstand mit allem Fleiß betrieben.
Da trat die Baste auf und sprach: „Ihr Kinder mein,
Es soll der sechste März nun unser Neujahr sein.

Und mit dem sechsten März beginnt die erste Woche;
Denn in dem Kartenreich macht' dieser Tag Epoche.
Mit einem Kindlein hat er diese Welt geziert,
Das unsre Scharen stets zu Kampf und Sieg geführt.
Das Kind spielt L'hombre, wie's noch keiner konnte.
Ihr lieben Leute, stellt euch doch nur vor:
Erst jüngst gewann es ohne Bast' und Ponte
Ein Solo mit nicht mehr als neun der Matador'!"
Da stimmten alle Karten gleich im Chorus ein:
„Der sechste März soll unser Neujahr sein!"
Ach, wär' ich König doch! — der Wunsch, er ist zu kühn, —
Ich hätte recht von Herzen mitgeschrie'n.

An Geßler. (1809.)

(Mich schönstens für eine Flasche Bischof zu bedanken.)

Dank für diesen Trank der Labe,
Dank für deinen Göttersaft,
Freund! Denn deine süße Gabe
Goß durch alle Adern Kraft.

Schon schwebt sie im Schattenreiche,
Dieser Flasche Prachtessenz;
Denn der Bischof ward zur Leiche,
Zur hochsel'gen Eminenz.

Erst wollt' er mich überlisten,
Wollte mir den Sinn verdrehn;
Doch ich schlug den Antichristen,
Blieb fest auf den Beinen stehn.

Zwei der Freundschaft Anverwandte
Halfen mir bei diesem Strauß;
Ihm als gute Protestanten
Bliesen wir das Leben aus.

Immer hör' ich, wie im Glase
Noch das letzte Tröpfchen spricht:
„Blas es aus, mein Leben, blase!
Aber nur vergiß mein nicht!"

Diese Gunst konnt' ich ihm schenken;
Und so starb er in Geduld;
Drum will ich auch sein gedenken
Und so, Freund, auch deiner Huld.

An Franz von Peſchier.

(Mit einem Bildnis Louis' XIV.)

Der Göttin ſeiner Lebensart
Und ſchöner Komplimente
War ich als Prieſter aufgeſpart,
Bis mich der Tod, der Eiſenbart,
Dem Leben nicht mehr gönnte.

Doch hat mein Geiſt im Grab nicht Ruh'
In ſeiner Staatsperucke.
Mit mir trug man bon ton zur Ruh';
Da drückt den armen Geiſt der Schuh;
Ich geh' herum und ſpuke.

„Nicht eh' gehſt du zum Frieden ein,"
So rief der Geiſt der Mode,
„Als bis gleich dir ſo zart und fein
Ein andrer wird mein Prieſter ſein;
Dann ſchläfſt du ganz kommode."

Und nun bin ich erlöſt durch dich.
Ihr könnt zur Ruh' mich ſenken.
Erlaube mir denn dankbarlich,
Mit dieſem Blatte ſäuberlich
Dir mein Porträt zu ſchenken!

An Karolinen.

Begeiſterung faßt mich mit heil'gem Glühen
Bei deiner Stimme ſanften Harmonieen,
Und Wonne quillt mir, ſeliges Entzücken,
Aus deinen Blicken.

An deiner Bruſt wollt' ich die Welt vergeſſen,
Mich an Glückſeligkeit mit Göttern meſſen;
Ach! aller Sehnſucht Ziel iſt liebetrunken
In dir verſunken.

Trotz den Olympiern ſiegt der Alcide;
Den Ares ſelbſt bekämpft ſich der Tydide;
Amphiaraos darf auf Jovis Winken
Zur Nacht verſinken.

Süß läßt die Liebe den Leander ſterben,
Den Koröbos jagt ſie ins Verderben;
Ein ſchönres Los, das herrlichſte von allen,
War mir gefallen.

Im vollen Taumel heißer Liebeswonne
Erhebt sich mir des Lebens heit're Sonne;
Der Morgenglanz, das ew'ge Licht der Horen,
Ward mir geboren.

An deinen Blicken durft' ich kühn mich sonnen;
Du warst mein Stern und Urquell aller Wonnen.
Dich Herrliche, die göttlichste der Frauen,
Dich durft' ich schauen.

Zum 14. April 1811.

Mit einer Rose.

Ich grüße dich mit leisen Tönen,
Mit meines Liedes Sängergruß;
Es schmückte sich mit allem Schönen
Der Augenblick, der dich erschuf.

Ich sei ein Vorbild deines Lebens!
Es ruht noch in der Zeiten Schoß,
Und ist mein Wünschen nicht vergebens,
Sei blühend es und dornenlos!

Ich, ach! nur einen Frühling blühe,
Und bald ist meine Pracht verdorrt,
Du aber, Hoffnungsreiche, blühe
Bis in den spätsten Winter fort!

Und Blüten, die in schönen Tagen
Im treuen Herzen du gehegt,
Die Zukunft wird von ihnen sagen,
Daß sie die Liebe treu gepflegt.

Frauenlob.

Ertöne, Lied, mit süßer Macht,
In heil'gen Melodieen!
All deine goldne Himmelspracht
Laß durch die Saiten glühen!
Denn was die Brust so mächtig schwellt,
Wie Ahnung einer höhern Welt,
Das ist das Lob der Frauen.

Einst gab's ein glücklicher Geschlecht,
Voll Geisteskraft und Treue;
Nur der Verworfne war der Knecht,
Der Edle war der Freie.

Beschirmt von seiner Götter Gunst
Und hochbeglückt durch Lieb' und Kunst,
Trat kühn der Mensch ins Leben.

Doch jener Zeiten Himmelsglanz,
Du suchst ihn jetzt vergebens.
Es sank der Glaube Griechenlands,
Mit ihm der Lenz des Lebens.
Die Welt der Liebe war verblüht,
Der Sänger schwieg, es schwieg das Lied,
Der süße Ton verstummte.

Doch lebt es noch mit süßer Lust;
Es ging nicht ganz verloren,
Hat still und zart in Frauenbrust
Sich seinen Thron erkoren,
Und in der Unschuld frommem Kleid,
Im schönsten Schmuck der Weiblichkeit,
Reift es zum höhern Leben.

Der Anmut heilige Gewalt
Schmückt still der Frauen Seele,
Daß nicht den Reizen der Gestalt
Die schönste Zierde fehle.
Drum, was die Brust am höchsten schwellt,
Das ist der Frauen zarte Welt,
Das ist die Welt der Liebe.

Und drum ist auch mein Lied erwacht
In hohen Himmelstönen;
Es huldige mit süßer Macht
Dem Edlen und dem Schönen!
Denn was in Frauenherzen glüht,
Verherrlicht nur des Sängers Lied
In heiligen Akkorden.

An H. — — —

Mit einem scherzhaften Gedichte.

Freundlichen Gruß voraus! Es drücken die glücklichen Lippen
Schwelgend im Traume den Kuß dir auf die rosige Hand.
Was der Sänger versprach, er bringt es in freudiger Eile,
Bringt den spielenden Scherz, wie ihm die Herrin gebot.
Seine Wünsche beflügeln den Tanz der entzauberten Horen,
Bis ihm der Zeiten Gestirn aufgeht im festlichen Kreis.

An Marianne Saaling.

Mit den „Erinnerungen an Karlsbad".

Was ich in jenem Tal geträumt, gedichtet,
Wo dich zuerst mein fremdes Auge sah,
Der Kreis der Lieder sei an dich gerichtet!
Damals stand ich in fernem Schatten da.
Jetzt hat dein güt'ger Blick die Dämmerung gelichtet,
Es fühlt mein Lied sich deinen Träumen nah,
Und der Erinnrung sanfte Schwingen tragen
Mein volles Herz zurück zu jenen Tagen.

Und meine Wünsche grüßen jene Hügel,
Das stille Tal ist mir jetzt doppelt lieb;
Die Phantasie, entflohn dem raschen Zügel,
Der sonst so leicht in meinen Händen blieb,
Hebt frei und kühn die lang gesenkten Flügel,
Und jedes Wort erkenn' ich, das ich schrieb,
Und an der flücht'gen Welle der Gedanken
Seh' ich vergangnes Glück vorüberschwanken.

Ich träume mir bei jedem Lieblingsorte:
Hier hat die Freundin einst wie du gefühlt;
Auf jenen Höhn, an jener Felsenpforte
Hat sie der Zephyr sanft wie dich gekühlt.
Ich wähle mir im Geiste ihre Worte,
Und alles, was die Zeit hinweggespült,
In lichter Nähe seh' ich's vor mir schweben.
Dank für dies Glück! Du riefst es sanft ins Leben.

Zuruf am Neubrunnen.

An dieselbe.

Oft ist der Brust die ganze Welt zu enge;
Dann weiß man nicht zu rasten und zu bleiben.
Doch oft gefällt der Menschen tolles Treiben,
Und uns behagt das wogende Gedränge.

Drum führ' ich dich auf die gefüllten Gänge.
Nur vorwärts, vorwärts! denn es hilft kein Sträuben;
Dem Strome darfst du nicht entgegentreiben;
Drum folge sorglos nur der bunten Menge!

Denn alle ziehen zu den warmen Quellen;
Sie sollen frische Lebenskraft gewähren,
Und jeder muß den heißen Becher leeren.

Wir wollen uns an diese Pfeiler stellen,
Und wenn sie jetzt an uns vorüberrauschen,
So können wir der Rede Wort belauschen.

Liebe.

Mag die Lust in üpp'gen Labyrinthen
Manches Herz mit wilder Glut entzünden:
Reine Liebe kennt sie nicht.
Frei von Fesseln der gemeinen Sinne,
Weiht sie sich allein der heil'gen Minne,
Der der Gott den Lorbeer bricht.

Und es reicht im jungfräulichen Strahle
Hebe ihr die nektarvolle Schale,
Gönnt ihr still den Götterssaft.
Aus des Bechers blinkend hellem Rande
Schimmert lieblich, wie an Lethes Strande,
Ew'ges Leben, Jugendkraft.

Soll das Herz dies schöne Glück vertauschen
Mit den Freuden, die uns nur berauschen?
Gleicht ihm wohl die wilde Lust,
Die die rohen Sinne heiß entzündet?
Jene, die die Geister fest verbündet,
Weiht zum Heiligtum die Brust,

Löst den dunklen Drang in süßen Tränen,
Löst der Seele tief verborgnes Sehnen,
Das im Herzen mächtig schwellt.
Reine Liebe kennt nur ew'ge Treue,
Und, geschirmt von ihrer heil'gen Weihe,
Steht sie in dem Kampf der Welt,

Stürzt nicht in der blut'gen Nacht der Zeiten,
Sinkt, erzeugt für ferne Ewigkeiten,
An dem Schreckenstage nicht,
Daß kein schönes Auge sich betrübe.
Ewig ist es wahr: Gott ist die Liebe;
Liebe strahlt sein Angesicht.

Thront die Göttliche in deinem Busen,
So umschwebt dich still der Kreis der Musen
Und erhöht dein Himmelsglück.
Kühn entflammt vom heil'gen Sonnenfeuer,
Tönt Petrarkas Lied zur goldnen Leier,
Und sein Lohn ist Lauras Blick.

Er erklimmt die duftumwebten Höhen,
Wo der Dichtkunst goldne Lieder wehen
Für der Liebe süße Lust,
Schöpft berauscht aus Hippokrenens Welle,
Fühlt, begeistert von der heil'gen Quelle,
Stolz den Gott in seiner Brust.

Wer hat ihm der Lieder Macht gegeben?
Wer erfüllte sein geheiligt Streben?
Liebe, die den Himmel schafft,
Die uns in der Seligkeit Gefühle
Aufwärts reißt zum fernen, ew'gen Ziele,
Reine Liebe gab ihm Kraft.

Glücklich, wer ein solches Los gefunden,
Wer der Wonnen göttlichste empfunden,
Wem die Liebe Rosen streut!
Ihm verfliegt, im Hochgefühl versunken,
Von den Küssen der Geliebten trunken,
Wie ein Augenblick die Zeit.

Das schönste Los.

Wem vor allen hat das Leben
Wohl das schönste Los gewährt,
Wem das reichste Glück gegeben
Und zu höhrer Lust verklärt?

Nicht auf ihren goldnen Thronen,
Nicht den Königen der Welt;
Denn der Friede kann nicht wohnen,
Wo der Ehrgeiz Wache hält.

Nicht den Kriegern ist's gefallen
Auf der blut'gen Heldenbahn;
Zu der Zwietracht Tempelhallen
Kann das Göttliche nicht nahn.

Nicht der Kaufmann hat's ergriffen;
Aller Meere Tiefe mag
Der Phönizier durchschiffen;
Doch da fliegt kein Segel nach.

Nicht dem Bürger wird es blühen
In der Stunden gleichen Reihn;
Bei des Tages Last und Mühen
Wird es nimmermehr gedeihn.

Kann die Blüte sich entfalten,
Wo die Stürme sie umwehn?
Wo der Erde Götter walten,
Muß das Schöne untergehn.

Aber in des Sängers Herzen
Lächelt nur des Lebens Lust;
Sanft verklärt nur dringen Schmerzen
In die stille Friedensbrust.

Und er hat, wo Tränen fallen,
Freudentränen nur gezählt;
Und so ist das Los gefallen,
Und der Sänger ist erwählt.

Wenn im Kampfe mit Medusen
Auch der Mut dem Stärksten bricht,
In dem liedervollen Busen
Reift die Frucht der Erde nicht.

In der Seele reinem Spiegel
Malt sich rein der Zeiten Flucht,
Bis er auf des Liedes Flügel
Sich die bess're Heimat sucht.

Zu Ottiliens Tage.

Laß auch mein Lied zu deines Namens Feier
Des Tages holde Königin umwehn!
Bekannte Weisen spielt dir meine Leier
Und tausend Wünsche, die vom Herzen gehn.

Der Liebe Glück, des Lebens volle Strahlen,
Sie mögen leuchten, wo dein Fuß verweilt,
Und was des Dichters schönste Worte malen,
Sei freundlich dir vom Schicksal zugeteilt!

Und hast du noch in deiner Freunde Reihe
Ein Plätzchen übrig, wo kein Name steht,
So schenk es mir — dann bin ich zwar der Neue,
Doch alt an Treu', wenn's für die Freundschaft geht —

Damit ich einst aus vollem Herzen sage,
Wenn fern von dir mich nur Erinnrung freut:
„Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage
Der seligen Vergangenheit."

Lied auf dem Hirschsprung.

In Karlsbad.

Mel.: Es kann ja nicht ꝛc.

Hier oben auf felsigen Höhen,
Weit über des Lebens Gewühl,
Da sitzen im traulichen Kreise
Der fröhlichen Menschen so viel.

Zwar wandert wohl mancher noch einsam,
Den Unmut so tief in der Brust;
Doch hier im Kreise der Freunde,
Da atmet nur Leben und Lust.

Wir kamen aus Norden und Westen,
Zur heilsamen Quelle gewandt,
Und fanden uns fröhlich zusammen
Und reichten uns freundlich die Hand.

Zwar sind wir nicht lange beisammen,
Dann tönt schon der scheidende Gruß;
Drum schlürft aus den kürzeren Stunden
Den doppelten höhern Genuß!

Und wenn das Schicksal uns trennte,
Und jeder die Freunde verließ,
So bleibt ja auch in der Ferne
Erinnrung noch lieblich und süß.

Drum laßt uns die Zeit noch genießen,
Die unwiederbringlich entflieht!
Die Blume, die heut sich entfaltet,
Ist morgen vielleicht schon verblüht.

Glück der Liebe.

Es schlägt das Herz mit heil'gem Beben
Von unbekanntem Geist durchglüht,
Und neuer Mut und neues Leben
Ist in der Seele aufgeblüht.
Ein Wechsel tausend schöner Triebe
Umgaukelt süß die stille Brust.
Ach, welche Freuden, diese Liebe!
Und diese Liebe, welche Lust!

Wem aus dem heißgeliebten Munde
Das Götterwort: „Ich liebe!“ klingt,
Und wer des Lebens schönste Stunde
Von allen Purpurlippen trinkt:
Berauscht vom göttlichsten der Triebe,
Bricht wonnetrunken ihm der Blick.
Ach, welche Seligkeit ist Liebe!
Und diese Liebe, welch ein Glück!

Doch wenn das Schicksal in dem Herzen
Kalt zwischen Glück und Liebe greift
Und all der Sehnsucht bittre Schmerzen
Auf eine weiche Seele häuft,
Und wild im Sturm empörter Triebe
Das Blut zersprengen will die Brust:
Auch diese Qualen nennt man Liebe,
Und diese Liebe nennt man Lust.

Und wenn der Hoffnung Kraft vergebens
Mit der Verzweiflung glühend ringt,
Bis endlich dieser Traum des Lebens,
In tiefe Wehmut still versinkt,
Wenn dann, von heißen Zähren trübe,
Die Todesnacht umflort den Blick:
Auch diese Schmerzen nennt man Liebe,
Und dennoch bleibt die Liebe Glück.

Als sie ein Perlenhalsband trug.

Wie die Perlen sich in lichten Ringen,
Gleich dem Blütenglanz im Morgentaue,
Auf des Busens wollustvollem Baue
Um des Halses Marmorweiße schlingen!

Ach, wie faßt es mich mit Sturmesschwingen,
Wenn ich ihr ins holde Antlitz schaue!
Was ich dann der Leier still vertraue,
Möcht' ich ihr in süßen Liedern singen.

Wie die Perlen, die die Brust umrauschen,
Wie der Saphir, der den Nacken küßt,
Ach, so überschwenglich glücklich ist!

Dürft' ich einmal nur mit ihnen tauschen,
Auf des Busens Fülle mich zu wiegen,
Liebend mich an ihre Brust zu schmiegen!

Dora.

Anakreontische Ode.

Durch der Tänzer bunte Reihen
Flog ich jüngst an Doras Arme;
Freundlich glänzte ihr das Auge,
Und das süße Rot der Wangen
Blühte, eine junge Rose.
Dunkel wiegten sich die Locken
Auf des Busens Marmorweiße,
Schmiegten sich so süß und innig
Um den allerschönsten Nacken.
Und auf einmal, welcher Schrecken
Bebte mir durch alle Glieder!
Ach! durch jene dunkeln Locken,
Die die hohe Stirn ihr schmückten,
Schaute Eros heimlich nieder,
Drohte mit gehobnem Finger.
Eilig wollt' ich ihm entfliehen;
Doch auch fernhin trifft sein Bogen,
Und den Pfeil erwartend blieb ich.
„Schieße nur, Verräter, schieße!
Soll ich einmal mich verbluten,
Hauch' ich willig ihr zu Füßen
Meine trunkne Seele aus."

Der Wintermorgen.

Staunend komm' ich daher aus der Mauern dunklem Gewühle,
Fühle die Seele befreit, fühle die Fessel gelöst,
Die den Menschen vom Menschen trennt und wehret der Liebe,
Und mir schlägt an die Brust wonniger, freud'ger das Herz.
Hin zu deinem Altar hinwandr' ich mit fröhlichem Sinne
Aus des Volkes Getös, herrliche, holde Natur.
Und bedecket dich auch des Winters frostige Hülle,
Drücket das ferne Gebirg längst schon der leuchtende Schnee:
Herrlich doch zeigt sich der Reiz im Glanz der aufsteigenden Sonne
Wenn der erwärmende Strahl lieblich die Fluren begrüßt,
Wenn der Gesang des Waldes sich laut in munteren Chören,
Zum belebenden Glanz froh in die Höhe sich schwingt.
Schön vom silbernen Reif entschimmern die Auen; der Äste
Wundersames Geflecht seh' ich des Laubes beraubt,
Und am Ufer des Bachs erblick' ich in drolligen Formen
Manche Pflanze bereift, glänzend im klaren Kristall.

Holder zwar trittst du hervor, Natur, mit mächtigem Scheine,
Wenn das Veilchen erscheint, Rose und Nelke entkeimt;
Aber auch jetzt regst du mit mächtigen Freuden die Herzen
Zum Bewundern auf, ewige, große Natur.

Einer Freundin ins Stammbuch.

Du fragst, was wohl das Allerhöchste sei,
Wenn ich des Lebens schönste Güter zähle?
Ein liebend Herz voll Glauben, Mut und Treu'
Und in der schönen Form die schöne Seele.

Mein Mädchen.

Erklinge, Lied, in süßen Tönen
Dem Mädchen, das ich mir erwählt,
Die einzig unter allen Schönen
Mit heil'ger Liebe mich beseelt,

Die meiner Jugend Phantasieen,
Ein ideales Götterbild,
Mit seinen schönsten Harmonieen
Im höchsten Sinne treu erfüllt.

Des Lebens seligstes Entzücken,
Der Liebe Frühling keimt und blüht
In ihres Auges Flammenblicken,
Wo blau ein ganzer Himmel glüht!

Die Locke, die im goldnen Kreise
Ihr in die freie Stirne fällt,
Der Nacken, der mit Marmorweiße
In üpp'ger Lebensfülle schwellt,

Die volle Brust, in deren Tiefen
Ein Herz für Treu' und Liebe schlägt:
Wer darf sie sehn und darf sich prüfen
Und sagen, daß ihn nichts bewegt?

Für sie mit nie gekanntem Triebe
Schlägt wonnetrunken dieses Herz,
Und mit dem Adlerflug der Liebe
Reißt mich zu ihr der Sehnsucht Schmerz.

An Messerschmidt.

Ein Schwank.

Freund, wie ist dir's, wenn aus Feuerschalen
Wild im Kreistanz taumelnder Vestalen
Starrer Frost durch alle Adern glüht,
Wenn das Herz mit leisen Donnerschlägen
Aufwärts durch den ew'gen Flammenregen
Seiner Welt zum Sonnentempel zieht,

Wenn, vom sanften Morgenstrahl umflossen,
Helios mit seinen Flammenrossen
In das goldne Silbermeer versinkt,
Und am flutgegeißelten Gestade
Eines Quells die schleichende Zikade
Dem geliebten Krebs ihr Liedchen singt?

Dann in purpurfarbner Flammenkühle
Rast die Seele zum erreichten Ziele
Auf der luftgewebten Felsenbahn,
Und des Tages Glut umwölkt mich düster,
Stürme heul'n mit zärtlichem Geflüster,
Und der Zephir peitscht den Ozean.

Freundlich in der donnervollen Stille
Strahlt der Mond in welker Lebensfülle
Durch das finstre Sonnenlicht der Nacht,
Und des Herzens längst erstorbne Keime
Treten lichtvoll aus dem Reich der Träume
Und entfalten die verwese Pracht.

Und der Sturm in schmeichelnden Gewittern
Bricht die Blüten, Lilienstengel splittern,
Reißen greise Fichten mit hinab.
Blutig graut des Tages Abendröte,
Und das sanfte Murmeln der Trompete
Weckt den Leichnam in dem Flammengrab.

Flöten- und Harmonika-Geschmetter
Rufen furchtbar dann den Gott der Götter,
Zagend an das Richteramt zu gehn.
Lautlos steht die Ewigkeit vernichtet,
Und die Welt, in Strahlennacht gelichtet,
Schmettert nieder bei des Rufes Wehn.

Dann, o Freund, ergreife meine Rechte!
Und im friedlichstillen Mordgefechte
Zwingt die Kunst den stolzen Genius;
Und aus erzgegoss'nen Rosenketten
Kann das Herz die Qual der Seele retten;
Doch der Geist erstirbt im Tränenguß.

Ausgenommen.

Im Gasthof zum gekrönten Schwan
Kam einst ein Fremder zu Pferde an,
Wie sie wohl nicht alle Tage kommen.
Der Wirt empfing ihn mit emsiger Hast
Und rief: „Sie sind mir der liebste Gast,
Den Burgemeister ausgenommen."

Der Fremde sprach: „Ei, das soll mich freun;
Denn ich bitte, könnt' es nur möglich sein,
In wenig Minuten den Tisch mir zu decken."
Da ward ihm denn auch sogleich serviert,
Und alles war trefflich präpariert;
Dem Fremden schien es köstlich zu schmecken.

Und endlich rief er zufrieden: „Es hat
Wohl niemand in eurer ganzen Stadt
Ein solches Mittagsmahl eingenommen
Und mit so viel Appetit auch als ich."
Und schnell sprach der Wirt und bückte sich:
„Den Burgemeister nur ausgenommen."

„Ei Wetter, ich nehme niemand aus;
Bleibt mir mit dem Burgemeister zu Haus!
Was soll auch nur das Geplauder frommen?"
Doch wie auch des Fremden Rede war,
Der Wirt entgegnete immerdar:
„Den Burgemeister nur ausgenommen."

Und sagt' er's auch so demütig noch,
Den Fremden verdroß es endlich doch;
Er begann sich ernstlich mit ihm zu streiten.
Zuletzt aber rief er, vom Reden matt.
„Ich habe das leere Geschwätz nun satt;
Der Burgemeister soll selbst entscheiden!"

Sie eilten hin. Behaglich und rund
Empfing er sie, und so sprach sein Mund:

„Sie müssen sich freilich zur Strafe bequemen;
Denn hier ist es einmal Sitte und Pflicht,
Bei allem, was man erzählt und spricht,
Den Burgemeister wohl auszunehmen."

Da lachte der Fremde dem Herrn ins Gesicht:
„Hier ist denn mein Strafgeld; ich weig're mich nicht;
Und bin ich auch weit schon herumgekommen,
So kann ich doch sicher schwören: Ich sah
Keinen größern Narr'n als den Gastwirt da,
Den Burgemeister zwar ausgenommen."

Mein Symbolum.

Ich trat gar stolz in diese Welt,
Und alles fand ich reich bestellt;
Da schwor ich gleich bei Stein und Bein,
Nur „Cäsar oder nichts" zu sein.

Das ließ mich aber bald in Ruh'.
Da kam die Freundschaft auf mich zu;
In ihrer Welt fand ich genug,
Und „Semper idem" ward mein Spruch.

Doch plötzlich, wie von ungefähr,
Kam Liebe freundlich zu mir her;
Sie zog mit stiller Kraft mich fort,
Und „Liebe" ward mein Losungswort.

Doch ach! der schöne Traum verblich;
Ins wilde Leben stürzt' ich mich;
Es riß gewaltsam mich herum.
„Genieße!" ward mein Symbolum.

Nur fand ich nie, was ich verlor;
Manch üble Stunde trat hervor;
Doch hatt' ich bald des Lärms genug.
„Nur mäßig, mäßig!" ward mein Spruch.

Das trieb mich zur Philisterwelt;
Da hab' ich's schleunigst eingestellt,
Und nahm — ich wählte lang' herum —
„Toll aber klug!" zum Symbolum.

Das ist des wahren Burschen Wort.
Drauf stürz' ich mich in Strudel fort,

Und geht es schief mit meiner Ruh',
Ruf' ich „Toll aber klug!" mir zu.

Es bleibt — nie kehr' ich wieder um —
Für diese Welt mein Symbolum.
Einst ruft Freund Hain mir zu: „Genug!
Du hast gelebt toll — aber klug."

Leoninische Verse.

1.

Als des Herzens reine Söhne
Deuten deine süßen Töne
Auf den Einklang deiner Brust.
Mit der Stimme sanftem Walten
Blühn die lieblichsten Gestalten
Ewig dir in Frühlingslust.
Reich am höchsten Preis im Leben,
Grüß ich dich als Künstlerin,
Edler Trieb nach edlem Streben,
Reiner, jungfräulicher Sinn.

2.

Könnt' ich Thaliens Kranz verschenken,
O nimmer wollt' ich mich bedenken.
Reich ist die Kunst;
Doch hoch vor allen steht
Naivität.

3.

Kampf und Liebe, Lust und Schmerzen,
Reich geschmückt an Geist und Herzen,
Übst du mit der Musen Gunst.
Gleichen Glücks in Kraft und Milde,
Eifrig nach des Dichters Bilde
Reift die Blüte deiner Kunst.

4.

Kann der Mensch sich glücklich wähnen
Ohne Schmerzen, ohne Tränen?
Blüht nicht in der tiefsten Brust
Ewig jung der Liebe Sehnen,
Reich an Schmerz wie reich an Lust?

Wem die Götter ihn versagen,
Weide sich an deinem Spiel!
In des Liedes Zauberklagen
Neigt sich dir sein Hochgefühl.

5.

Weit hat dich der Geist getragen,
Eine deutsche Dichterin;
In des deutschen Liedes Tagen
Stehst du da mit klarem Sinn.
Schönes mag das Leben schauen,
Edles hat die Welt gesehn,
Nie doch Zartres als in Frauen
Treue Lust an Liedeswehn.
Horchend schwebt die Muse nieder,
Und im sanften Sternenglanz
Reicht sie dir für Spiel und Lieder
Nieverwelkt den Doppelkranz.

Träume der Liebe.

Ich denke dein beim Strahl der Morgenröte,
Und wenn des Mittags heiße Glut erwacht;
Ich denke dein beim Klang der Abendflöte,
Ich denke dein im Sternensaal der Nacht.

Ich höre dich im Morgengruß der Lerche;
Des Waldes Sänger rufen mich wie du,
Und aus dem dunklen Zauberklang der Berge
Tönt mir dein Name sanft und heilig zu.

Ich sehe dich auf allen fernen Höhen,
Wohin die Sehnsucht meine Augen trägt.
Ich fühle dich im leisen Zephirwehen,
Und wunderbar ist mir das Herz bewegt.

Wenn mich des Morgens Rosenlicht umschlungen,
Träum' ich auf meinen Lippen deinen Kuß.
Wenn mich der Abend dämmernd eingesungen,
Erkenn' ich deiner Liebe Geistergruß.

Stürm ich hinaus ins laute Weltgetümmel,
Wie ist mir deine Nähe dann so süß!
Ich fände ohne dich dort keinen Himmel,
Und nur mit dir komm' ich ins Paradies.

Drum glaub' ich dir. Mir dies Gefühl zu rauben
Versucht umsonst der finstre Geist der Welt.
Drum glaub' ich dir und will dir ewig glauben,
Wenn rauschend hier der Vorhang niederfällt.

An Marie und Pauline

am 17. Jänner (1812).

Still kam der Jüngling aus dem tiefern Norden,
Trat zu dem Tempel auf geschmückten Wegen,
Wo sich Thaliens laute Freuden regen;
Noch klang sein Lied in schüchternen Akkorden.

Und sieh! da öffnen sich des Tempels Pforten;
Zwei Genien schweben freundlich ihm entgegen,
Reich ausgeschmückt mit aller Musen Segen,
Und rufen ihn mit sanften Himmelsworten.

Er tritt hinein; noch schwanken seine Füße,
Noch schlägt das Herz, noch fühlt er sich beklommen,
Und schauern nur macht ihn das heil'ge Schweigen.

Doch Mut! Verhallen auch die ersten Grüße
Bedeutungslos, der muß zum Ziele kommen,
Dem Kunst und Anmut so die Hände reichen.

An Toni

am 17. Februar 1812.

Ein Riesengeist geht durch das Haus; es beben
Die zarten Saiten unter kühnen Schlägen.
Das sind des Briten Lieder; so verwegen
Greift keiner in das tiefste Menschenleben.

Doch wenn hier Kräfte feindlich widerstreben,
Wenn Schrecken hier und Furcht und Angst sich regen,
So seh ich doch auf stillen Blütenwegen
Der Schönheit Zauber durch die Kämpfe weben.

Der Schönheit Zauber! Ja, was Dichter hoffen
Wo alle Liederwünsche sich getroffen,
Dies Paradies lag meinen Blicken offen.

Denn was des Briten kühnstes Lied gesungen,
Dir ist dennoch der schönre Sieg gelungen:
Die Anmut hat den Riesengeist bezwungen.

An Toni

den 17. Februar.

Erwartend stand ich in Thaliens Hallen.
Ich sah ein Bild mit reichem Frühlingsweben
In Scherz und Anmut zart vorüberschweben;
Ich seh' es noch; der Vorhang ist gefallen.

Bald aber hör' ich düstre Lieder schallen;
Ich fliege hin; mich faßte tiefes Beben;
Das heit're Bild, besiegt vom strengen Leben,
Geht mit dem Schmuck der Tränen durch die Hallen.

Und welche Tränen, welche Zaubertöne!
Die heit're Anmut, diese ernste Schöne!
Ich staune noch; ich weiß nicht, was ich krône.

Der Lieder Ahnung hat mich nicht betrogen.
Hoch über des gesunknen Lebens Wogen
Steht meiner Träume gold'ner Irisbogen.

Phantasie an Toni.

Was schwelgt im Jubellied der Saiten?
Was überfliegt vergangne Zeiten
Im Wechselsturm der Harmonie?
Der Nachklang aus verwelkten Tagen,
Die uns ins bess're Land getragen,
Heißt Phantasie.

Und was der Dichter still gegeben,
Wer zauberte sein Lied ins Leben?
Wer schenkt den Worten Melodie?
Das nie Belebte wie das Tote,
Es atmet doch im Morgenrote
Der Phantasie.

Wo sich die Muse Tempel baute,
Ist sie die einzige Vertraute,
Verlischt die heil'ge Flamme nie.
Es herrscht im Schmerz von Melpomenen
Wie in Thaliens heitern Tönen
Nur Phantasie.

Was wär' der Jugend Frühlingsfülle,
Was wär' des Herbstes reife Stille,
Was Kunst und Leben ohne sie?

Hoch in des Glaubens Lichtgeſtalten,
Und wo der Liebe Zauber walten,
Blüht Phantaſie.

Am ſchönſten reift dies Kind der Muſen
In edler Frauen edlem Buſen,
Am Sonnenſtrahl der Poeſie.
Der Frauen zartbeſaitet Leben,
Ihr Lieben, Glauben, Hoffen Streben
Iſt Phantaſie.

Und deine Lippe durft' es ſagen,
Dich hätte nie ihr Flug getragen?
Ihr Zaubergeiſt ergriff dich nie?
Kann ſich der Mai vom Frühling trennen?
Dein Liebling will dich nicht erkennen.
O weine, Phantaſie!

Der Augen ſeelenvolle Klarheit,
Der Worte frühlingsheit're Wahrheit
Des ganzen Weſens Harmonie,
Das Seraphslied in deinen Tönen·
Wo fehlt' in dieſem Kreis des Schönen
Je Phantaſie?

Und ſteh' ich dir ſo gegenüber,
Mit Liebesfülle weht's herüber,
Und jedes Wort wird Poeſie,
Und in des Lebens finſt're Schranke
Tritt wunderhell der Traumgedanke
Der Phantaſie.

Violenblau.

Am 2 März (1812).

Im Wundereinklang iſt das Leben
Der Menſchenbruſt mit der Natur;
Was jener als Gefühl gegeben,
Geht hier in lichter Farbenſpur.

Der Blätter Grün, das uns im Lenzen
Mit neuer Lebensfülle freut,
Wird hier zu ew'gen Hoffnungskränzen,
Zur Ahnung einer beſſern Zeit.

Des tiefen Himmels klare Bläue,
Der Lüfte dunkle Harmonie,
Du findest sie als heil'ge Treue
In deines Herzens Poesie.

Des Morgenrotes Prachtgefieder,
Das uns des Tages Grüße reicht,
Erkennst du in der Liebe wieder,
Wie sie verklärt zum Lichte fleugt.

Doch Rot und Blau stand sich entgegen,
Und Lieb' und Treue war getrennt;
Sieh! da vermählte Gottes Segen
Der Farben geistig Element.

Das Rote mischte sich dem Blauen
In der Viole Frühlingsluft,
Und Lieb' und heiliges Vertrauen
Ward Freundschaft in der Menschenbrust.

So prangt des Lebens schönste Farbe,
Ins volle Blütentum gestellt;
So harrt die reichste Hoffnungsgarbe
Dem Schnittertag der bessern Welt.

Der Rose hast du dich verschworen,
Nicht achtend ihren Frühlingsglanz;
Die Veilchen hast du dir erkoren
Und reich an Blüten ist der Kranz.

O möchte mir an Zieles Ferne
Ein solches Veilchen blühend stehn!
Ich ging' ihm nach als Heilands Sterne;
Auf keine Rose wollt' ich sehn.

Doch eine Frage sei verziehen,
Und Fragen kann man ja verzeihn.
Wenn Rot und Blau zusammenblühen,
Muß es darum Violblau sein?

Mit dem Balboa.*)

Still begeistert ergriff ich das Buch; Antoniens Finger
Hatten die Blätter berührt, hatten die Lieder geweiht.
War mir's doch, als fühlt' ich die Wärme der Hand, und als spürt' ich
Noch den lebendigen Hauch, der es balsamisch durchweht.

*) Das Trauerspiel „Balboa" von H. J. v. Collin erschien 1806.

Jeglichen Wortes Schrift war mir ein heilig Vermächtnis;
Denn es fiel ja ihr Blick auch auf dies glückliche Wort.
Und so faßte mich tief ein niegefühltes Entzücken;
Zarter Sehnsucht Gewalt griff in die Tiefen der Brust,
Und voll freudigen Traums der stillgeahneten Nähe,
Horcht' ich dem mutigen Ton und der Verschlingung des Lieds.
Herrliches sang der Geist; verklärt ins traurige Leben
Trat die Riesengestalt früher, vergangener Zeit;
Und es bebte der Geist und schwoll voll tiefer Entzückung,
Und es neigte der Geist sich dem Vollendeten zu.
Tränen, das Auge war verwöhnt dem vergessenen Freunde,
Tränen perlten im Blick, Tränen der heiligsten Lust.
Ach! da rief's mir im Wehen des Lieds: „Hier hat sie geweint; hier
Schmückte ihr Auge sich auch still mit den Perlen des Taus."
Da vergaß ich das Lied, vergaß den geheiligten Sänger,
Und die Saiten der Brust bebten ein göttliches Lied.

Antoniens Augen.

Augen, zarte Seelenblüten,
Klare Perlen ew'ger Liebe,
Augen, ihr verehrte Augen,
Meiner Herrin lichte Sterne,
Laßt euch von des Sängers Liedern
Sanfte Frühlingstöne wehn!

Alles, was das Leben heiligt,
Trägt die Ahnung seiner Seele,
Trägt den stillen Schmuck der Augen,
Nicht der Mensch allein, der stolze,
Auch der Frühling, auch die Erde,
Auch des Tages Wechselgruß.

In der Erde dunklen Tiefen
Stehn die klaren Diamanten
Wie ein ewig blühend Auge.
Rosenaugen hat der Frühling,
Und der Tag hat seine Sonne,
Ihre Sterne hat die Nacht.

Aber ihr, verehrte Augen,
Meiner Herrin lichte Sterne,
Klare Perlen ew'ger Liebe,

Augen, zarte Seelenblüten:
Solche liebe, gute Augen,
Solche Augen sind es nicht.

Nicht so klar sind Diamanten,
Die in dunkler Tiefe leuchten,
Nicht so lieblich Frühlingsrosen
An des Lebens zartem Busen,
Nicht so mild die ew'gen Sterne,
Nicht so hell der junge Tag.

Was im Leben schön und edel,
Les' ich klar in eurem Schimmer;
Was das Jenseits dort verschleiert,
Leuchtet mir in eurer Freude,
Leuchtet mir in euren Tränen
Wie aus Himmelsferne zu.

Und so hört des Sängers Grüße!
Wollt ihr freundlich nicht dem Jüngling
Wie die ew'gen Dioskuren
Leuchten durch des Lebens Wogen?
Augen, zarte Seelenblüten,
Wollt ihr meine Sterne sein?

Der Dreiklang des Lebens.

An Toni.

Mit wilder Kühnheit trat ich rasch ins Leben;
Groß träumt' ich mir den Schuldbrief an das Glück;
Ins Grenzenlose ging mein dunkles Streben;
Kalt blickt' ich auf die Gegenwart zurück.
Zu stolzer Höhe wollt' ich mich erheben;
Doch nach dem Ziele schweifte noch der Blick;
Da stürmt' ich in des Lebens wüste Tiefen,
An jeder Klippe meine Kraft zu prüfen.

Die Flut riß mich in ihren Brand hinunter,
Und neben mir sank manches edle Herz.
Ich schlug mich durch, ich ging im Sturm nicht unter;
Um die Verlornen trauerte mein Schmerz.
Der Rettung kühner Sieg blieb mir ein Wunder,
Und frischen Auges blickt' ich himmelwärts.
Es war die Ahnung der verwandten Seele,
Die mich heraufzog aus der Mörderhöhle.

Mit neuem Mute folgt' ich leisern Stimmen;
Von einem schönern Leben sprachen sie:
Ich sollte keck den kühnen Strom durchschwimmen,
Die Kräfte wagen, die mir Gott verlieh,
Den Sonnenberg der Hoffnung zu erklimmen;
Denn Eins sei Glaube, Lieb' und Poesie,
Und in der heil'gen Trias dieser Töne
Vermähle sich das Göttliche und Schöne.

Und tief in meiner Brust war mir der Glaube
An Gott, an Kraft, an Freiheit eingeprägt.
Die Menschheit wühlte um mich her im Staube,
Kaum von des Himmels Donnerruf bewegt.
Zwar fallen Tausende der Welt zum Raube;
Ich fand doch Herzen, wo es edel schlägt;
Und allen Zweiflern möcht' ich's laut erzählen:
Die Zeit ist schlecht; doch gibt's noch große Seelen.

Auf diesen Glauben bauten meine Träume
Der Dichtkunst jugendliche Fabelwelt.
Im Frühlingsdufte reicher Blütenbäume
Fand ich den Altar prangend aufgestellt.
Und wie ich nun in Liebeswellen schäume,
Und wie der Gott mir in dem Busen schwellt,
Da fühlt' ich's deutlicher in meiner Seele,
Daß mir das Höchste, daß die Liebe fehle.

Mit tiefer Sehnsucht blickt' ich in das Leben;
Vom Ideale fand ich keine Spur.
In Schmeichelformen abgeschmacktes Streben,
Zierpuppen der verschrobensten Natur:
So sah ich geistlos sie vorüberschweben.
Wie mir das eiskalt durch die Seele fuhr!
Des Lebens Kranz — ich sag' es mit Erröten —
Herabgewürdigt, in den Staub getreten.

Verzweifeln wollt' ich an der Gottheit Strahle;
Da sah ich dich, dich, und ein einz'ger Blick,
Jungfräulich wie der Mai im Blütentale,
Rief mich zu meiner Dichterwelt zurück.
Es lächelte aus Hippokrenens Schale
Mit Spiegelklarheit kaum geträumtes Glück:
Ich wandte mich mit wunderbarem Beben,
Und heilig trat das Heilige ins Leben.

Und vor dem aufgeflammten Morgenlichte
Sank ich ins Knie, von Gottes Hauch beseelt;
Die Ahnung sprach es längst im Traumgesichte:
Kein Märchen war's, das Phantasie erzählt;
Denn was ich glaube, was ich glühend dichte
Und glühend liebe, blüht in dir vermählt,
Und kühn im Dreiklangsdonner der Gefühle
Stürzt mich dein Wink durch Sturm und Kampf zum Ziele.

Vor dem Bilde ihrer Mutter.*)

An diesem Herzen
Hat sie gelegen;
Mit diesen Sternen
Himmlischer Güte,
Weiblicher Zartheit
Zaubergeschmeide,
Grüßte die Mutter
Freundlich das Kind.

Von der Anmut gesäugt,
Von ihr in den Schlummer
Spielend gesungen,
Wuchs sie herauf
Und blühte und strahlte,
Die Rose der Anmut,
In fröhlichem Schmuck.

Und neben der Rose
Saß zärtlich die Mutter,
Die freundliche Mutter,
Und wehrte dem Zephir
Und wehrte den Bienen
Und zog sich im Herbste
Des eigenen Frühlings
Frischblühendes Bild.

Und wie sich die Rose
Dem Frühling entfaltet,
Da weinte die Mutter
Lichtperlen der Freude
Und lächelte heiter
Und schied aus dem Leben,
Mit segnenden Grüßen
Zur Rose gewandt.

Und die Rose blühte
In heiligem Segen
Und schmückte den Frühling
Und zierte den Garten,
Und wer sie betrachtet,
Dem wurd' es im Herzen,
Als säß' er gefesselt,
Und Worte der Freiheit
Klängen ihm zu.

Drum bist du mir heilig,
Du Bild ihrer Mutter.
O, daß dich das Leben
Noch freudig umfinge!
Ich wollte dich lieben,
Ich wollte dich ehren
Mit kindlicher Treue
Und kindlichem Lied.

---

*) Maria Anna Adamberger, die Mutter Tonis, berühmte Schauspielerin, gestorben in Wien 1804.

Doch du bist geschieden
Zur freundlichen Klarheit,
Die Schwester des Seraphs;
So ruf' ich's hinüber
In deine Verklärung,
Was heilige Sehnsucht
In Tönen erweckt.

Zum Grab will ich pilgern,
Will knieen am Hügel,
In stillem Gebete
Dich, Heilige, rufen
Und danken und singen
In kühner Verzückung
Aus glühender Brust.

Liedeskühnheit.

Schwelge, Lied, in vollen Tönen,
Tauche dich mit lichten Schwingen
In der Sphären Zauberklingen,
In der Donnerhymnen Dröhnen!

Zu dem Blütengeist des Schönen
Will die kühne Stimme dringen,
Mit Gesang die Welt bezwingen,
Mit der Kunst die Liebe krönen.

Was ich singe, was ich sage,
Was ich tief im Herzen trage,
Liebessehnsucht, Liebesklage,

Fließt zu einem Strahl zusammen,
Und, du wirst mich nicht verdammen,
Und dein Bild schwebt in den Flammen.

An Toni.

Im Prater.

Es keimen die Blüten, es knospen die Bäume;
Der Frühling bringt seine goldenen Träume;
Ein lauer Wind weht mich freundlich an;
Die Felder sind bräutlich angetan.

Dort unten flüstern die Wellen vorüber;
Zu duftigen Bergen schau' ich hinüber;
Die Vöglein singen und fliegen vorbei
Und lispeln von Sehnsucht, von Liebe und Mai.

Und jetzt erst erklärt sich das heimliche Beben;
Jetzt ahn' ich erst, Frühling, dein Wirken und Weben;
Jetzt weiß ich erst, was die Nachtigall singt,
Was die Rose duftet, die Welle klingt.

Denn auch in mir ist's Frühling geworden;
Es schwelgt die Seele in Blütenakkorden;
Der Sehnsucht Stimme, der Liebe Drang
Klingt Wellengeflüster und Lerchengesang.

Und freundlich, wie die heiligen Strahlen
Der Sonne den blühenden Tempel malen,
So steht meine Liebe mir nimmer fern
Und glüht in der Seele, ein günstiger Stern.

Und jeder geschlossene Kelch meines Lebens
Und jede Knospe des freudigen Strebens
Wird von dem Sterne zur Blüte geküßt,
Ein Hauch, der das Tote erwecken müßt'.

Und alle Blumen, die in mir keimen,
Und alle Strahlen aus meinen Träumen
Bänd' ich gern in einen Strauß,
Der spreche mein Leben, mein Sehnen aus,

Mein Lieben, mein glühend unendliches Lieben!
Wo ist all das andere Treiben geblieben?
Versunken in Sehnsucht nach deinem Licht,
In den einen Wunsch, der für alle spricht.

Und du lächelst mild dem Freunde entgegen
Und pflegest die Blumen auf seinen Wegen.
O, was hat der Himmel für Seligkeit
In das kalte, nüchterne Leben gestreut!

Drum mag der Herbst in den Blättern säuseln,
Der Winter die silbernen Flocken kräuseln,
Die Lerche schweigen, die Schwalbe ziehn:
In meinem Frühling bleibt's ewig grün.

Kein Winter kommt; kein Wechsel der Zeiten
Läßt mich von der Liebe Begeisterung scheiden.
Im Herzen verstummt keine Harmonie,
Und die Blüten der Seele verwelken nie.

So bleibt mein Frühling voll Liebe, voller Tugend,
Dir, Toni, treu eigen, im Schmucke der Jugend,
Und muß ich sterbend hinüberziehn,
Dort soll er im ewigen Sommer blühn.

Hymne an Gott.

Großer, dreieiniger Gott, ewiger Gott,
Dem der Donner rollt, dem die Blitze flammen,
Dem der Seraph auffauchzt im Siegespäan,

Höre durch leuchtender Sphären Stürme,
Durch deiner Welten Jubelgesänge,
Höre das Stammeln deiner Geschöpfe,
Glühenden Dankes verzückenden Ton!
Die Erde verschwindet
Im Meere der Welten,
Ein Tropfen des Lebens,
Gedanke des Seins.
Und Staub auf der Erde
Verschwinden die Menschen;
Es löst in Atome
Der Körper sich auf.
Da hast du, dreieiniger, heiliger Vater,
Den himmlischen Strahl in die Seele geworfen
Und hast das Atom an das Ew'ge geknüpft.
Und in des Menschen gewaltigem Geiste
Zersplittert die Erde wie Sonnenstäubchen,
Und über die Welten fliegt der Gedanke
Und mustert die Sphären und regt sich unendlich.
Der Staub verlor sich im Weltengetümmel;
Das Weltengetümmel verliert sich im Geist.
Drum höre, du, dem die Donner rollen,
Dem der Seraph jauchzt, dem die Blitze flammen,
Durch der Sphären leuchtende Liederstürme,
Durch deiner Welten Jubelgesänge,
Großer, dreieiniger, ewiger Vater,
Höre das Stammeln deiner Geschöpfe,
Glühenden Dankes verzückenden Ton!

Entzückung.

„Die Kunst ist das Höchste!"
So rief uns der Sänger,
So sprach's ein jungfräulicher,
Blühender Engel
Mit silbernen Tönen
Dem Göttlichen nach.

Es klang mir im Herzen
Wie Ahnung der Gottheit.
Die Stimme des Frühlings
Von heiligen Lippen
Schwoll auf in Begeistrung.
„Die Kunst ist das Höchste!"
So rauschte das Lied.

Und seelengewaltig
Ergriff's mich im Sturme,
Und Funken der Gottheit
Durchzuckten die Brust.
Denn vor mir stand es
In blühender Jugend
Das Traumbild des Schönen,
Wie Bildner gebildet
Und Sänger gesungen
Und Dichter geträumt.
Und: „Kunst ist das Höchste!"
Rief sphärenmelodisch
Der Engel herüber,

Und heil'ge Begeistrung
Durchglühte das Auge;
Es schmückte die Worte
Ein Kranz der Verklärung,
Die strahlende Stirne
Die Schwester des Lichts.

Da brach's aus dem Herzen
Wie Fluten des Bergstroms
Und riß die Gedanken
Im wirbelnden Strudel
Zum Leben hinaus.

Und mächtiges Rufen
Durchbrauste die Seele
In trunkner Begeistrung,
Verwegen, verworren,
Wie Stimmen der Wolken,
Wie Donner der Schlacht.

Da legte sich endlich
Der Sturm der Verzückung,
Und heilig und ewig
Verhaucht er als Dreiklang
Und Liedergesäusel
Zum Strahlenakkord.

Und tief in der Seele
Erklang seine Stimme:
„Die Kunst ist das Höchste;
Doch höher als Höchstes,
Am Busen der Gottheit,
Im Schoß des Dreieinen,
Erbaut sich die Liebe
Ihr strahlendes Reich."

Die Kunst gab die Flügel
Und übte die Schwingen,
Und über die Erde
Erhob sich der Jüngling;
Da faßte die Liebe
Mit Sturmesumarmung
Den glühenden Geist

Und riß ihn zur Höhe.
Die Welten verschwanden
Dem trunkenen Blicke.
Zum Thron des Allmächt'gen
Entbrausten die Flügel;
Auf Schwingen der Sehnsucht
Erhob sich der Aar.

Und neben dem Throne
Steht blühend die Jungfrau
Und winkt mit der Palme
Durch Fluten des Lichtes
Und flammende Ströme
Dem Kämpfenden zu.

Da taucht er sich mutig
Ins glühende Lustmeer
Und baut sich aus Welten
Und Sonnentrümmern
Und Sphärenakkorden
Die ewigen Brücken
Zum Thron des Dreieinen,
Zur Wahrheit, zur Liebe,
Zum Urquell des Lichts.

In St. Stephan.

Am Karfreitage.

(Den 27. März 1812.)

Die Kirche trauert; schwarze Flöre wallen
In düstern Falten von den Wänden nieder,
Und frommer Glaube weiht die Riesenglieder
Des Gotteshauses sich zu Grabeshallen.

Die Kerzen flammen; heil'ge Hymnen schallen;
Der Andacht Weihe taucht sich in die Lieder;
In tausend Seelen klingt es mächtig wieder;
Das Herz erhebt sich, und die Nebel fallen.

Du knieſt vielleicht jetzt auch an den Altären;
Vielleicht schmückt sich dein Auge jetzt mit Zähren,
Das edle Herz im Glauben zu verklären.

Vielleicht! Der Traum wirft mich zu Gottes Füßen,
In gleicher Andacht deinen Geist zu grüßen.
Begeistrung betet, und die Tränen fließen.

An Toni.

Fleug auf, mein Lied, in aller Pracht der Töne,
Des Herzens Sehnsucht hauche mutig aus!
Der Phantasie geschmückte Frühlings-Schöne,
Verklärter Träume vollen Blütenstrauß,
Und was ich sonst mit Liedesjubel kröne.
Trag' es melodisch in den Sturm hinaus!
Laß, kühne Seele, deinen Morgen tagen,
Mit Strahlenkuß das Strahlenwort zu sagen!

Ich kann es nicht in meiner Brust vermauern,
Was meines Herzens Felsentore sprengt.
Die Stimme zittert; tiefer Sehnsucht Schauern
Hält meine Kraft in Fesseln eingezwängt.
Soll ich in matter Sehnsucht mich vertrauern?
Nein! nimmermehr! was auch das Glück verhängt,
Und wenn des Himmels Donner mich zerschmettern.
Wirf mich zum Wurme oder zu den Göttern!

Du weißt es längst, was ich hier für dich fühle,
Und was ich träume, weißt du spät und früh.
Ach strahle in dies gräßliche Gewühle
Nur einen Funken Hoffnungsmelodie!
Steck eine neue Welt mir auf zum Ziele!
Ein Wink von dir, und ich entdecke sie.
Und wenn sich tausend Himmel um mich türmen,
Du bist der Preis; die Liebe soll mich schirmen.

Sprich nur ein Wort, sprich, kann ich dich erwerben?
Hast du im Herzen ein Gefühl für mich?
Laß diese Feuerseele nicht verderben!
An deiner reinen Sonne hält sie sich.

Ich will ja alles, alles, kämpfen, sterben.
Nimm meines Himmels Seligkeit für dich!
Bin ich doch reich, wenn mir der Trost geblieben:
Hab' ich vollendet, könntest du mich lieben!

An Toni.

Im Prater am Donauufer.

Wer, Toni, hat dir all die Macht gegeben?
Ich bin nichts mehr als deiner Worte Spiel.
Du jagst den Jüngling aus dem wüsten Leben,
Du gabst den Träumen ein verklärtes Ziel.
Der kecke Sinn, der sich in wildem Streben
Und in verwegnem Kampfe sonst gefiel,
Nur ruhig war, wenn Funken um ihn sprühten,
Liegt schwärmend hier und kost mit Frühlingsblüten.

Still hängt das Auge jetzt an deinen Blicken;
Für dich nur wird die Erde wieder grün;
Für dich nur scheint das Leben sich zu schmücken,
Und alle Blumen nur für dich zu blühn.
Die Veilchen winken. Gut, ich will euch pflücken.
„Für sie!" ruft jedes. Veilchen, ihr seid kühn!
Was hilft es euch, um euren Tod zu werben?
„'s ist gar zu lieb, für einen Engel sterben!"

Und sind die zarten Blüten so verwegen,
So mußt du's auch der Dichterbrust verzeihn,
Für dich zu leiden! Bringt's den Blumen Segen,
Warum nicht mir? Frisch in den Kampf hinein!
Wer Kräfte fühlt, der muß die Kräfte regen;
Der Kampf ist kurz, der Sieg soll ewig sein,
Und sehnt sich wer nach ungemeinen Schätzen,
Er muß das Ungemeine daran setzen.

Was taten sie, die wir im Lied vergöttern,
Von denen noch der Nachwelt Hymne spricht?
Sie hielten aus in Kampf und Sturmeswettern,
Und standen treu bei Tugend, Recht und Pflicht.
Das Schicksal kann den stärksten Mann zerschmettern;
Doch seinen eh'rnen Willen beugt es nicht.
Viel' sind geboren, in dem Staub zu kriechen;
Ein edles Herz muß kämpfen, aber siegen!

Und ich? Ich fühl's, ich kämpfe nicht vergebens,
Solange du mir mit der Palme winkst.
Wenn du zuletzt am Ziele meines Strebens
Mit Gruß und Kuß mir in die Arme sinkst
Und von der Blüte des gereiften Lebens
Den Perlentau der ew'gen Liebe trinkst,
Dann mag mir eine Freudenträne sagen,
Was du gefühlt in den durchkämpften Tagen!

An den sterbenden Künstler.*)

Am 11. April 1812, während des Requiems in der Hofkapelle.

Die Orgeltöne zittern ihre Lieder,
Die Stimmen klagen. Klagen sie um dich?
Ruft dich der Schmerz, ruft dich die Manie wieder,
Die sich melodisch in die Seele schlich?
Der Gott des Lebens taucht die Fackel nieder,
Und eine Welt voll hoher Kunst verblich;
Und wo der Muse heil'ge Glut geschimmert,
Der Tempel stürzt, der Altar liegt zertrümmert.

Ich durfte dich nur kurze Stunden schauen;
Ich hab' dich nie in deinem Glanz gesehn;
Doch still im Auge zweier edler Frauen,
Die in der Kunst hoch wie im Leben stehn,
Sah ich die Tränen perlend niedertauen,
Fühlt' ich zu mir den Schmerz herüberwehn,
Wie ich zu spät, zu spät für dich geboren,
Und was mein Vaterland an dir verloren.

Die Gegenwart bewunderte dein Streben,
Die Zukunft singt es der betrübten nach;
Der Künstler stirbt; die Kunst soll ewig leben,
Und nichts verblüht, was die Begeistrung sprach.
Der Körper wird dem Staub zurückgegeben;
Den Geist der Musen schließt kein Sarkophag,
Der Lorbeer, den der kühne Sinn errungen,
Blüht immergrün, von keinem Tod bezwungen.

Die Stunde schlägt, den Hammer hör' ich fallen;
Die Ahnung spricht in wildem Schmerz zu mir;
Die Lieder zittern durch die heil'gen Hallen.
Jetzt fühl' ich's klar, das Requiem gilt dir!

*) Johann Franz Hieronymus Brockmann, berühmter Schauspieler, gestorben in Wien am 12. April 1812.

Und wie die Töne leis und leiser schallen,
So hör' ich's lauter in der Seele hier:
Der Künstler hat die Palme dort empfangen;
Ein Lichtstrahl ist zur Sonne heimgegangen.

Am 14. April.

In der Augustinerkirche.

Es war kein Wahn; der Strahl ist heimgegangen;
Der Blütenbaum von Künstlergröße fällt;
Der Sänger hat die Palme dort empfangen;
Der beff're Bürger sucht die beff're Welt.
Ein innrer Schmerz brennt auf den dunklen Wangen,
Doch was des Herzens Pulse mächtig schwellt,
Es ist nicht bloß der Wehmut leise Trauer,
Begeistrung ist's, es ist der Ahnung Schauer.

Die Perlen gelten dem geliebten Toten.
Der Künstler ist ja allen Herzen nah!
Wer hat wie er der Seele so geboten?
Wer stand wie er in solcher Wahrheit da?
So dacht' ich still an den geliebten Toten,
Als ich dich plötzlich in dem Kreise sah,
Ein stummer Engel, in den Augen Tränen,
Und mich ergriff's mit ungestümem Sehnen.

Er tauchte mich in liederklare Wogen,
Und wunderbar verklärte sich der Schmerz.
Im Regenschauer blüht der Irisbogen;
Im Tränentaue reift ein Menschenherz.
Ich fühlte mich begeistert fortgezogen;
Dein weinend Auge trug mich himmelwärts.
Und Träume schmelzten, frei von allem Zwange,
Aus eigner Wahl zum Reim und zum Gesange.

Sieh hin! So welken alle Lebensblüten,
So sterben alle Erdenreize ab.
Nur was wir tief in unsrer Brust behüten,
Nur was der Gottheit stille Ahnung gab,
Wenn wir in reiner, heil'ger Liebe glühten,
Das bleibt uns treu, das folgt uns mit ins Grab
Allflüchtig sind des Lebens Glanzgestalten,
Ein edles Herz soll sich ans Ew'ge halten.

Und was ist ewig? was? Tief in der Seele
Fühl' ich's, daß nur die Liebe ewig ist,
Daß jedes Herz nur einmal, einmal wähle,
Und daß du mein, mein Stern, mein Engel bist.
Laß diese Welt, laß diese Räuberhöhle,
Wo man den Menschen überm Tier vergißt!
Vertraue mir und meinem treuen Herzen,
Nimm meine Freuden, gib mir deine Schmerzen!

Laß uns vereint die schweren Stunden tragen!
Das zarte Weib bedarf der Männer Brust.
Laß mich die Arme tröstend um dich schlagen,
Im Winter treu, wie in der Frühlingslust!
Was du unmöglich glaubst, ich will's erjagen,
Nur sei ich deines Glaubens mir bewußt.
Ein Funke Freude, der verloren bliebe,
Ist Freveltat an Gottes ew'ger Liebe.

Ja Glauben, Glauben mußt du an mich haben;
Sonst stehn wir einsam, bis der Hammer fällt,
Sonst werden wir, wie er, einsam begraben;
Der fremde Mann hat uns den Sarg bestellt.
Die reifen Knospen, all' die Freudengaben,
Unaufgeblüht in dieser schönen Welt!
Soll sich denn eine Unbekannte bücken,
Die armen Augen lieblos zuzudrücken?

Nein! nein! um Gotteswillen! Himmelspforten,
So zugeschmettert, sprengt der Tod sich nur.
Willst du die reiche Seligkeit ermorden,
Kalt dastehn in der glühenden Natur?
Nein, sag's noch einmal, sag's mit heißen Worten,
Sag's wärmer mir, du glaubtest meinem Schwur,
Ich sei dir lieb, ich könnte dich erwerben!
Sonst kömmt der Tod, und läßt uns einsam sterben.

An Brockmanns Freunde.

Am 20. April 1812.

Ein Schwanenlied, aus Meisterbrust gesungen,
Das Leben mit dem Tode zu versöhnen,
Ruft unsern Freund in tiefverschlungnen Tönen
Und stirbt in klagenden Erinnerungen.

Der Schmerz gilt uns; er hat ihn längst bezwungen.
Uns meint das Lied. Im Strahl des Ewigschönen
Die heitre Künstlerstirne sich zu krönen,
Kein größrer Lohn ist je der Kraft gelungen!

Er fühlte klar der Lieder höchstes Streben:
Der kalten Welt, dem tiefgesunknen Leben
Die lichte Ahnung bess'rer Zeit zu geben,

Daß sich im Volk der alte Geist erneue.
So sank er, noch an Mut und Kunst ein Leue,
Ein schöner Traum von deutscher Kraft und Treue.

Am 17. April, mit Rosen.

(Zur Aufführung der Toni.)

Wie die Knospen aus der Erde Schoße,
Wenn des Frühlings milde Zauber walten,
Nur im Sonnenlichte sich entfalten,
Aufgeblüht im dunkeln Blättermoose,

Sieh! so prangt auch in der Kunst das Große
Und das Schöne aus dem Lied des Skalden;
Nur im Kreis tieffühlender Gestalten,
Auf der Bühne reift der Dichtkunst Rose.

Und wie diese zarten Frühlingssprossen
Ihre stillen Kelche aufgeschlossen,
Blütenflüsternd in der Sonne Gunst,

Reifen auch des Dichters kühne Töne,
Der Begeistrung ungestüme Söhne,
Nur am lichten Strahle deiner Kunst.

Nach der Aufführung der Toni.

Sturm der Begeistrung umarmt das Herz; der Donner der Liebe
Reißt die jubelnde Brust in die Verschlingung des Lieds.
Heilige, ewige Kunst, wie durchbraust du die jubelnde Seele,
Wie durchwirbelt dein Rausch glühend den glühenden Geist!
Vor mir stand es, das Bild aus dem Frühling der blühenden Sehnsucht,
Aus des Jünglings Traum stand's in Verklärung vor mir.
Was ich im Liede erschuf, die stillen Gedanken des Sängers
Trägt dein liebender Hauch freudig zum Leben, zum Licht.

Dichten konnt' ich es wohl; doch stumm blieb Lied und Gedanke,
Und das lebendige Wort schlief im verschlossenen Kelch.
Da erklang dein Ruf; es erwachten die Träume des Jünglings.
Aus dem geöffneten Kelch stieg das belebte Gefühl.
In das zarte Reich der jungfräulich prangenden Anmut,
In dein heimisches Land zogst du die Stürme des Lieds.
Dir zu Füßen wär' ich so gern, so gern dir gesunken,
Hätte den Donner der Brust gern dir in Töne gehaucht.
Toni, beim heiligen Gott, beim allmächtigen Vater dort oben,
Bei der Liebe Gewalt, bei der Verklärung der Kunst,
Toni, dir stürmt dies Herz, dir schlagen die Pulse des Lebens,
Dir in der weiten Welt, Toni, nur dir, dir allein!
Heut erst hab' ich's gefühlt, was du bist, und wie ich dich liebe,
Und wie über den Kreis Kunst und Empfindung dich trägt.
Das gefällt mir an mir, das freut mich am glühenden Herzen,
Daß sich der freudige Mut auch an das Herrlichste wagt.
Hier in der Brust, ich fühl's, trag' ich eine Welt voll Gesänge,
Und wenn die Liebe mich führt, löst sich melodisch der Sturm.
Liebe gab mir die Kraft, und Liebe stimmte die Saiten,
Und für die Liebe allein schlug ich ins donnernde Gold.
Hast du den Jüngling so früh zum Dichter gemacht, zum bekränzten,
Mach' auch zum Hymen den Wunsch, mach auch den Menschen zum Gott!

Am 21. April 1812,
in der Augustiner-Kirche.

Ich stand dir gegenüber,
In Sehnsucht aufgelöst.
Viel' Träume ziehn vorüber;
Nach dir schau' ich hinüber,
Und wo du bist und stehst,
Da weht ein klarer Himmel
Um dich den lichten Schein,
Und in dem bunten Getümmel
Bin ich mit dir allein.

Horch! da sauft die Orgel nieder;
Todesklagen, Siegeslieder,
Dies irae! stürmt der Chor.
Die Posaunen hör' ich blasen,
Und melod'sche Donner rasen
Aus dem Chaos wild hervor.

Da ergreift mich der Geist;
In dunkle Gesichte
Taucht er das zuckende
Sterbliche Auge,
Und Erden splittern,
Und Sonnen fallen,
Und Vernichtung durchschreitet
Die Meere der Welten
Und donnert Entsetzen,
Des jüngsten Gerichts
Zermalmende Ahndung
Ins zitternde Grab.

Und es öffnet seine Schlünde,
Speit das Laster, speit die Sünde
Achzend aus der langen Nacht.
Was die laute Welt vergöttert,
Jede Größe liegt zerschmettert,
Und im Staube kriecht die Macht.
Die Verzweiflung auf der Lippe
Steht der Menschheit Geißel da;
Der Geopferten Gerippe
Grinsen, ihrem Mörder nah.
Und die Welt zerfacht im Brande,
Reißt sich aus der Angel los,
Und die Erde schleudert ihre Schande
Aus dem schuldbefleckten Schoß.

Und durch donnernde Lüfte
Und leuchtende Blitze
Schreitet der Richter
Zum Tag des Gerichts.
Er sendet die Boten
Der ewigen Liebe;
Er sendet die Boten
Der flammenden Rache
Hinunter, hinunter,
In alle vier Winde;
Die führen die Seelen
Zum Throne des Herrn.

Und Zittern seh' ich
Und bleiche Verzweiflung
Auf jeder Stirne;
Und Boten der Rache

Ergreifen die Sünder
Und treiben die Scharen
Mit flammenden Schwertern
Zum Richter hinauf.

Aber unbekannt mit diesem Beben
Stehn wir beide, Arm in Arm geschlungen.
Das Gefühl, so ewig fort zu leben,
Mit den Blüten der Erinnerungen
Eine ew'ge Liebe zu verweben,
Hat des Herzens Bangigkeit bezwungen.
Schuldlos sind wir; denn wir konnten lieben.
Fehlerlos ist ja kein Mensch geblieben.

Und zwei Engel seh' ich dort erscheinen,
Lichte Knaben winken mit der Hand,
Und wir folgen den verklärten Kleinen,
Unsre Augen still hinauf gewandt.
Tiefe Rührung löst sich jetzt mit Weinen;
Wir erkennen unser Vaterland.
Fester halten wir uns nun umschlungen,
Und ein lichter Strahl hat uns durchklungen.

Und auf einem Thron von klaren Sonnen
Sitzt der Herr und lächelt uns entgegen:
„Dunkel hat das Streben zwar begonnen;
Doch die Liebe ging auf euren Wegen.
Wandert ein zum Reiche meiner Wonnen!
Mit der Liebe blüht und reift der Segen."
So der Herr; die Pforten schlugen auf,
Und die Seelen jubelten hinauf.

Gute Nacht, lieber Theodor!

Welch Zauberwehen schwelgt in den vier Worten,
Wie Engelsruf aus lichter Zukunft Lande!
Ständ' ich an der Verzweiflung letztem Rande
Und wollte meine Seligkeit ermorden,

Er führte mich mit schmeichelnden Akkorden
Zu meiner Hoffnung längst verlornem Strande.
Um alle Pulse warf er mag'sche Bande
Und trug das Herz durch lichte Himmelspforten.

Muß ich der Brust den kühnen Mut nicht rauben?
Dein lieber Theodor! Darf ich es glauben?
Und mich vernichtet nicht der Götter Neid?

Ein ganzer Himmel donnert auf mich nieder.
Die Pulse schlagen mut'ge Seraphslieder,
Und aus den Augen perlt die Seligkeit.

Nachtgedanken.

Still ist es um mich her. Des Mondes Schimmer
Wirft bleiche Strahlen in das enge Zimmer;
Ein tiefer Schlaf liegt auf der weiten Welt.
Nur ich bin wach; der Sehnsucht kühne Schmerzen,
Sie schlummern nur in dem gebrochnen Herzen
Und wachen ewig, wo noch Leben schwellt.

Wie oft ich dir auch gegenüberstehe,
Wie oft ich dir ins klare Auge sehe,
Ein neuer Sturm bewegt die tiefe Brust;
Das Auge hängt mit trunkenem Entzücken
Wie angefesselt an den teuern Blicken,
Und wenn die Wimper zuckt, nenn' ich's Verlust.

Dann träum' ich mir, du wärst mir recht gewogen.
Ach! wüßtest du, wie mir die Pulse flogen,
Wie du mich Freund und lieben Freund genannt!
Es ist der höchste Preis im Menschenleben,
Wenn uns der Stern, dem wir entgegenstreben,
Auch bei des Schicksals Tücke nicht verkannt.

Dein Freund, dein Freund! Bei aller Freundschaft Rechten,
Ich will den heil'gen Namen mir erfechten,
Der einen Gott in meine Seele glüht,
Und sterbend noch aus den geliebten Augen
Des ganzen Himmels stillen Frieden saugen,
Der ahnend in dem einz'gen Worte blüht.

Für dich zu kämpfen und für dich das Leben
In freier Todesweihe hinzugeben,
Wo ist ein Erdenglück, das höher steht?
Ein Schmerz, für dich gelitten, wird zur Wonne;
Ich bin schon eifersüchtig auf die Sonne,
Die dich mit lichten Strahlen angeweht.

Es ärgert mich, daß sie von deinen Lippen
Des warmen Hauches stillen Zauber nippen;
Der Zephir quält mich, der die Wange küßt.
Und geht ein andrer schmeichelnd dir vorüber,
Mein Neid schielt auf den Glücklichen hinüber,
Hat deine Rede freundlich ihn begrüßt.

Wenn ich von fern nur deinen Bruder sehe,
Gleich denk' ich mir, er kommt aus ihrer Nähe,
Auf seinen Zügen hat ihr Blick geruht,
Und um den Hals möcht' ich ihm glühend sinken,
Den leisen Kuß der Augen wegzutrinken!
Ach, wie der Traum mir gar so gütlich tut!

Was nenn' ich's Traum? Was ist denn wirklich blieben,
Wenn dies Gefühl, so rein, so warm zu lieben,
Im leichten Spiel der Ahnungen verrauscht?
Ist denn die Liebe, diese Morgensonne,
Kein voller Kelch mit wahrer Lebenswonne,
Nicht Seligkeit, dem Jenseits abgelauscht?

Die Welt ist falsch, der Freund hat mich betrogen;
Ich kämpfe einsam durch empörte Wogen
In stiller Sehnsucht nach der bessern Zeit.
Nur das Gefühl ist mir treueigen blieben:
„Mein Herz ist rein, und so darf ich dich lieben!"
Und dies Gefühl ist eine Ewigkeit.

Bitte.

Du hast es mir in einer schönen Stunde
Halb zugesagt;
Und war die Bitte auch zu kühn gewagt,
Im Munde
Bescheidner Liebe ist kein Wort verwegen;
Und wenn der Morgen noch so zeitig tagt,
Die Sonne lächelt doch dem Freund entgegen.

Um eine Locke hab' ich dich gebeten.
Kannst du dem Flehn
Der treusten Liebe grausam widerstehn?
Die Fäden
Des Menschenlebens wirken Zauberhände;
Nur wo der Liebe stille Blüten wehn,
Da hat des Erdgeists finstres Reich ein Ende.

Gib mir die Locke! Auf dem treuen Herzen
Bewahr' ich sie,
Ein Talisman für Sturm und Phantasie.
Verschmerzen
Will ich die Perlen in den trüben Blicken,
Den rauhen Eingriff in die Harmonie,
Kann ich sie sehn und an die Lippen drücken.

Es ist so schön, die Menschen glücklich machen!
Du kannst es jetzt.
O, nicht den schönen Augenblick verletzt!
Es wachen
Viel gute Geister über unsre Schmerzen,
Und ob man Augen trocknet oder netzt,
Das schreiben sie in ihre klaren Herzen.

Dank.

Mein Tag bricht an. Die tausend Nebelsterne,
Die mich begrüßten, sinken mit der Nacht.
Im Rosenlicht, aus goldner Strahlenferne,
Von Gottes Hauch allmächtig angefacht,
Erhebt sich mir der glühendste der Sterne;
Die Sonne kommt, der Morgen ist erwacht,
Und trunken les' ich's in den Flammenzügen:
Ein treues Herz soll jeden Sturm besiegen.

Du bist mir hold! Mit diesem Zaubergruße
Zertrümmr' ich schnell der Erde finstern Bann.
Ich trotze der versteinernden Meduse;
Welt, du sollst sehn, was Liebe wagen kann!
Des Glückes Gunst, der Friede und die Muse,
Sie stehn bei mir, sie zwingt mein Talisman;
Denn wo die Pulse treu und mutig schlagen,
Nur diese Brust darf deine Locke tragen.

Und treu und mutig schlägt's in diesem Herzen.
Die Locke soll mein guter Engel sein;
Sie führe rein mich durch Gefahr und Schmerzen;
Sie führe mich durch Lust und Freude rein!
Und sollt' ich je mir dein Gefühl verscherzen,
— Den Himmel setz' ich dir zum Pfande ein —
Dann will ich dich und deine Locke rächen.
Der goldne Reif soll mit dem Herzen brechen!

Trauergesang

eines tiefgebeugten Dichters beim plötzlichen und unglücklichen Hinscheiden seines weiland hoffnungsvollen und in der Blüte der Jahre grausam geopferten Schnurrbarts.

Er ist dahin, der Edle, dem ich singe.
Er ist nicht mehr, blutgieriges Geschick!
Er starb, geopfert von der Mörderklinge;
Der Sehnsucht Träne schwamm im feuchten Blick.
Sein Geist flog auf des Seifenwassers Schwinge
Ins Vaterland der bessern Welt zurück.
Ach! mitten in dem jugendlichen Lenze
Schwingt die Vernichtung schon die Todessense.

Er war so lieb; der Kindheit zarte Träume
Umschmeichelten die dünngepflanzte Saat.
Daß er nicht mehr im Seifengifte schäume,
Das war's, worauf er sich so gütlich tat.
Und wie er mit dem jüngsten seiner Keime
Der Welt als Bürger still entgegentrat,
Und viel von Glück gesungen und gedichtet,
Da rauscht der Stahl, und schnell war er vernichtet.

Denn wie vor Olims Zeit der Anchisiade,
Verfolgt von Junos unversöhnter Wut,
Vergebens sich durch Kampf und Sturm bemühte,
So ging's auch ihm, trotz allem Übermut;
Ein weiblich Herz, zwar aller Weiber Blüte,
Doch nur ein Weib, die forderte sein Blut.
Die Tigerseele! Sie bestellt den Schergen;
Mir vor der Nase läßt sie ihn erwürgen.

Wie tausend Stürme in der Brust erwachten,
Als er, vom Seifengifte schon bedeckt,
Mit stiller Liebe wunderfüßem Schmachten
Den letzten Kuß auf meinen Mund geleckt.
Die Geister der vergangnen Tage brachten
Mir jeden Wunsch zurück, der ihn erweckt.
Das Kind, das ich mit Sorgfalt mir geboren,
Sie zückt den Dolch, es ist für mich verloren.

Das ist das Los des Schönen auf der Erde;
Glück, Tugend, Schnurrbart, alles ist nur Wahn.
Wer aber führt die große Feuerheerd
Der Menschenbrust die klippenvolle Bahn?

Vom Apfelraub bis zum trojan'schen Pferde,
Wer hat uns all das Unglück angetan?
O Männer, Männer, wär't ihr nie geboren!
Auch nicht am Bart läßt man euch ungeschoren.

Doch das, ich schwör's, das Unglück soll sich wenden,
Beim Martyrtode des Vollendeten,
Das Blatt des Lebens soll sich furchtbar enden!
Den Geist der Rache fühl' ich mich umwehn.
Ich schwör' es dir mit aufgehobnen Händen,
Und wenn wir dann im Kampfe rüstig stehn,
Geist des erschlagenen Schnurrbarts, dann erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!

Morgenfreude.

Ich bin erwacht! Im Rosenschimmer
Strahlt mir der junge Frühlingstag;
Es treibt mich aus dem engen Zimmer;
Mich ruft der Sehnsucht Glockenschlag.
Noch freut mich nicht der Sonne Prangen,
Die glühend durch die Wolken bricht;
Für mich ist sie nicht aufgegangen;
Denn meine Sonne ist es nicht.

Und durch die buntlebend'ge Menge
Der Straße fliegt der kühne Sinn.
Ich weiß nicht, daß ich im Gedränge,
Weiß nur, daß ich dir näher bin,
Wie ich dann immer froh erschrecke,
Wie sich das scheue Herz bewegt,
Wenn um die vielgeliebte Ecke
Erwartungsvoll der Schritt mich trägt.

Dann häng' ich mit verklärten Blicken
Am lieben Fenster unverwandt;
Ein stilles, heiliges Entzücken
Führt mich in meiner Träume Land,
Bis ich's in schöner Wahrheit sehe,
Bis sich der Traum ins Leben wagt,
Und Himmelsklarheit aus der Höhe
Von deinen Augen niedertagt.

Dann reifen alle zarten Keime
In meiner Brust zur goldnen Frucht.
Gefühle strömen zu und Reime,
Die ich vergebens sonst gesucht.
Dein Gruß verklärt mein ganzes Streben.
Mit frischem Mut beginnt der Lauf.
Zum heitern Siege stürmt das Leben,
Und meine Sonne ging mir auf.

Beim Gewitter.

Der Donner rollt in wilden Regenschauern;
Die Blitze leuchten majestätisch drein.
Mich treibt die Sehnsucht aus den dumpfen Mauern.
Wie groß ist's dort in Blitz und Regenschauern,
Wie in der engen Zelle hier so klein!

Ha! wie das zuckt! So fuhr's durch Herz und Leben,
So traf die Liebe göttlich kühn,
Als aus der Tage wunderlosem Streben
Dein süßes Bild allmächtig mir erschien.

Ich fühlte mich von Geisterhand ergriffen;
Mein Traum, mein Hoffen, mein Gebet warst du.
Die Sehnsucht flog auf ihren tausend Schiffen,
Sonst wild zerstreut, jetzt keck an Felsenriffen
Mit vollen Segeln einem Hafen zu.

Was hab' ich sonst gerufen und getrachtet!
Das Unbegrenzte hab' ich klein geachtet,
Am Busen der unendlichen Natur
Nach einer andern Ewigkeit geschmachtet,
Und jetzt von all der Sehnsucht keine Spur.

Das Leben war zu kurz für meine Liebe,
Die Welt zu klein, zu arm an Lust und Schmerz;
Die müß'gen Räder stockten im Getriebe.
Da fand ich dich, da fand ich deine Liebe,
Und was die Welt nicht gab, das gab ein Herz

In deiner Brust sind meines Schicksals Sterne,
In deiner Brust liegt meine Welt.
Und was ich sonst gesucht in dunkler Ferne,
Das Unbegrenzte floß in klaren Flammen,
Die schöne Form zum Göttlichen zusammen,
Und auf den Altar ist dein Bild gestellt.

Döblingen.

(Mai 1812.)

So bin ich hier! Die heitern Blicke schweifen
Mit stiller Lust auf der erwachten Flur.
Mich treibt der Geist; ich muß die Töne greifen.
Sei mir willkommen, heilige Natur!

Sei mir willkommen! Deine ganze Wonne
Wirf glühend in dies ungestüme Herz!
Zum ew'gen Tage rüstet sich die Sonne,
Und Kunst und Liebe trägt mich himmelwärts.

Dort zieht die Donau ihre Wellenkreise
An sanften Ufern silberhell vorbei;
Hier unten duften volle Blütensträuße,
Und Lust und Leben ist so frisch und frei!

Dort prangt die Burg auf stolzem Bergesrücken;
Mit Frühlingsträumen schmückt die Wiese sich,
Und dort — dort, — ach, ich denk' es mit Entzücken,
Dort, Tont, atmest du und denkst an mich!

Siehst du den Stephan? Heilig schaut er nieder;
Die Kuppel Karls erhebt den stolzen Dom.
Da weiß ich dich, und meine kühnsten Lieder
Entzügeln sich, ein ungestümer Strom.

Zu dir, zu dir, zu den geliebten Füßen!
Es reißt mich fort; ich kann nicht widerstehn.
Rauscht, Lieder, rauscht, die Heilige zu grüßen
Und ihr melod'sche Küsse zuzuwehn!

Der Kuß.

Himmel, tauche dich aus deinen Höhen!
Überflügle deinen Donner, Zeit!
Erdenfeste, du kannst untergehen;
Du hast weiter keine Seligkeit.
Sag' mir, Stern, wo ew'ges Frühlingswehen
Ew'ge Blüten auf das Leben streut!
Da ist meine Heimat; mein Entzücken
Schweift ihr nach auf lichten Strahlenbrücken.

Siegend ist die Liebe aufgegangen;
Hymnen, jauchzt ihr strahlenden Akkord!
Tiefer Sehnsucht heimlichstes Verlangen,
Der Gedanke ward zum kühnen Wort.
Heiße Küsse brennen auf den Wangen;
Die vermählten Geister jubeln fort,
Mund auf Mund, und Herz an Herz geschlagen,
Und die innre Welt beginnt zu tagen.

Deine Seele küßte meine Seele.
Bei des Herzens lautem Doppelschlag
Flog der Seraph aus der Körperhöhle,
Suchte sich den ew'gen Sonnentag.
Deine Seele küßte meine Seele,
Und vor Gottes Flammenthrone lag,
Lichte Perlen in den trunknen Blicken,
Der Begeistrung stammelndes Entzücken.

Du bist mein! — bei deinen heil'gen Küssen!
Du bist mein, mein, Toni, meine Braut!
Wie ich dich an diese Brust gerissen,
Wie die Wange, liebend mir vertraut,
Höher glühte von des Jünglings Küssen,
So wahrhaftig bist du meine Braut.
Auf den Lippen schmelzten Gottes Flammen;
Unsre Seelen wohnen jetzt beisammen.

Sehen, Lieben, Küssen.

Ich sah dich und lag noch im Sturme der Wogen;
Da fühlt' ich auf einmal mich rettend gezogen
Herüber nach dem blühenden Strand.
Die Wellen zerrissen; ich ließ es geschehen;
Denn ruhig konnt' ich hinunter nun sehen.
„Land!" rief's in der freudigen Seele, „Land!"

Und lieben mußt' ich. Ein ungestüm Sehnen
Jagte das Herz durch Freude und Tränen,
Jagte durch Lieder und Träume dir nach.
Nicht Ruhe wußt' ich, nicht Frieden zu holen;
Ich war aller andern Empfindung gestohlen;
Ich wachte schlummernd und schlummerte wach.

Da küßt' ich dich, und wie durch kämpfendes Leben
Die Friedensengel herniederschweben,
Der seufzenden Welt die Palmen zu streun,
Und die Kirchen sich öffnen und die Festen,
Und die Städte wimmeln von fröhlichen Gästen,
So zog dein Kuß in die Seele ein.

Und wie ich als himmliches Bild dich geachtet
Und still in unendlicher Sehnsucht verschmachtet,
Kaum näher mich wagend mit Liedergruß,
So hast du mich jetzt aus dem menschlichen Toben
Zur Liebe, zu dir, zur Verklärung erhoben,
Und geheiligt hat mich dein zitternder Kuß.

Dresden.

An Toni.

Folge mir, liebliche Braut, auf den Schwingen des Lieds in die Heimat!
Zu der verwandten Stadt führt dich berauscht mein Gesang.
Lächelnd entfalte die Flur die vaterländischen Blüten,
Lächelnd auch breite vor dir Leben und Lieben sich aus!
Hab' ich die Heimat geschmäht, vergib's dem inneren Grimme!
Das fatale Gesicht regte die Galle mir auf.
Ach! wir brauchten ihn nicht. In die Weihestunden der Liebe
Kroch der nüchterne Wurm eiskalt erbärmlich herein,
Und dein rosiger Mund, auf dem meine Küsse gezittert,
Zog zum Alltagsgespräch seine Begeistrung herab.
Wetter, Kurs und Theater, euch haben die gnädigen Götter,
Allen Visiten zum Heil, glücklich ins Leben geführt.
Das sind die Grazien des neuen Geschmacks, Kurs, Wetter, Theater,
Und das seichte Volk wühlt noch mit Mühe sich drauf.
Ach! das Herz war so voll, so glühend in Lieb' und Begeistrung;
Wie ein gefrorner Blitz schlug die Erbärmlichkeit drein.
Gegenüber saß ich dem Glück, ein verzweifelnder Schiffer,
Sah den Hafen vor mir; aber die Flut riß mich fort.
Rosig blühte der Mund; es strahlten die gütigen Augen,
Und der schwellende Arm wiegte sich müßig im Schoß.
Ach! und ich durfte nicht mehr den Hauch von der Lippe dir küssen,
Aug' am Auge nicht mehr tief in die Seele dir sehn.
Liebend schmiegte sich nicht der Arm um den Nacken des Jünglings,
Und die Stunde des Glücks war noch als Knospe verwelkt.
Sieh! da trieb mich die heimliche Wut zur beißenden Rede,
Und der giftige Groll warf mir die Galle hinein.

Nein, Geliebte, so arg mein' ich's nicht mit dem heimischen Lande,
Und ich ehre mein Volk, wie es sich selber geehrt.
Freilich die Zeiten sind schwer; es ächzt unter fremden Tyrannen,
Und das geduldige Land scheut die verwegene Tat.
Aber Männer gibt's doch und Herzen gibt's noch in Sachsen,
Wo das deutsche Blut ehrlich und wacker sich regt.
Nicht die Heinriche brauchen sich, die Ottonen zu schämen,
Luther und Moritz nicht und all die Helden des Lieds.
Wohl geschwächt ist das Volk; doch der Sachse ist nimmer entartet,
Und der geerbte Ruhm soll ein errungener sein,
Wenn es der Freiheit gilt, wenn der Tag der Rache gekommen,
Und das fränkische Blut sühnend die Elbe gefärbt.
Karl den Großen bestand mein Volk, den Weltenbezwinger;
Sein allmächtig Gebot brach an der männlichen Kraft.
Noch bei Detmold schlugen sie gut; da tagte der Glaube,
Und was das Schwert nicht besiegt, sieh! das erwarb sich das Kreuz.
Odin stürzte herab, und Wodan wurde zertrümmert,
Und an Kaiser und Reich knüpfte der Glaube das Volk.
Wohl mit Recht wird dein Land das männerstolze gescholten;
Helden und Herrscher viel hat es ins Leben geführt.
Aber auch Sachsen ist gut und nennt gepriesene Namen,
Und das verwandte Volk grüßt dich mit deutschem Gesang.
Doch was kümmert die Liebe sich um der Vergangenheit Stimme!
Oft, was die Liebe zertrat, hat die Geschichte erhöht.
Anders will ich dich preisen, du heimisches Land meiner Väter,
Daß der Geliebten Herz froher entgegen dir schlägt. —
Toni, folg mir in mein Tal! In langen, silbernen Kreisen
Wälzt die Elbe den Strom weit aus Bohemien her.
Siehst du die Riesen dort am Eingang? Im Nebel der Lüfte
Heben sie drohend das Haupt über die blühende Flur.
Fest geschlossen erblickst du das Tal; es hat nur der Strom sich
Durch die Felsenbrust tollkühn sein Bette gewühlt.
Aber friedlich ziehn sich die sanftern Gehänge des Tales,
Reich mit Dörfern besät, dort den Felsen herab.
Einzelne Villen erkennst du; es gleiten unzählige Gondeln,
Bunt mit Wimpeln geschmückt, über den ruhigen Strom.
Pirna liegt dir zur Linken, das muntre, lebendige Städtchen,
Und der Sonnenstein prangt hell noch im Scheiden des Tags.
Aber sieh gegenüber! Erkennst du die heitern Gebäude
Ganz an der Elbe Strand? Pillnitz, so nennt sich der Ort.
Freundlich hat sich der König den freundlichen Garten erzogen,
Und von dem Borsberg herab schweift in die Ferne der Blick.

Aber nun folge mir weiter hinab an den blühenden Ufern,
Zwischen Weingärten durch, längs an den Villen vorbei!
Näher und immer näher erscheinen die Türme der Hauptstadt;
Viere zählst du, es hebt stolz sich die Kuppel empor.
Doch wir hemmen den Schritt. „Was schimmert so weiß durch die Pappeln?
Reben schmücken den Berg; Lindenduft flüstert mir zu.“
Also fragst du, Geliebte; da reiß' ich ans glühende Herz dich,
Küsse das liebliche Wort dir von den Lippen hinweg.
Sieh! meinem Vater gehört's und dir und mir; manche Stunde
Hab' ich da fröhlich verlebt, hab' ich da mutig verpraßt.
Aber nun kommen die schönsten! Da soll uns der Frühling begrüßen,
Und in das niedrige Dach wandern die Götter mit ein.
Und wir steigen die Treppen hinauf; durch alle Gemächer
Führ' ich mein glückliches Weib, zeige dir jeglichen Platz,
Mir aus der Kindheit noch, aus der fröhlichen, wichtig geblieben,
Wo der „Carlos“ entstand, wo uns der Sänger verließ.
Endlich brechen wir auf; uns erwartet die lustige Gondel,
Und im lieblichen Tanz tragen die Wellen das Schiff.
Lauschend sitzen wir beide, die Arme liebend umschlungen,
Horchen der Ruderer Schlag, sehen das scheidende Licht
Flimmernd im Spiegel der Flut, und liebe Erinnrung erwacht uns,
Wie wir das jetzige Glück nur in der Zukunft geträumt.
Sieh! da wendet das Schiff sich um die Ecke des Ufers,
Und nun liegt sie vor dir, sie, meine heimische Stadt.
Ha, wie die Brücke sich stolz aus den schimmernden Wellen emporhebt,
Wie die verwegene Kunst Bogen an Bogen gereiht!
Beide Städte erkennst du, die Altstadt hier, dort die Neustadt,
Und der entferntere Turm zeigt dir die Friedrichsstadt an.
„Schiffer, du hältst am Brühlischen Garten!“ so ruf' ich; das Steuer
Lenkt den schaukelnden Kahn schnell an den wimmelnden Strand.
Freudig trag' ich dich aus der Gondel, und glühende Küsse
Flüstern: „Willkommen, mein Weib, hier in der heimischen Stadt!“
Freudig fliegen wir jetzt durch die Gassen; schnell über den Neumarkt
Trägt uns der rasche Fuß. Siehst du das Haus dort am Eck?
Siehst du die Köpfe dort, die aus dem Fenster sich neigen?
Toni, sie schauen nach uns; Toni, dort ist unsre Welt!
Und die Liebe gibt Flügel; wir springen ins Haus; auf der Treppe
Holt die jubelnde Schar ihre Geliebten sich ein.
Erst fällst du an des Vaters Brust; dann umarmt dich die Mutter,
Und ihre segnende Hand liegt auf dem glücklichen Paar.
Seligkeit, was verweilst du? Noch zwei, zwei traurige Jahre!
Aber dann, Toni, dann! Wohl, ich ertrag' es mit Mut.

Wer sich das Göttliche will und das Höchste im Leben erfechten,
Scheue nicht Arbeit und Kampf, werfe sich kühn in den Sturm!
Nur ungewöhnliche Kraft darf nach Ungewöhnlichem streben,
Und der Alcide allein hat um die Hebe gefreit.

Bei Sonnenuntergang.

Träumend sitz' ich hier oben, in schwärmende Sehnsucht versunken,
Denk' an die Liebe entzückt, denke begeistert an dich.
Süße, heilige Braut, vergib! Sieh! wenn ich dich denke,
Fühl' ich noch immer den Kuß heiß auf der Lippe mir glühn,
Sehe noch immer verschämt die Wange des Mädchens erröten,
Träume mir glücklich den Arm, wie er mich liebend umschlingt.
Heilige Liebe, vergib! ich will dir ja gerne gehorchen;
Aber die Seligkeit löscht nichts in der Seele mir aus.
Denken doch darf ich daran, an die köstlichste Stunde des Lebens,
Wo der Liebe Vertraun göttlich die Kette zerbrach,
Die die eiskalte Welt um Herz und Begeistrung geworfen,
Wo ein liebendes Paar küssend die Seelen getauscht.
Nüchtern will uns die Welt, die Liebe will uns begeistert,
Und die glühende Brust greift nach der glücklichen Wahl.
Aber du willst die Welt, die gebietende, ungern verhöhnen,
Wandelst die eigene Bahn sinnvoll zum Ziele hinauf.
Freundlich winkst du mir zu; ich folge dir, aber ich schaudre;
Denn das glühende Herz bebt vor dem kalten Gesicht.
Schilt mich, Geliebte, drum nicht! Zu voll ist die Seele des Jünglings,
Und der Verwegene ruft gern sein Jahrhundert zum Kampf.
Aber den Frauen geziemt der Friede mit Leben und Sitte,
Und ihr kindlich Gemüt spricht sich das stille Gesetz.
Toni, ich ehr' es, bei Gott; ich beneide dich um diese Stärke,
Nach der mein männliches Herz jetzt nur vergebens gesucht.
Bittend lag der Geliebte vor dir; die Flamme der Liebe
Warf den gewaltigen Sturm glühender Rede ihm zu;
Aber du widerstandst, dem stillen Gesetze gehorchend,
Und dein Entschluß galt dir mehr als dieser selige Rausch.
Toni, ich ehre dich drum, ich beneide dich. Nein, nein, vergib mir.
Ich beneide dich nicht; sieh! ich bekenn' es dir frei.
Keine Gewalt kenn' ich mehr, die über die Seele gebietet;
Nur die Liebe allein herrscht in der glücklichen Brust.
Sterben will ich für sie und Tod und Verdammnis verhöhnen;
Aber ihr nicht widerstehn kann ich, nicht scheiden von ihr.
Und wenn sie selbst es gebeut, ich kann nicht, vergib mir! Geliebte.
Stelle den Tod mir dazu! Toni, ich kann nicht; vergib!

Doch dein Wort halt' ich hoch, nie sei meine Sehnsucht dir lästig!
Keine Klage soll je mir aus dem Herzen entfliehn!
Nur das Eine vergönne, daß mir in sel'ger Erinnrung
Still im Traum noch das Glück freundlich die Seele beschleicht,
Daß ich den Kuß auf der Wange, ach! deinen Kuß mir noch träume,
Und mich dein lieblicher Arm noch in Gedanken umschlingt!

An Toni.

Heil'ger Frieden liegt in klaren Tönen
Auf der eingeschlummerten Natur,
Und des Mondes sanfte Schimmer krönen
Dort den Wald mit seinen dunklen Söhnen,
Dort den Berg und dort die Wiesenflur.

Und ich bade mir im Windeshauche
Meine heiße, ungestüme Brust.
Wie ich da mich in Erinnrung tauche,
Drängen sich ins klare Seelenauge
Alle Bilder sel'ger Liebeslust.

Wie du mir zum erstenmal erschienen,
Ach! ich seh' dich jetzt noch vor mir stehn,
Wie du mir mit diesen Engelsmienen
Wie aus ferner Himmelswelt erschienen.
Mädchen, du warst gar zu wunderschön!

Wie ich dann ein still unendlich Lieben
In der treuen Dichterbrust empfand,
Und zuletzt, von heißer Glut getrieben,
Dir den ersten, ersten Brief geschrieben
Und verwegen mein Gefühl gestand!

Seligkeit, nun drängen deine Keime
Ihre Blüten in die volle Brust;
Lebenswarm in heitre Sonnenräume
Jubeln die entzückten Frühlingsträume
Die Verklärung ihrer heil'gen Lust.

Denn ich sehe mich auf meinen Knieen
Liegend vor dem heiligen Altar,
Sehe Seelen in einander sprühen,
Kuß auf Kuß und Wang' an Wange glühen,
Gottes Frieden und ein selig Paar.

Strahlenjubel leuchtet aus den Blicken,
Der sich klar durch Nacht und Nebel webt.
Dich ans treue, warme Herz zu drücken,
Nenne mir, Geliebte, das Entzücken,
Das durch alle Nervenzweige bebt!

Nenne mir der Seele Wunderbeben!
Ich bin mild und ungestüm zugleich,
Fühle sanften Frieden mich umschweben
Und bin doch dem Sturme hingegeben,
Bin trotz meiner Felsenkühnheit weich.

Und ich suche — aber schweigt, ihr Träume!
Seht ihr's nicht, wie's dort im Osten graut?
Liederfrühling, schließe deine Keime
Bis ich neu in frischen Wellen schäume!
Gute Nacht, du meine süße Braut!

Die Sonnenwende.

Sonnenwende, bist so mild,
Bist mir gar ein liebes Bild.
Was das stille Herz verschließt,
Das wird deutlich, wo du blühst.

Traurig stehst du in der Nacht,
Achtest nicht der Sterne Pracht,
Hoffst nur auf den einen Stern,
Ach! noch immer ist er fern.

Perlentau am Blicke tränt,
Und die Braut sich härmt und sehnt,
Blickt nach Osten unruhvoll,
Wo die Liebe kommen soll.

Endlich, wenn's im Morgen graut,
Jubelt die entzückte Braut,
Hebt den goldnen Blütenkamm
Nach dem Strahlenbräutigam,

Folgt ihm mit entzücktem Blick;
's ist ja all ihr stilles Glück;
Muß sie gleich in Mittagsglut
Fast verschmachten, 's tut ihr gut.

Wenn dann auch der Donner brüllt,
Und die Sonne sich verhüllt,
Still zu ihres Helden Lauf
Blickt die Blüte doch hinauf,

Weiß schon, daß er wieder scheint,
Daß die Lieb' sie doch vereint,
Eh' noch klares Abendrot
Sanft ihn führt zum Schlummertod.

Wenn die Wolken dann verziehn,
Hat er auch mit sanftem Glühn
Eh' er sich hinuntertaucht,
Sie noch einmal angehaucht.

Drauf senkt sie den Blick herab,
Wünscht sich nach in Liebchens Grab,
Find't sich einsam in der Nacht,
Düster all die Sternenpracht,

Wahrt sich nur ein Hoffnungslicht
In dem Tränenangesicht,
Daß für die verweinte Braut
Noch ein schönrer Morgen graut,

Wo aus langem Schlummertod
Reißt ein ewig Morgenrot,
Und der neue Lebenstag
Keine Lieb' mehr scheiden mag.

Hoch, wo dann die Strahlen gehn,
Wird man auf die Blume sehn,
Und der Sonnenjüngling glüht
Auf der Braut, die ewig blüht.

In der Nacht.

Ich bin dir nah; nur eine dünne Mauer
Trennt mich von dir.
Du träumst wohl schon im sanften Schlummerschauer,
Vielleicht von mir.

Auf diesem Pfühl, der oft in heil'ge Weihe
Dich eingewiegt,
Ruht jetzt dies Herz, das dir voll Mut und Treue
Entgegenfliegt.

Mir ist's, als blühten aller Sehnsucht Keime
Melodisch auf,
Als stiegen geisterflüsternd deine Träume
Zu mir herauf.

Ich fühle plötzlich in den dunklen Locken
Ein leises Wehn;
Die Ahnung ruft; die vollen Adern stocken;
Die Pulse stehn.

Es war dein Geist, und heilig auf der Wange
Fühlt' ich den Kuß;
An deiner Lippe küssendem Gesange
Kannt' ich den Gruß.

Es war dein Geist! Es war der Hauch der Liebe!
Hast mein gedacht!
O, daß sie ewig, ewig, ewig bliebe,
Die schöne Nacht!

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Geliebte teure Bilder drängen
Sich vor dem hochentzückten Blick,
Und sanft in schmeichelnden Gesängen
Erzählen sie der Tage Glück.
Hell leuchten mir zwei schöne Sterne,
Vergangenheit und Gegenwart,
Und herrlich schimmert aus der Ferne,
Was Zukunft treu mir aufgespart.

Zum erstenmal seh' ich dich wieder,
Ein Blick, der mir die Pulse lähmt;
Ein blau Gewand schlägt um die Glieder,
Mit schwarzem Pelze reich verbrämt;
Ein samtner Hut, die Federn nicken
Stolz in die Augen dir herein.
Da schlägt ein blitzendes Entzücken
In meine Brust gewaltig ein.

Dann find' ich mich zum ersten Male
In deines Zimmers Zauberduft;
Süß wie im Hesperidentale
Küßt mich die neidenswerte Luft.

Wie ich dich häuslich da beschäftigt,
Im stillen Kreise wirkend fand!
Schnell hatte Geist und Mut bekräftigt,
Was schüchtern mein Gefühl gestand.

Nun hör' ich freundlich deine Worte,
Und traulicher wird Ton und Blick.
Noch zaudernd steh' ich an der Pforte;
Ein Schauer hält mich noch zurück.
Da tagt es mir in deinen Augen;
Mich faßt der Geist, es stürmt der Mut,
Und schweigende Gefühle tauchen
Verwegen in die Liederglut.

Und kühn, im heiligsten Verlangen,
Bekenn' ich meiner Sehnsucht Glühn,
Und auf den jungfräulichen Wangen
Seh' ich den Strahl der Liebe blühn.
Ach, wie mir alle Pulse pochten!
Ich reiße trunken dich ans Herz.
Ein Kuß! — die Seelen sind verflochten
Und wirbeln jauchzend himmelwärts.

Nach dieses Sturmes sel'gem Rausche
Weht mich ein heil'ger Frieden an.
Die Brust wird ruhig, und ich lausche
Des Herzens stillem Siegspäan.
Oft perlt das Auge sel'ge Tränen;
Ein Blick, ein Druck von deiner Hand,
Ein einzig Wort begrenzt mein Sehnen,
Und Wunsch und Traum sind festgebannt.

Die Bilder ziehn in heitrer Wahrheit
An dem entzückten Blick vorbei;
Die andern schimmern minder Klarheit;
Doch glaube mir! sie reifen treu.
Es sind der Zukunft süße Träume,
Noch schlummernd in der Stunden Lauf.
Einst brechen die verborgnen Keime
Zum schönsten Blütenfrühling auf.

Zuerst träum' ich mir, wie ich scheide,
Wie noch ein Kuß den Bund erneut,
Und lichter Ahnung Tränenfreude
Die schönre Rückkehr prophezeit.

Dann wirft die Trennung ihre Schmerzen
Verdoppelt aufs verschlungne Paar;
Ich reiß' mich los mit wundem Herzen,
Wo ich so überselig war.

Und einsam sitz' ich in der Ferne;
Die Sehnsucht bleicht der Wangen Rot;
Stilltrauernd schau' ich nach dem Sterne,
Dem ich oft frohe Grüße bot,
Wenn ich aus deinem Zauberkreise
Mit seliger Empfindung schied,
Wo mir das Leben still und leise
Zum Paradiese aufgeblüht.

Da klopft es heimlich an der Türe;
Ein Brief an mich, ein Brief aus Wien!
Wie ich ihn schnell zum Munde führe,
Wie meine Küsse ihn durchglühn!
Entzückt in den bekannten Zügen
Erkenn' ich die geliebte Hand,
Und mit der Sehnsucht Zauberflügen
Stürm' ich in meiner Träume Land.

Dann seh' ich mich im schnellen Wagen
— Die treue Liebe hat gesiegt —
Dem Lebensziele zugetragen,
Wo mir dein Herz entgegenfliegt.
Der Stephan winkt aus weiter Ferne;
Die Sehnsucht flügelt meine Hast;
Feucht schmücken sich der Liebsten Sterne,
Und glühend halt' ich dich umfaßt.

Nun reihn sich Bilder um die Wette,
Und jedes Bild ist frühlingsklar
Und schlingt so eine enge Kette
Der Freude um das sel'ge Paar.
Der Reif des Bundes schmückt die Finger;
Die Zeit ist tot, die uns getrennt,
Und Gott gießt auf die treuen Jünger
Der Liebe heilig Sakrament.

Elegie.

Götter, seid doch barmherzig! Dem Dichter gebührt euer Mitleid.
Götter, ist das der Dank für die Verehrung des Lieds?
Hat er euch darum gedient und olympische Namen gefeiert,
Auf dem zerstörten Altar treu noch sein Opfer gebracht
Und das lässige Volk zum veralteten Dienste gerufen,
Daß ihr den herrlichsten Traum boshaft dem Durstigen stehlt
Und, die tantalische Qual an der Priester treustem erneuend,
Ihm das versprochene Glück neckend vorübergeführt?
Hat er euch darum gedient und die bunten Kränze des Lebens
Mit dem bescheidnen Schmuck kühlenden Lorbeers vertauscht?
Wenn der Ehrgeiz rief, wenn die Donner der Schlacht ihn geladen
Und das wilde Gewühl rauschend den Jüngling gelockt,
Hat er nicht freudig den Trieb nach dem schäumenden Leben bezwungen?
Blieb er nicht sinnig und treu neben dem stillen Altar?
Wenn die tobende Lust, des Genusses wechselnder Taumel
Wild die Gesellen ergriff und in Verzückung berauscht',
Wer gehorchte so sanft der dämmernden Stimme der Ahnung,
Die für die stillere Brust träumend den Himmel verhieß?
Wer bewahrte das Herz sich rein und der Liebe geheiligt,
Daß die Muse sich nicht schäme des neuen Altars?
Und ich hätte umsonst gehofft und vergebens gesungen,
Und was die Ahnung versprach, blieb nur ein flüchtiger Traum?
Götter, das laßt mir nicht zu, stürzt nicht in der glühenden Seele,
Wo euer Wort noch gilt, selbst die Altäre euch um!
Ihr gebietet der Zeit; o begünstigt die Sehnsucht des Dichters,
Flechtet die Stunde geschickt, daß ihm das Glück nicht entflieht!
Der Gelegenheit winke, Kronion, der lieblichsten Tochter!
Mit ihrer flüchtigen Huld löse die Wünsche der Brust,
Daß die Stunde nicht wieder, die schönste, vergebens dahinwelkt,
Wo das glühende Herz liebend auf Liebe gehofft,
Und, vom heiligen Wort des segnenden Vaters umsäuselt,
Gern ein verbundenes Paar küssend die Seelen getauscht!
Stumm und in Träumen vertieft, saß ich in elysischer Nähe,
Drückte das glühende Wort tief in den Busen zurück,
Mußte in nüchternem Witz und fadem Gespräch mich verlieren,
Wie der stürmende Rhein traurig im Sande versiegt.
Nur ein einziges Glück, ein bescheidenes, blühte mir freundlich,
Deines schwellenden Arms heimlich berührender Kuß.
Bis in die Fingerspitzen hinab stieg die glühende Seele
Und begegnete sanft deinem verwandten Gefühl;
War mir's doch, als zuckte ein Strahl des ewigen Tages
Wie ein verklärter Traum durch das geängstigte Herz,

Wenn mir die liebe Hand auf dem bebenden Finger gezittert,
Wenn ich den heimlichen Druck tief in der Seele empfand.
Wunderbar zweigen die Nerven in zahllos verschlungenen Gängen
Durch den geheimen Bau menschlichen Lebens hindurch.
Wo der Gedanke entspringt und keck sich zur Sonne hinausdrängt,
Wo das stillre Gefühl heimlich zur Blüte gereift
Und der kristallene Stern des Auges die Bilder verkündet,
Die sich dem spiegelnden Blick treu und mit Klarheit vertraut,
Da versammeln die Fäden des Lebens ihr Ahnen und Hoffen,
Und durch der Zweige Geflecht webt der allebende Geist;
Bis zu der Spitze des Fingers schickt er die Boten der Seele;
In der Berührung der Hand, Mädchen, begrüßt dich sein Hauch.
Darum durchzückt es das Herz wie Ahnungsschauer; die Seelen
Sind sich begegnet; ein Kuß hat die Vermählten durchglüht.
So des bescheidenen Glücks und des Augenblicks Gunst mich erfreuend,
Saß ich bei dir und verbiß, was mir die Sehnsucht gebot.
Gern hätt' ich mich getaucht in schweigender Träume Verzückung,
Hätte Erinnerung gern still in die Seele geschlürft;
Aber da sollt' ich reden und all das erbärmliche Leben
In die entfesselte Brust nüchtern herüber mir ziehn.
Reden mag wohl der Mensch, der kalt in die Tage hineinstarrt;
Aber nichtig verhallt doch in die Winde sein Wort.
Denn nur die Liebe versteht des Gespräches seligen Einklang,
Und der verstummende Mund ist der beredte zugleich.
Manchmal gelang es uns wohl, den tieferen Sinn, den verborgnen,
Nur dem Geweihten bekannt, nur von der Liebe gelöst,
In den nüchternen Klang des leeren Gesprächs zu verweben,
Und es ergötzte der Geist sich an der heimlichen List.
Süßes Spiel, das die Liebe in süßeren Stunden ersonnen,
Wie so wonnig erquickst du das verschmachtende Herz!
Magisch ziehst du den Kreis um die Liebenden; jedes Geheimnis
Wird ein blühender Ring, der an die Kette sich reiht,
Wird ein verborgener Platz, wo ihre Seelen sich finden,
Wird ein stummes Gespräch, wird der Empfindungen Tausch.
Endlich ergriff's dich mit Liedergewalt; du sangst, und ich horchte,
Und es küßte der Blick dir von der Lippe das Wort.
Flötend schwebte der Ton im Silber der bebenden Stimme;
Auf dem rosigen Mund blühte der Frühling des Lieds.
Friedlich begeistert schloß sich das Auge; du senktest die Wimper
Über den himmlischen Stern all meiner Liebe hinab.
Was du sangest, das frage mich nicht! Ich hörte nicht Worte,
Hörte den Einklang allein, wie er im Liede verschmolz.

Liebe! Liebe! so träumt' ich, so klangen die Töne herüber,
Und in der stürmenden Brust brach sich unendlich der Schall.
Wie die Lippen sich hold zum melodischen Lächeln verzogen,
Wie der schwellende Klang zärtlich dem Munde entfloh!
Die begeisterte Luft trank durstig die warmen Gefühle
Und den lebendigen Hauch selig im Kusse hinweg.
Ach, wie beneidete ich die glückliche, die so vertraulich
Auge, Lippe und Brust schwesterlich flüsternd umschlang!
Da verstummte das Lied; es griff die nüchterne Prosa
Kalt und erbarmungslos mir an das glühende Herz.
Die Erscheinung verschwand, die mich in den Himmel getragen,
Und die irdische Welt warf ihre Kette nach mir.
Aber es sträubte der Geist, der göttlich gewohnte, sich mutig,
Und er rettete kühn sich in die Töne des Lieds.
Hör' ich die Stimme nicht mehr, die mir den Frühling gezaubert,
Fühl' ich den seligen Druck nicht mehr in bebender Hand,
Flüstert kein Augenkristall die ewigen Strahlen der Liebe:
Was die Seele genoß, lebt mit der Liebe mir fort.
Jugend verwelkt, und die Zeit bezwinget sich selbst; die Erinnrung
Taucht in den kühlenden Quell; Tod und Vergessenheit siegt.
Aber die Liebe besteht, und — im ewigen Frühling der Seele —
Tod und Vergessenheit wagt sich an kein liebendes Paar.

Zum 13. Juni.*)

Anton von Padua bat einst in seine Klause
Des Himmels weite Welt am frohen Tag zum Schmause.
Vom höchsten Thron herab bis zu den Seraphim,
Die ganze Seligkeit war invitiert zu ihm.
Er ließ auch, um sich nicht am guten Ruf zu schaden,
Die Götter Griechenlands zum Vesperbrote laden.
Wie? was? die Heiden? — Ja! Glaubt nur! sie leben jetzt
Auf einer Schweizerei, all' auf Pension gesetzt,
Und gute Nachbarschaft wird immer unterhalten.
Die alle kamen nun zu unserm wackern Alten,
Juno mit ihrem Pfau, Johannes mit dem Aar,
Venus von Amathunt mit ihrem Taubenpaar,
St. Lukas mit dem Stier, St. Markus mit dem Leuen,
Kurz, alt' und neue Welt mit Knechten und Getreuen.
Es brachte Ganymed ein Fäßchen Nektar mit,
Und das beflügelte der Etikette Schritt.
Bald fing man jubelnd an die Vivats auszukramen;
Klirr ging es um den Tisch auf unsrer Heil'gen Namen.

*) Antonie Adambergers Namenstag.

Zeus rief begeistert aus: „Hoch, wer's mit Christo hält!"
Und Petrus trank aufs Wohl der alten Götterwelt.
Kurz, man war seelenfroh. Doch auch, wenn Sel'ge schmausen,
Das weiß man ja von je, es endigt oft mit Grausen.
So war's auch heut'. Der Leu vom heil'gen Markus schaut
Mit Tränen in dem Blick Alcides' Löwenhaut.
Ach! er erkennt mit Schmerz im abgestreiften Leder
Den Helden des Geschlechts, den ersten seiner Väter.
Er ist drauf stolz, daß er auch aus Nemea stammt.
Wie das ihn wild durchzuckt, wie das sein Herz entflammt!
Ein Löwe weiß sich nicht mit Anstand zu benehmen.
Kurz, er wird endlich grob, statt sich nur still zu grämen.
Sogleich nimmt man Partei; die Tiere neuer Welt
Stehn unserm Löwen bei; Dianens Jagdhund bellt
Laut klaffend auf sie los; die Eule zieht Gesichter,
Und das Tierpersonal wird immer mehr erpichter.
Noch stört's die Götter nicht; da stürzt des Lukas Stier
Auf Poseidaons Roß; es bäumt des edle Tier
Und wirft die Tafel um. Welch Jammern, welch Entsetzen!
Im höchsten Schrecken fliehn die Heil'gen wie die Götzen.
Man weint, man flucht, man lacht; die Unordnung ist groß;
Zum allererstenmal ist hier der Teufel los.
Endlich erholt man sich, besieht den Schreck genauer;
Hier wird ein Spaß daraus, dort allgemeine Trauer.
Denn denkt! Aglaja weint mit schmerzlichem Verdruß;
Kronions Becherglas fiel auf den zarten Fuß;
Der heiße Nektar floß in die geschlagnen Wunden.
Nein, einen größern Schmerz hat noch kein Herz empfunden.
Doch seht, wie sie die Qual mit Anmut noch erträgt
Und lächelnd selbst im Schmerz nach ihrem Doktor frägt!
Doch Äskulap ist jetzt zum Unglück wegen Schulden
Auf fünfzig Jahr verbannt. So lange soll sie dulden.
Da sitzt sie nun und weint; die Schwestern weinen mit.
„Wenn wir nicht dreie sind, wo haben wir Kredit?"
Drei Grazien! Die Zahl ist einmal vorgeschrieben.
Wir hätten gern getanzt; nun müssen wir's verschieben.
Wenn uns die Schwester fehlt, kann uns die Lust nicht freun;
Im Kranz der Anmut darf ja keine Lücke sein.
Da rief der alte Zeus: „So brauch' ich meine Rechte;
So viel vermag ich noch im menschlichen Geschlechte.
Ihr Sterne, stellt euch gut, bescheint die Erde mild!
Planeten, richtet euch, mit Segen angefüllt!
Streut euren Strahlenhauch auf ungetrübte Horen —

Die Götter lächeln mild — nun werd' ein Kind geboren,
Beglückt von unsrer Gunst und der Planeten Schein,
Und dies soll unterdes die dritte Schwester sein!"
„Halt," fiel St. Anton ein, „laßt auch den Wirt was sagen!
Die neue Grazie soll meinen Namen tragen!"

Zum 13. Juni 1812.

Nimm des Geliebten
Schwärmende Grüße,
Nimm deines Jünglings
Rauschende Lieder
Auch zu des Tages
Freundlichem Fest!

Herz meines Herzens,
Seele der Seele,
Heilig geliebte,
Himmlische Braut,
Ewig umarmenden,
Geister vermählenden
Zitternder Lippe Gruß
Hauch' ich im Wogensturm
Seliger Liederkraft
Freudig der Liebe zu.

Heiliger Feuerdrang,
Seelenvergötterung
Über mir, neben mir,
Glühend im Herzen,
Glühend im Geist,
Überall, überall
Zuckt mir der Gottheit
Sprühende Flamme,
Dich und die Liebe
Strahlenumarmt.

Ewiges Auge,
Das über Welten
Blitze des Lebens
Leuchtend gesandt,
Nimmer die Wimpern
Schlummernd geschlossen,
Ewiges Auge,
Liebe, Gott, Schicksal,
Oder wie sonst dich
Menschenwitz nannte,
Höre des Jünglings
Wärmstes Gebet!

Führe mich freundlich
In ihren Armen
Langsam der Jahre
Reigen hinab!
Laß all' die knospenden
Blumen der Freude
Busen und Locken
Schmücken der Braut,
Daß wir in seliger,
Schwebender Ruhe
Sorglos des Lebens
Wirbel durchgleiten,
Bis uns des Grabes
Dämmernde Ahnung
Beide auf einmal
Friedlich begrüßt!

Oder kannst du mir
Das nicht gewähren,
Ruf unsre Seelen,
Wenn sie im Kusse
Selig sich finden,
In der Umarmung
Heiligem Rausche
Innig verschlungen
Deiner Verklärung
Stolzer gedacht!
Ruf sie im Sturme,
Tauche die irdischen,
Bebenden Strahlen
Schnell in die Wellen
Ewigen Lichts!

Am 25. Juni.

Nach der Vorstellung der Desdemona.

Sanft von Gottes Friedenshauch umflossen,
Still und selig, wie in lichten Räumen
Ihre Sternenwelt nur Engel träumen,
Lagst du auf dem Lager hingegossen.

Schönres hat das Auge nie genossen.
Meines Herzens Wogen fühlt' ich schäumen;
Auf der Sehnsucht dunklen Zauberbäumen
Himmelsblüten zart ins Leben sprossen.

Und du willst durch einen Kampf mir winken?
Und ich darf in deine Arme sinken,
Seligkeit von deinen Lippen trinken?

Mir soll diese Frühlingssonne tagen?
Glück, ich bebe, und die Kräfte zagen,
Dieses Himmels Freudendom zu tragen.

Liebe süße Toni.

In Dornbach.

Dämmernd liegt der Abend auf den Wiesen;
Um die Berge seh' ich's friedlich schweben,
Fühl' ein heitres, stilles Frühlingsleben
Mutig sich in meine Brust ergießen.

Dürft' ich dich jetzt in die Arme schließen,
Jetzt mit eines Kusses Wunderbeben
Unsre Seelen ineinander weben
Und in heil'gem Liebesrausch zerfließen!

Was ich selig bin! Sieh jene Tränen
Auf dem Blütenstrauß! Kennst du das Sehnen?
Nach der Sonne rufen diese Tränen.

Doch ein Stern, gleich ihr an Glanz und Reine,
Geht nicht unter, glüht mit ew'gem Scheine.
Toni, weißt du's, welchen Stern ich meine?

Auf der Bastei,*)

als ich dich am Fenster gesehen

Und du hast mich nicht betrogen,
Ahnung; heilig ist dein Wort.
Mächtig fühlt' ich mich gezogen;
Unwillkürlich trieb mich's fort.

„Wildes Herz, du sollst sie schauen!"
Hört' ich's flüsternd um mich wehn.
„Sollst die Krone aller Frauen,
Sollst die Sonne tagen sehn!"

Mutig stürmt' ich um die Ecke;
Meine Träume trogen nicht,
Und die zarte Augendecke
Zitterte in deinem Licht.

Und ich sog aus deinen Zügen
Neues Leben, neue Lust,
Und ein seliges Vergnügen
Warf sich heiter auf die Brust.

Wenn der Wellen Donner wogen,
Und des Meeres Brandung raucht,
Und der klare Himmelsbogen
Sich in Nacht und Nebel taucht,

Gießt der Schiffer seine Fässer
Milden Öles in den Kampf,
Und es gleiten die Gewässer
Spiegelnd aus dem Wellendampf.

So wird's friedlich in der Seele,
Wenn dein süßer Blick mich trifft;
Was mich martre, was mich quäle,
Ich vergesse schnell das Gift.

Gern veracht' ich dann die Klippen,
Gern den Strudel meiner Zeit;
Einen Kuß von deinen Lippen —
Und der Tod wird Seligkeit.

*) Den Namen „Bastei" führte im Volksmunde wegen seiner turmgleichen Höhe das nun längst verschwundene, an der Ecke der Kärthnerstraße in Wien belegene Haus, in dem Toni 1812 noch wohnte.

Mut.

(Sommer 1812.)

Hinaus, hinaus ins rasche Leben,
Die Brust dem Sturme preisgegeben!
Frisch durch die Brandung, kühnes Herz!
Die Männerfaust zerteilt die Wellen;
An Klippen mag die Kraft zerschellen;
Des Auges Strahl fliegt himmelwärts.

Hab' ich doch längst in heil'gen Stunden
Des Lebens Zaubergruß gefunden;
Er jauchzte Mut und Sehnsucht wach
Und haucht nun durch des Sturmes Wüten
Den ganzen Frühling seiner Blüten
Mir in melod'scher Ahnung nach.

An ihrer Brust, an ihrem Herzen
Zur Freude werden meine Schmerzen
Und meine Freude Seligkeit.
Mein Himmel blüht auf ihren Wangen;
Von ihren Armen treu umfangen,
Vergess' ich deine Donner, Zeit.

Und drum hinaus ins rasche Leben,
Drum durch die Brandung ohne Beben,
Drum ohne Furcht hinaus, hinaus!
Zwei Herzen, die sich treu verschlungen,
Ziehn, nicht von Tod und Zeit bezwungen,
Mit Gottes Sieg ins Vaterhaus.

Des Feldpredigers Kriegstaten.

(1808.)

Ich bin bei englischem Rindfleisch erzogen
Und habe bei englischem Biere studiert.
Der Herr General war mir gewogen;
Drum ward ich zum Feldprediger avanciert.
Denn der Mensch muß etwas versuchen und wagen;
Drum sitz' ich hier auf dem Bagagewagen.

Bin in Portugal nun Soldatenpastor
Und predige über Ach und Weh

Und warne vor Trunkenheit und Laster
Die reuige, aber besoffne Armee,
Pfleg' aufs beste die Kehl' und den Magen
Und sitze hier auf dem Bagagewagen.

Gestern war eine große Bataille;
Es kam zu einer blutigen Schlacht.
Wir fochten alle en canaille;
Ich hätt' es kaum als möglich gedacht.
Der Franzose ward aufs Haupt geschlagen,
Und ich saß auf dem Bagagewagen.

Es ward erschrecklich viel Blut vergossen
Ich kam in den größten Embarras.
Die Feinde hatten einen Bock geschossen
Und wir, wir schossen Viktoria.
Der gehört zu meinen glorreichsten Tagen;
Denn ich saß auf dem Bagagewagen.

Ich sehe schon die Haufen Gedichte,
Die man uns Helden wird billig weihn.
Wir glänzen ewig in der Geschichte
Und ziehn in die Unsterblichkeit ein,
Und von mir auch wird man singen und sagen:
„Ja, der saß auf dem Bagagewagen!"

Aus der Ferne.

Der Jüngling zog ins ferne Land,
Ins bunte Weltgetümmel,
Wo er das Leben reicher fand
Und freundlicher den Himmel.

Viel war der Lust, wie Sternenlicht,
Das noch kein Auge zählte;
Doch alles das ersetzte nicht,
Was ihm im Herzen fehlte.

Da ist ihm aus der Heimat fern
Ein lieber Ton erklungen.
Er horchte still, er horchte gern;
's war ihm ins Herz gedrungen.

Er sehnt sich nach vergangner Zeit.
Was hilft die Pracht der Schlösser,
Was hilft des Himmels Freundlichkeit?
Die Freunde sind doch besser.

Zwar Freunden ist ein Glück gegönnt;
Das stillt der Sehnsucht Schmerzen.
Sie sind entfernt, doch nicht getrennt;
Sie sind sich nah im Herzen.

Zum 6. März.*)

Wie soll ich dir zu dieser heil'gen Stunde
Den stillen Gruß der treuen Liebe bringen?
Die Worte, die im Herzen widerklingen,
Ertönen ungehört aus meinem Munde.

Doch weht der Einklang in der Seelen Bunde.
Die Liebe kann des Raumes Kraft bezwingen;
Der Liebe Ruf muß in die Ferne dringen
Und bringt der Wünsche heilig fromme Kunde.

Drum, wenn es dir mit stillem Beben flüstert,
Es ist mein Wunsch, der freudig dich umweht.
Der hohe Bund, der Herz und Herz verschwistert,

Der ist's allein, der jede Kraft besteht,
Und wo der Seelen Einklang sich begründet,
Da wird des Lebens Göttlichkeit verkündet.

Mit einer Rute.

Hier bring' ich dir den echten Zauberstab,
Geschnitten in des Frühlings Sonnengleiche,
Den Schlüssel zu dem finstern Gnomenreiche,
Der sich den Weg bahnt zu der Erde Grab.

Der Wünschelruten heil'gen Talisman
Erblickst du hier zu Dutzenden verbündet;
Kein Silber ist es, was er jetzt verkündet.
Jetzt schlägt er auf die Seelenerze an.

Wer ist's, der solche Hilfe nicht bedürft'?
Denn sinkt die heil'ge Spitze hastig nieder,
Berührt sie dann mit Götterkraft die Glieder,
So wird sogleich ein edler Gang geschürft.

*) Geburtstag von Dora Stock, der Tante Körners.

Drum macht vergeblich dir die Zukunft bang,
Mag's in der Wiege schreiend sich auch regen;
Denn mit der Wünschelrute heil'gen Schlägen
Entdeckst du bald des Herzens Silbergang.

Bewahre sie mit stiller Sorgfalt auf!
Sie ist das Zepter in der Kinderstube;
Des Kindes Herz, das ist die Silbergrube.
Einst ruft es dir ein fröhliches „Glück auf!"

Im Kreis der Musen.

Dort, wo Apollos goldne Hügel fußen,
Wo Berg und Tal im ew'gen Sommer blühn,
Belauscht' ich jüngst den heil'gen Kreis der Musen,
Und liebevoll umwölbte mich das Grün.
Mir ward so süß, hoch schlug das Herz im Busen;
Ich fühle noch der heißen Wangen Glühn;
Da klang die hohe Stimme der Kamönen;
Das Lied zerfloß in himmlisch reinen Tönen.

Es schwang sich der Reihen,
Es tönte das Lied,
Das nimmer verblüht
Im Glanze des Maien.

Und eh' der Tanz zum zweitenmal begonnen,
Da tritt der Musen eine in den Kreis,
Urania, die Kundige der Sonnen,
Die der Gestirne fernste Bahnen weiß,
Und spricht: „Hört, Schwestern, was der Geist ersonnen!
Die Erde fesselt schwer das starre Eis;
Es zwingt der Frost sie ein in diesen Banden;
Jetzt ist der Freundin Wiegenfest erstanden.

Drum schwinget den Reihen!
Die Stunde verblüht.
Froh töne das Lied,
Ihr Herz zu erfreuen!

Den alten Bund, den wir ihr zugeschworen —
Das Jahr entfließt und reißt ihn in die Flut.
Doch herrlicher und schöner noch geboren,
Entsteht er jetzt durch aller Zeiten Glut.

Und ewig neu im Wechseltanz der Horen
Und ewig grünend in des Lebens Glut
Und fröhlich bei des Werdens heitrer Stunde
Erneue sich das Wort dem alten Bunde!

So schlinget den Reihen —
Die Stimme verblüht —,
Im heiligen Lied
Den Bund zu erneuen!

Geschmückt wie der Heroen Lichtgestalten,
Erhaben wie des Sängers Phantasie
Und hold sich lösend wie der Bühne Walten
Und hell und freundlich wie die Melodie,
Stark in der ernsten Rede Machtgewalten
Und liebend wie der Saiten Harmonie
Und froh und klar, wie sich die Tänze winden,
Mag sich des Lebens Stunde dir ergründen!

Drum schlinget den Reihen!
Die Stimme verblüht;
Doch ewig erglüht
Das Bündnis der Treuen".

So klang das Lied der himmlischen Kamönen,
Und schnell, wie Erden sich um Sonnen drehn,
Entschwinden sie in ihrer Stimme Tönen
Hin zu des Berges bläulich fernen Höhn.
Wo Wolken ihre goldnen Locken krönen,
Entfliegen sie mit zartem Liebeswehn,
Und eh' des Liedes Töne noch verbeben,
Eilt' ich, den Klang den Saiten zu verweben.

Kunzens Jule.*)

Entreißt euch doch der Tasse Tee
Und schmieret eure Kehlen,
Loth, Miltitz, Dreysig, Spillner, Klee!
Auch Cachan darf nicht fehlen.
Ihr Flüche, steht uns alle bei
Und helft uns, mit gewalt'gem Schrei
Die Lindenstadt verfluchen!

*) Julie Kunze verheiratete sich am 3. Dezember 1808 in Leipzig mit Alexander v. Einsiedel auf Gnandstein bei Frohburg.

Kreuz, Donner, Hagel, Blitz und Mord
Und was noch mehr dergleichen —
Du schlechter, niederträcht'ger Ort,
Wir wollen dir was geigen
Und bringen dir ein Pereat,
Verhaßte, miserable Stadt,
Die unsre Jule raubte.
Daß dich das Wetter! Nur Geduld;
Du sollst es schrecklich büßen!
Dein ist die furchtbar schwere Schuld,
Daß unsre Tränen fließen.
Die Zähre wird zum Offizier
Und droht mit Einquartierung dir
Und andern Kriegesplagen.
Auch senden wir das Röschen rot
Aus Cachans Heldengarten;
Das schlage die Soldaten tot,
Die in den Toren warten!
Es stell' dem Magistrat ein Bein
Und trete deine Berge ein
Und mache sie zu Tälern!
Und hilft das nichts. Zu unserm Trost
Läßt Miltitz gleich marschieren
Und läßt sogleich mit Extrapost
Die Spritzen transportieren.
Die setzen euch in Schwulität,
Und eh' ein Augenblick vergeht,
Ergebt ihr euch den Siegern.
Drum raten wir, bei guter Zeit
Das Ding zu überlegen;
Wir sind zu allem gleich bereit;
Schon wetzt man unsre Degen.
Geschwind! sonst fällen wir den Streich.
Wollt ihr das nicht, so gebt sogleich
Heraus die Primadonna!
Sie fehlt uns hier, sie fehlt uns dort,
Sie fehlt an allen Ecken,
Und so ein Nest da, Kreuz und Mord,
Will sie vor uns verstecken!
Die Wolke hängt gewitterschwer
Hoch über deinem Haupte
Und trifft dich schnell, bei meiner Ehr',
Dich, die uns Julen raubte.

Erſchrocken ſtehſt du, wie behext.
Doch jetzt zu Ende iſt der Text;
Sonſt ſängen wir noch manches.

Nachleſe.

An die Fürſtin.*)

Froh begrüß' ich dich mit meinem Liede,
Und Begeiſtrung glüht in meinem Blick;
Unſres Nordens ſchönſte Blüte
Kehrt aus fremder Kaiſerſtadt zurück.

Feſtlicher mag dort der Morgen tagen,
Wo der neue Cäſar thront;
Nur dem Deutſchen wird es nie behagen,
Wo nicht deutſche Treue wohnt.

Mag der Sieger ſtreng gebietend walten;
Unſre Freiheit ſtarb vor unſerm Ruhm.
Doch was wir im Herzen ſtill erhalten,
Iſt ein ſchönres Heiligtum.

Unſre goldnen Tage ſind entflogen,
Und die Gegenwart iſt ſtreng und wild;
Nur die Kunſt blieb uns gewogen,
Und die Muſe lächelt mild.

Prangt der Franke mit Trophäen,
Kühn erkämpft im Siegeslauf,
Stellt er prachtvoll in Muſeen
Fremder Länder Schätze auf:

Nimmer werden wir's beſtreiten;
Wechſelnd iſt des Tages Glück.
Eins nur mußten wir beneiden,
Und das Eine kehrt zu uns zurück!

---

*) Herzogin Dorothea von Kurland, als ſie am 14. Juli 1811 aus Paris wieder in Deutſchland eintraf.

Jenen Ruhm der Aresſöhne,
Wir verſchmerzen den Verluſt;
Denn es lebt ja alles Schöne
Göttlich noch in deutſcher Frauen Bruſt!

Zum Annentage.

Karlsbad, am 25. Juli 1811.

Viele Feſte ſeh' ich bereiten
So wie ernſter als freudiger Art.
Zu der Kirche von allen Seiten
Ziehen dort viele in Reihen gepaart.

Hier ſeh' ich auf Bergeshöhen
Grüne Sitze mit Blumen geſchmückt,
Einer Fürſtin Tag zu begehen,
Die mit Liebe die Herzen beglückt.

Doch auch ich hab' des Namens Feier
Doppelt in meiner Bruſt gehört.
Einmal iſt er in der Mutter mir teuer
Und dann in der Freundin lieb und wert.

Aber wie ſoll ich den Tag begehen?
Darf ich doch nicht zur Kirche ziehn,
Kann nicht pflanzen auf Berges Höhen;
Zeigte ſo gern der Liebe Bemühn!

Zwar was helfen mir alle die Klagen?
Hat doch auch mir ein Blümchen geblüht,
Und in die Saiten darf ich ſchlagen;
Tag und Namen feiert mein Lied.

Könnt' ich Sankt Annens Gnade erwerben,
Fromm und ſtill fiel' ich vor ihr hin,
Bäte: „Laß uns nicht Treue verderben,
Nicht Mut und Freude und deutſchen Sinn!“

Der Kaiserin Sitz.*)

(Karlsbad) 27. Juli 1811.

O nimm mich auf in deine grünen Hallen,
O nimm mich auf auf der geweihten Erde,
Du, den der Fürstin zarte Gunst verklärte,
Und der der Edlen Namen trägt vor allen!

Zu deinem Heiligtume will ich wallen,
Wo ferne Zeit mir Seligkeit gewährte,
Daß jedes Wort in mir lebendig werde,
Was einst dem Mund der Liebe hier entfallen.

Vergebens mag ich jetzt die Holde suchen.
Ihr bergt sie nicht mehr, schöne, dunkle Bäume.
Weit in die Ferne schweift der Sinn hinüber.

Da weht Erinnrung aus den heil'gen Buchen.
Zum zweiten Male träum' ich schöne Träume,
Und friedlich geht die Zeit an mir vorüber.

Wallfahrt nach Sedlitz.

(Karlsbad) 27. Juli 1811.

Wie bunt kommt's dort durch Tal und Flur gezogen!
Wie sich die Reihen wunderschnell verweben!
Wild durcheinander geht das Wechselstreben;
Die Menge flutet wie des Kornes Wogen.

Doch solchen Festen bin ich nicht gewogen.
Da hör' ich's fern wie Orgeltöne beben;
Gar wunderbar klingt's in das wilde Leben,
Und stiller trat ich in des Kirchhofs Bogen.

Unzählig Volk das Heiligtum erfüllte.
Aus frommen Lippen tönen fromme Lieder,
Und jedes Herz und jede Stimme preist.

Da beugt sich alles vor dem Gnadenbilde;
Die Orgel ruft mit tiefen Worten nieder,
Und in den Tönen läutert sich der Geist.

---

*) Beliebter Ruheplatz der Kaiserin Maria Ludovica von Östreich in Karlsbad während ihres Aufenthaltes daselbst im Jahre 1810.

Vergißmeinnicht.

Karlsbad, am 10. Auguſt 1811.

„Vergiß, vergiß!“ ruft mancher Tor vermeſſen,
Als hätt' der Menſch ein Grab für ſeine Schmerzen.
Wenn ſich die Sehnſucht regt im vollen Herzen,
Da kann man nicht verträumen und vergeſſen.

Mein war des Augenblickes ſtille Freude.
Doch in dem leichten Roſentanz der Horen
Hat ſich der ſchöne Augenblick verloren.
Was bleibt mir noch, wenn ich von hinnen ſcheide?

Nicht dieſer Tag mit ſeinem heitern Leben
Vergoldet wieder dieſer Berge Höhen;
Nur der Erinnrung heil'ges Götterwehen
Erfüllt mich jetzt mit wunderbarem Beben.

Vergißmeinnicht! O, kläng' es dir im Herzen!
O, fänd' ich's aufgeblüht auf deinen Wegen!
Ich wollt' es mir mit treuer Sorgfalt pflegen;
Es ſollte nie die ſchöne Gunſt verſcherzen.

An Mademoiſelle Beck.

(Nach Aufführung der „Johanna“ am 5. April 1811.)

„Kurz iſt der Schmerz, und ewig iſt die Freude!“
Noch hör' ich es und hör' es immer wieder.
Es klingt mir zu wie Aolsharfenlieder,
Wie Engelsruf aus ferner Sternenweite.

Noch ſeh' ich dich. Der Locken goldne Seide
Fließt von der hohen Heldenſtirne nieder.
In rauhes Erz ſchließt du die zarten Glieder,
Gleich ſchön im Panzer wie im Schäferkleide.

Wie traf dein Blick gewaltig alle Herzen
Da, wo des Dichters Stimme ſchweigen muß,
Und tauchte ſie ins Hochgefühl der Schmerzen!

Kurz war der Stunde blühender Genuß.
Doch wird das Schöne, was ſie uns gegeben,
Mit deinem Bild im Herzen ewig leben.

Zueignung.*)

Wie die Knospe in der Dämmrung Stille,
Von des Taues Perlenglanz beträuft,
Zwischen stolzer Blütenfülle
Sich dem Licht entgegensehnt,
Wie sie dann mit leisem Winken
Das verjüngte Leben grüßt
Und erst mit des Lichtes Sinken
Traurig still den Kelch verschließt:
Ach! so sehnen auch mit heißem Glühen
Nach dem Sonnenlichte deiner Gunst
Sich des Sängers frühe Phantasieen,
Zarte Knospen seiner Kunst.
Sind sie nur bemerkt von dir verklungen,
Lebten sie des Frühlings schönsten Tag,
Und das Höchste haben sie errungen,
Was des Jünglings Lied vermag.

O, rufe die Tränen
Des Kummers zurück!
In Perlen der Freude
Versenke den Blick!

Was kann denn das Zürnen
Der feindlichen Welt,
Wo Mut und wo Treue
Die Herzen gesellt,

Wo innig sich Seele
An Seele geschmiegt?
Vertraue der Liebe!
Sie kämpft, doch sie siegt.

Einst schlief sie, vom Nebel
Der Zeit noch bedeckt;
Doch wie sie erwachte,
Hat Gott sie geweckt.

---

*) An die Herzogin Dorothea von Kurland bei Übersendung eines Exemplares der „Knospen“ am 28. August 1810.

Unterlegte Texte zu gegebener Musik.

Zu einer Melodie.

Armes Herz, du konntest wähnen?
Ach, dein Glaube war so süß!
Doch umsonst nur ist dein Sehnen
Nach der Liebe Paradies.
Froh schlugst du mit tiefem Beben
Für das heil'ge Wunderland;
Doch vernichtet ward dein Streben,
Und der schöne Traum verschwand.

Zu Païsiellos Musik von „Nel cor più non mi sento etc.“

Wie still mit Geisterbeben
Die Sehnsucht mich durchglüht
Und rastlos fort durchs Leben
Und Sturm und Nacht mich zieht!
Bald wogt die Brust,
Bald schlägt das Herz
In hoher Lust,
In tiefem Schmerz.
Der Morgentraum entflieht.
Ach Sehnsucht, Sehnsucht, Sehnsucht!
Wie all der Seele Streben
In einem Bilde glüht!

Zu Paërs Arie „Un solo quarto d'ora etc.“

Ein Kuß von Liebchens Munde,
Nur eine traute Stunde,
Reißt kühn vom Erdengrunde
Die Seele himmelwärts.

Der Liebe stiller Friede
Entfaltet im Gemüte
Des Lebens schönste Blüte,
Und freudig schlägt das Herz.

Es regt die Kraft des Lebens
Im Herzen sich vergebens,
Löst nicht den Drang des Strebens
Der Liebe Lust und Schmerz.

Zu Paërs Romanze „Tu veux le donc etc.“

Das, Mädchen, kannst du mir befehlen?
Wie sehr es schmerzt, es muß geschehn.
So fürchterlich kannst du mich quälen?
Ich soll dich nimmer wiedersehn?
Doch der Liebe Freund ist der Morgen;
Süßer lächeln die Lüfte mir.
Soll ich, Helene, dir gehorchen,
Diesen Tag vergönne nur mir!

Doch als des Tages Flammen glühten,
Ich aus den Augen dich verlor,
Da strahlte mir aus Rosenblüten
Dein liebes, süßes Bild hervor.
Jede Blume wird dir gleichen,
Grünt im Herzen der Liebe Gewalt.
Laß mich am Abend, soll ich entweichen,
Einmal noch schauen die Engelsgestalt!

Die Sonne war ins Meer gesunken;
Zum fernen Lande eilt' ich schon.
Da hallte von des Himmels Funken
Mir deines Namens Zauberton.
Wohin sich nur die Augen lenken,
Klingt deine Stimme mit fesselnder Macht.
Drum soll ich nimmer an dich denken,
Ach, so vergönne mir diese Nacht!

Die Nacht erscheint mit süßem Bangen;
Der Schlummer übertäubt den Schmerz.
Mir träumt, ich halte dich umfangen
Und drück' dich liebend an das Herz.
Sterben will ich für dich mit Freuden;
Aber verlassen kann ich dich nicht.
Soll ich auf ewig, auf ewig dich meiden,
Laß mich nur noch bis zum morgenden Licht!

Auch morgen wird Aurora glühen;
Die Rose bleibt der Augen Lust;
Ich hör' der Sterne Harmonieen
Und drück' dich träumend an die Brust.
Wer kann der Liebe Kraft ermessen?
Immer sich gleich bleibt der Tage Reih'n.
Ach, soll ich dich auf ewig vergessen,
Laß mich nur ewig noch bei dir sein!

Russisches Lied.

Nach der Weise: Schöne Minka, ich muß scheiden.

Er.

Durch den Don schwimmt kampfentschlossen
Der Kosak mit den Genossen,
Sagt zuletzt noch seinen Rossen,
Seiner Braut Ade.

Sie.

Willst du treulos von mir scheiden,
In die Schlacht des Todes reiten?
Warum glaubt' ich deinen Eiden!
Weh mir Armen, weh!

Er.

Ringe nicht die zarten Hände,
Nicht die Augen von mir wende!
Kehr' ich siegreich doch am Ende
Aus des Kampfes Glück.

Sie.

Denkst du wohl noch an mich Arme
In der wilden Krieger Schwarme?
Kehre treu in meine Arme,
Kehre bald zurück!

Wiegenlied.

Auf eine russische Volksmelodie.

Frei noch von des Lebens Schmerzen,
Unter Kinderspiel und Scherzen,
An dem treuen Mutterherzen
Schläfst du ruhig ein,
Und nun liegst du in der Wiege,
Und ich wehre jeder Fliege.
Ach, wie heiter deine Züge
Und wie engelrein!

Magst du aus dem Schlummernachen
Spät nach fröhlichem Erwachen
Deiner Welt entgegenlachen!
Liebchen, rühr dich nicht!
Mögen nie des Lebens Qualen,
Nur der Freude helle Strahlen
Sich in deinen Augen malen
Süß wie Morgenlicht!

Noch war deine Welt nicht trübe;
Daß ſie ewig klar dir bliebe!
Noch iſt deiner Mutter Liebe
All dein Paradies.
Noch wird in der Bruſt Bewegen
Sich kein finſtres Traumbild regen.
Schlummre unter Gottes Segen,
Schlummre ſanft und ſüß!

Zu der Romanze des Troubadours

in der Oper: Johann von Paris.

Hörſt du den Ton,
Der deinen Namen feiert?
Der Lieder Sohn
Hat ſeinen Schwur erneuert.
Schlummerſt du ſchon,
Vom ſüßen Traum umſchleiert?
Stern meines Lebens,
Schmacht' ich vergebens
Nach deinem Licht?
Du zeigſt dich nicht!

Wie es hier ſchlägt,
Dürft' ich es laut bekennen!
Was mich bewegt,
Möcht' ich in Liedern nennen.
Einmal erregt,
Werd' ich es dämpfen können?
Der Liebe Sehnen
Weckt ſüße Tränen
Und Sympathie;
Sie ſchlummert nie.

Nacht bleibt es dort.
Stern, willſt du dich nicht zeigen?
Kalt bläſt der Nord
Aus jener Bäume Zweigen.
Schlummre nur fort
Durch bunter Träume Reigen!
Die Nacht iſt trübe,
Klar iſt die Liebe.
Drum gute Nacht!
Die Liebe wacht.

Rätsel, Scharaden, Anagramme, Homonyme, Logogriphe, Palindrome.

(Die Lösungen dieser Rätselspiele findet man im Inhaltsverzeichnisse.)

1.

Rätsel.

Oft bin ich der Menschen einziges Wissen;
Der Große gibt sich mit mir nur ab.
Mich zu erzeugen sind viele beflissen;
Wer mich hat, kommt an den Bettelstab.
Wer an mich denkt, hat vieles verbrochen;
Auch der Stocktaube hörte mich gehn;
Der Stumme selbst hat mich ausgesprochen,
Und der Blinde hat mich ganz deutlich gesehn.
Man erhält mich gratis und ohne Geld;
Ich bin der Urstoff der ganzen Welt.

2.

Scharade.

Es muß das ganze Wort, hat man's mit List gefangen,
Durch seiner dritten Kraft hoch an den ersten hangen.

3.

Scharade.

So wenig man mit den letzten die erste fangen kann,
So wenig legt die Liebe dem Ganzen Fesseln an.

4.

Scharade.

Trifft du als Jäger die ersten, so machst du die dritte; das Ganze
Ist der ersten Gemahl, Vater der dritten und Sohn.

5.

Scharade.

Die erste düstert,
Die zweite knistert;

Das Ganze lullt mit sanftem Schein
Dich in des Schlummers Träume ein.

6.

Scharade.

Man mordet die erste, die kaum geboren,
Und zieht ihr die zweite über die Ohren;
Dann klingt das Ganze vom mächtigen Schlag,
Und viele Tausende folgen nach.

7.

Scharade.

Freund, werfen einst mit freundlich süßem Glanze
Die lieben ersten dir die dritte zu,
So fasse kühn und mutig schnell das Ganze!
Denn sonst entflieht es dir im Nu.

8.

Scharade.

Die ersten lenken die rüstige Fahrt;
Die letzte schmückt sich mit stattlichem Bart;
Und geht's in die Brandung des Lebens hinein,
So mag die Liebe das Ganze sein.

9.

Scharade.

Die ersten gedeihen auf des Ackers Mitte;
Mit gleich und ungleich wechselt die dritte.
Das Ganze blickt aus vergangener Zeit
Und lebt in Märchen weit und breit.

10.

Scharade.

Die erste Silb', ein Gott, beherrscht des Landes Auen·
Die zweit' und dritte ist ein Name, oft belacht.
Das schwache Ganze wird in der Gewalt der Frauen
Der Donnerkeil des Zeus und spottet aller Macht.

11.

Scharade.

Die ersten leuchten durch des Himmels Nächte;
Die letzten sind aus altem Kraftgeschlechte.
Das Ganze dreht mit sehnsuchtsvollem Schmerz
Sein goldnes Antlitz immer sonnenwärts.

12.

Scharade.

Die erste ist des Menschen bester Freund;
Der zweiten dankt man viel, mehr als es scheint
Doch still damit! 's ist gut, sich kurz zu fassen.
Ihr müßtet sonst das Ganze holen lassen.

13.

Scharade.

Willst du in deiner Krankheitsnacht erwarmen,
So brauche, was die erste spricht!
Die zweite ruht in weichen Meeresarmen,
Bis einst der Weltenbau zerbricht.
Das Ganze ist ein lieber Fleck der Erde,
Wo für das Edle noch die Herzen glühn,
Wo reich das Glück sein üppig Füllhorn leerte,
Und seltne, schöne Blumen blühn.

14.

Scharade.

Was grünend den ersten Silben entquillt,
Erquickt nur die gierige Herde.
Die menschenernährende Wurzel verhüllt
Sich bescheiden im Schoße der Erde.
Doch was sieben und zwölf ist, was dreizehn und neun,
Das muß die dritte der Silben sein.

Einst hauste das Ganze mit Zaubergewalt
In unterirdischen Reichen,
Erschien den Menschen in mancher Gestalt,
Ein Schadenfroh sondergleichen.
Doch hat es sich längst von der Erde getrennt,
So daß nur die Sage der Vorzeit es kennt.

15.

Scharade.

Begeistrung donnert durch die Seele,
Und Sphärenklang das Herz durchdringt,
Wenn mir das Mädchen, das ich wähle,
Als erste in die Arme sinkt.

Denn wie die zweite auch erfreue,
Wie Diamant und Perle lacht,
Ein Herz voll Glauben, Mut und Treue
Ist mehr als diese eitle Pracht.

Die erste strahlt im schönen Glanze
Durch all der zweiten Zaubertand;
Die Liebe ist das höchste Ganze.
Weh dem, der ihren Wert verkannt!

16.

Scharade.

Grenzenlos, nie endend, nie begonnen,
Prangt das erste in der Zeiten Sturm;
Das Atom umarmt es wie die Sonnen;
Es umarmt den Engel wie den Wurm.

Was ich dir im zweiten nennen werde,
Ist des Lebens größter Zauberbann.
Völker zwingt es für die Herrn der Erde;
Über Wunsch und Willen hat's der Mann.

Aber in verklärtem Sternenglanze,
Emsig lauschend auf des Rufes Ton,
Steht als heil'ge Dienerin das Ganze
Neben Gottes lichtgeschmücktem Thron.

17.

Scharade.

Was mit dem Körper eng verschwistert
Sich treulos dann nur von ihm trennt,
Wenn Todesnacht den Blick umdüstert,
Ist, was die erste Silbe nennt.

Doch wo sich bei des Schicksals Walten
Ein Volk vereint zum ew'gen Bund,
Die eigne Kraft frei zu erhalten,
Macht dir die zweite Silbe kund.

Wohl kann die Schönheit schnell entzücken,
So daß man Welt und Zeit vergißt,
Doch ewig nie das Herz bestricken,
Wenn sie nicht auch das Ganze ist.

18.

Scharade.

Aller Orthographie zum Schrecken
Wird jetzt der Rätsel verwegenstes laut.
Mutwillig will es den Leser necken,
Daß die Kritik ihren Ohren nicht traut.

Die erste der Silben mit Zaubergewalten
Gürtet um Geister das magische Band;
Doch nur im Abglanz von fernen Gestalten
Lebt sie allein in der Träume Land.

Heimlich im grünenden Laube zu blühen,
Ist im Frühling der zweiten Los;
Wenn die Schwalben des Spätjahrs ziehen,
Ringt sie hervor sich aus dunklem Schoß.

Aber mit heißem Liebesverlangen
Schimmert des Ganzen göttlicher Sinn,
Glühend im Schaume der Meerflut empfangen,
Aller Könige Königin.

19.

Scharade.

Das erste hat schon mancher klug gesagt,
Wenn sich das Herz in wilder Sehnsucht trennte.
's ist gut gemeint; nur wo die Liebe klagt,
Da möcht' ich's nicht, wenn ich's auch könnte.

Das zweite ist ein kleines, kleines Wort;
Doch haben wir von seiner Stärke Proben.
Es tauchte Welten tief in Kampf und Mord;
Den Liebenden hat es zum Gott erhoben.

Das dritte Wort, wem auf sein heißes Flehn
Des Schicksals Mund dies zur Entscheidung sagte,
Dem wäre besser, hätt' er nie gesehen,
Wie blütenreich der Hoffnungsmorgen tagte.

Das Ganze ist der Treue stilles Pfand,
Wonach sich manches Jünglings Sehnsucht bückte.
O dreimal glücklich, wem der Liebe Hand
Zu schöner Deutung seine Blüten pflückte!

20.

Scharade.

Auf finsterem Fittich komm' ich geflogen,
Berausche die Sinne mit trüglichem Traum,
Und von des Gesetzes Urkraft gezogen
Schweb' ich schnell durch der Welten Raum.
Es treibt mich, das ewige Licht zu erjagen,
Und wer ich bin, wird die erste sagen.

Im dunkeln Laube ward ich geboren;
Die strahlende Sonne hat mich gezeugt,
Und schnell ist der Traum des Daseins verloren,
Wenn mich der Blick der Mutter erreicht.
Im Dunkeln nur kann ich fest mich begründen.
Mich werden die letzten der Silben verkünden.

Bewegt von des Abends schmeichelnden Lüften
Steh' ich im Garten, die Blüte gesenkt.
Ich küsse die Nacht mit balsamischen Düften,
Die mich mit stiller Liebe umfängt.
Doch glänz' ich nimmer im farbigen Kranze.
Kennst du mein still bescheidnes Ganze?

21.

Scharade.

In stiller Anmut kommt's gezogen;
Wie Rosenhecken blüht es auf,
Und durch des Äthers blaue Wogen
Steigt es mit goldner Pracht herauf.
Kannst du des Rätsels Lösung finden?
Zwei Silben mögen sie verkünden.

Wohl gibt es eine mächt'ge Herde,
Von keinem Auge noch gezählt;
Sie weidet herrlich, fern der Erde,
Vom Glanz des ew'gen Lichts beseelt.
Willst du der Lämmer Namen kennen?
Die dritte Silbe wird ihn nennen.

Am frühen Tag erscheint das Ganze
Und steigt empor mit heitrem Sinn,
Und in des Morgens jungem Glanze
Verkündet's die Gebieterin,
Verkündet sie durch alle Weiten.
Sprich! kannst du mir das Rätsel deuten?

22.

Scharade. An Pr. v. H.*)

Was ist so oft der Schädel der Sophisten,
Die sich mit hoher Götterweisheit brüsten,
Als könnten sie des Lichtes Urquell schaun?
Was ist der Kern so mancher Lust des Lebens,
So manches stolzen, mühevollen Strebens?
Die erste Silbe wird es dir vertraun.

Doch was die zweite Silbe dir verkündet,
Dem hat kein Strahl des Lebens sich verbündet;
Kalt steht es da, wenn alles steigt und fällt.
Nur der Natur geheimes Walten
Wird es dem Forscher oft entfalten
Als stummer Zeuge der vergangnen Welt.

Auf Felsenhöhen thront mein stolzes Ganze,
Blickt freundlich nach des Flusses Silberglanze,
Blickt in des Tales Zauberduft hinein.
Doch Schönres noch als all der Reiz der Fluren,
Zwei holde Wesen höherer Naturen,
Schließt es beglückt in seine Mauern ein.

Ach! da ist all der Liebreiz schöner Seelen
Und Stimmen, wie das Lied von Philomelen,
Vereinigt mit der zartesten Gestalt,
Und alles beugt das Knie zu Huldigungen,
Und jedes Herz, von süßer Macht bezwungen,
Erkennt der Schönheit heilige Gewalt.

23.

Anagramm.

Mein Ganzes prangt mit Vögeln, Fischen
Und andern Dingen auf den Tischen.
Veränderst du der Silben Stand,
So ist's als Karte dir bekannt.

24.

Anagramm.

Sprich! wie nennst du den Mann, der in vaterländischen Weisen
Kühn dem Heldengesang des Chiers, des trefflichen, nachstrebt,
Dem auf Helikons Höhe die neunfach heiligen Musen
Freudig die Schläf' umwanden mit grünenden Blättern des Ölzweigs?

*) Marie Luise Pauline, Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, älteste Tochter der Herzogin von Kurland.

Andre der Silben Stand, und die ländergebietende Fürstin
Zeigt sich im herrlichen Glanz, im rosigen Lichte der Freiheit.
Sie, die aus eigener Kraft die Welt, die bekannte, gefesselt,
Mächtig steht sie und groß, und Wolken umschlingen ihr Haupthaar.
Sieh! da bricht der Barbar durch die heiligen Schranken des Lebens,
Und die Gewaltige fällt und zerschmettert im Sturze den Erdkreis.

25.

Anagramm.

Wenn Frühlingswonne, neu geboren,
Des Herzens tiefsten Sinn entzückt,
Steh' ich vom Wechseltanz der Horen
Als Blumenkönigin geschmückt,
Und schöne Mädchen winden mich zu Kränzen,
Als Schmuck auf ihrer Locken Gold zu glänzen.

Doch setzt du vor das letzte Zeichen,
Als Götterknaben schaust du mich.
Zeus muß sich meinem Willen beugen:
Ich quäle, ich beglücke dich.
Aus meinen Händen fallen dir die Lose;
Doch ohne Dornen reich' ich keine Rose.

26.

Homonym.

Wenn dein Finger auf der *ersten* meistert,
Schwelgt in Harmonie der trunkne Sinn,
Und der Seele *zweite* trägt begeistert
Mich zu bessern Welten hin.

27.

Homonym.

Ich soll mich auf die *erste* mit euch schlagen?
Das können meine Nerven nicht vertragen.
Viel lieber zahl' ich zum Vergleich
Zweihundert von der *zweiten* euch.

28.

Homonym.

Die *erste* sich in bunten Reihen wiegt;
Die *zweite* lustig durch die Lüfte fliegt.
Doch kommen sie wohl darin überein:
Sie können beide ledern sein.

29.

Homonym.

Ei, sie darf dich nicht betrüben,
Diese Laune des Geschicks.
Ist die erste ausgeblieben,
Kommt die zweite deines Glücks.

30.

Homonym.

Das Lied hör' ich aus vollem Herzen gerne;
Doch kalt sieht's mich auf meiner ersten an.
Die zweite schleudert in die Ferne
Der Todeswaffe scharfen Zahn.
In lichten Farben über Sterne
Geht meine dritte ihre Bahn.

31.

Homonym.

Die erste ist der Frauen zarte Lust,
Ein stiller Schmuck zum festlich schönen Kleide.
Fühlst du den Gott in deiner stolzen Brust,
So biete kühn der ganzen Welt die zweite!
Die dritte findet man im deutschen Kartenspiel;
Doch gilt sie nur beim Solo viel.

32.

Logogriph.

Mit dem **a** ist's reich an Woll',
Mit dem **i** ganz sternenvoll,
Mit dem **u** macht's Pferde toll.

33.

Logogriph.

Mit dem **e** ist's silbergleich,
Mit dem **i** das Himmelreich,
Mit dem **o** gar mild und weich.

34.

Logogriph.

Mit dem **a** ist's erquickend,
Mit dem **e** häufig drückend,
Mit dem **ie** herzentzückend,
Mit dem **o** sinnbestrickend.

35.

Logogriph.

Mein Ganzes webt sich mit stillem Verlangen
So innig um rosige Mädchenwangen.
Drei Zeichen hinweg, und der Phantasie
Des Sängers vermähl' ich die Harmonie.
Ein Zeichen hinweg noch, und Leben entquillt,
Wenn keimend die Kraft mir im Innern schwillt.

36.

Logogriph.

Reizend sind der Liebe Freuden,
Wenn sie Gegenlieb' entzückt.
Dann erst bist du zu beneiden,
Wenn das Ganze dich beglückt.

Traust du aber äußerm Glanze,
Baust du auf Sand dein Glück,
Und ein Zeichen vor das Ganze,
Ach! bezeichnet dein Geschick.

37.

Logogriph.

Mit heil'ger Kraft tret' ich ins Leben;
Ich baue nur auf Felsengrund.
Wo Herzen innig sich verweben,
Da segn' ich ihren Liebesbund.
Wo sich mein ernstes Reich begründet,
Wird nie das Glück zum flücht'gen Wahn;
Wenn sich das Herz mit mir verbündet,
Legt es der Liebe Fesseln an.

Weh dem, den ich gewarnt vergebens!
Denn furchtbar wird die Nacht ihm klar.
Vernichtet ist das Glück des Lebens,
Gefesselt vor dem Hochaltar.
Dann ruf' ich furchtbar die Erinnen;
Mein erstes Zeichen werf' ich hin.
Das Opfer kann mir nicht entrinnen,
Des heil'gen Bundes Rächerin.

38.

Palindrom.

Herrlich steht es vor dir, ein Gebild aus edleren Zeiten,
Und umarmet die Welt mit dem Gebote der Kraft.
Doch es wankt die Gewalt; sie kann die Bürde nicht halten,
Die sie gierig umfaßt, und das Erhabene fällt.
Wandelst du aber die Ordnung und kehrst die Zeichen des Wortes,
Etwas Ewiges steht, etwas Unsterbliches da.
Mächtig herrscht es und strahlt im Glanz der olympischen Gottheit
Und durchbohrt uns das Herz, wenn es den Nektar uns reicht.

39.

Palindrom.

Schreckt ihr vor meiner Gestalt? Hat mich ein Gott doch gewürdigt,
Schloß in die häßliche Form seine Unsterblichkeit ein.
Rache färbte sein Herz; er lechzt' nach dem Blute des Knaben,
Und der Phrygier sank grausend, ein Opfer der Wut.
Rückwärts lese die Zeichen! Dann nimm die blinkende Schale,
Drücke zum Purpur mich, schlürfe den göttlichen Saft
Und umwinde die Schläfe mit Epheu dir und mit Rosen!
„Evoe!" tönt es ringsum, „Bacchus, unsterblicher Gott!"

40.

Palindrom.

Still empfangen im zarten Keime,
Tritt es hervor in des Himmels Räume,
Und es formt sich zur blühenden, schönen Gestalt,
Und die Gottheit segnet's mit heiliger Weihe,
Daß es im Drange der Zeiten gedeihe,
Und es reift mit des Wesens dunkler Gewalt.

Zwar muß es endlich vergehn und erkalten,
Und sinken muß es zur gräulichen Nacht;
Doch strahlt es verjüngt durch des Grabes Spalten
Im neuen Frühling mit seliger Pracht.

Liest du es rückwärts: ein Kind der Erde,
Umarmt es die Mutter mit trüber Gebärde,
Still widerstrebend dem frühen Strahl;
Und wie des Mädchens rosige Wangen
Ein Schleier umflattert mit zartem Verlangen,
So webt es sich innig um Berg und Tal.

Doch glühender wächst die Flamme der Sonnen,
Und es fliegt zerstreut durch das bläuliche Haus.
So ist das Rätsel zur Klarheit zerronnen,
Sprichst du der Deutung Zauberwort aus.

41.

Scharade.

Was sich am Baume dir zeigt, mag dir die erste verkünden.
Wunderbar! Vater und Sohn ist ihr die zweite zugleich.
Aber das Ganze? Der Tod ist sein Frühling, sein Sommer im Grabe;
Mit der Verwesung allein reift seiner Früchte Geschenk.

42.

Scharade.

Auf die erste drück die zweite,
Und du fühlst des Ganzen Freude.

43.

Scharade.

Das erste wird geschlagen,
Das zweite wird getragen,
Und im Ganzen
Muß man tanzen.

44.

Scharade.

Die erste reimt sich auf Gewehr;
Du rätst geschwinde auf Meer.
Die letzten reimen auf Flechse,
Und du denkst sicher: Hexe.
Doch das Ganze gehört in die Karte hinein;
Da kann's doch unmöglich Meerhexe sein!

45.

Palindrom.

Einfach im Gewand des Lenzen
Schirm' ich meiner Mutter Brust.
Hell im Morgentau zu glänzen,
Ist des Lebens zarte Lust.
Und geschmückt zur Frühlingsfeier
Wog' ich auf der stillen Flur,
Und den schönsten aller Schleier
Web' ich kunstlos der Natur.

Rückwärts lese nun die Zeichen,
Und verwandelt ist das Wort,
Sieh! und ich umfange Leichen,
Trage sie zum Grabe fort.
Bis zum ew'gen Weltgerichte
Halt' ich sie in meinem Arm;
Doch entfernt vom Sonnenlichte,
Wird kein Busen wieder warm.

46.

Scharade.

Wie Sonnenstäubchen in der Welten Kreise,
Doch ungeheuer für des Menschen Blick,
Durchrast die Himmelsbahn nach eigner Weise
Der ersten Silben Paar, und seiner Reise
Geheime Laufbahn legt es nie zurück.
Von innerm Drang ergriffen, jagt es sich
Und dreht sich schwindelnd um sein eignes Ich.

Die dritte Silbe heitert finstre Stunden
Und knüpft die Wahrheit an die Täuschung an,
Und wen ihr magisch Zaubernetz umwunden,
Hat flüchtig manches flücht'ge Glück empfunden,
Und war's ein Wahn auch, war's ein schöner Wahn.
Denn bald umfesselt uns die Wirklichkeit,
Der herzlos nur des Schicksals Wort gebeut.

Das Ganze ist die dritte, mit der Schnelle
Der ersten beiden Silben treu gepaart;
's ist Nebel, 's ist des Baches flücht'ge Welle;
Doch keinem wird sie rein und keinem helle,
Der sich das Herz nicht hell und rein bewahrt.
Der ganzen Erde weitumfassend Reich
Und aller Prunk des Lebens ist ihm gleich,

Doch nicht das Hohe dieser Welt, das Wahre,
Und nicht der Schönheit heilige Gewalt;
Sie stehn im ew'gen Schutz am Hochaltare
Der Ewigkeit. Kein finstrer Raub der Jahre
Wird eines Engels blühende Gestalt.
Drum, mag des Ganzen kurze Lust auch schwinden,
Dir muß das Leben freundlich sich begründen.

47.

Scharade.

Da meine beiden Silben einzeln nichts bedeuten,
So halt ans Ganze dich und merk, was vor dir ist!
Du siehst es ja bei dir und andern Leuten
In diesem Augenblick, wenn du nur pfiffig bist.
Der größten Staaten und Monarchen Glück
Und Unglück bringt's, hat oft geringen Wert.
Den Grundstoff wirft man weg: ihn nimmt der Fürst zurück,
Veredelt ihn, und dann wünscht jeder sich, es sei ihm viel beschert.
Du kennst's recht gut, gebrauchst es oft und hast es jetzt.
Allein man sieht, wie wenig der Verstand oft einen Sinn ersetzt;
Denn fehlt' es dir am letztern nicht,
So fiel' es dir ja ins Gesicht.

48.

Scharade.

Zwei Worte will ich euch vertrauen,
Die keiner, noch so ränkevoll,
Mir augenblicklich lösen soll.

Das erste webt mit düsterm Grauen
Sich heimlich um die stille Welt,
Das Reich der Träume aufzubauen.

Das andre Wort ist ein gelehrter Held;
Der will ein kühnes Werk erzielen.
Er geht auf stolzer, nie betretner Spur;
Denn jetzt sucht man's im Beulenschlagen nur;
Er aber sucht's im Beulenfühlen.

Verknüpft ihr jetzt die beiden Worte
Mit einem einzigen Vokal,
So flüstert euch im dunklen Tal
Ein Zauberton mit himmlischem Akkorde.
Der Liebe Sehnsucht spricht im Liede,
Zart wie des Frühlings jüngste Blüte,
Zart wie des Frühlings stille Luft,
Und in der Stimme Harmonieen
Regt sich das Herz mit heil'gem Glühen
Und voll Begeistrung in der Brust.

49.

Scharade.

Die ersten Silben sind von Holz,
Ein Tier die dritte, kühn und stolz.
Das Ganze ist der Jugend Freude;
Doch führen's auch erwachsne Leute.

50.

Scharade.

Durch die ersten wird heute gestern;
Die dritte ist Liebe unter den Schwestern.
Das Ganze glüht wie des Mädchens Scham,
Wenn heimlich der Bräutigam zu ihr kam.

51.

Scharade.

Es kann die erste nur als Braten
Der zweiten (lebend nicht) entraten.
Dem Ganzen folgen die Soldaten.

52.

Scharade.

Die ersten Silben lärmen;
Die dritte kann uns wärmen.
Das Ganze zittert,
Von jedem Wort erschüttert.

53.

Scharade.

Wenn mit tausendfältigen Gewinden
Sich der Kunst geheime Ordnung webt,
Und das Paar in sel'gen Labyrinthen
Durch des Tanzes lange Reihen schwebt,
Steht der ersten Silbe Pracht entfaltet,
Wenn ein Zeichen doppelt sich gestaltet.

Doch als Gott dem Volk einst zugeschworen,
Es zu führen in ein glücklich Land,
Was es da sich sinnend auserkoren,
Zu verschließen seiner Worte Pfand,
Daß es still das Heiligtum bewahre,
Nennt sich dir im letzten Silbenpaare.

Was die Welt Erhabnes nur erzähle,
Wie das Herz des Schicksals Macht bezwingt,
Jede Großtat einer edlen Seele,
Wenn der Kraft die kühne Tat gelingt:
Sei's, was, von Begeisterung entzündet,
Dir des Ganzen hoher Sinn verkündet.

54.

Scharade.

Der Wörter gibt es wohl ein großes Heer,
Und doch, will ich mit Reden dir gefallen,
So fällt kein einzig Wort mir bei von allen,
Ich mag nun denken noch so sehr.
Dürft' ich vor dir nur auf die erste Silbe fallen,
Die andern Worte braucht' ich all' nicht mehr —

Den Gott der Liebe wirst du sicher kennen,
Der jedes volle Herz bewegt —.
Die letzten meiner Silben nennen
Das Band, woran er seinen Köcher trägt.
Das Ganze ist prosaischer Natur;
Der Schuster ehrt und braucht es nur.

55.

Scharade.

Dem Verstand macht die erste gar manchen Spektakel;
Die letzten vernimmt man ganz laut im Spektakel.
Es plagt uns das Ganze; 's ist oft ein Spektakel.

56.

Scharade.

Die erste schützt vor Frost;
Die letzten frißt der Rost;
Das Ganze braucht die Post.

57.

Scharade.

Ein Wesen aus des Himmels sel'ger Runde,
Erglänzt der ersten Silben Lichtgestalt,
Die zarte Unschuld mit der Lieb' im Bunde,
In stiller, heimlicher Gewalt.

Reicht dir die Heißgeliebte einst die dritte,
So schließt sich ewig dir der Himmel zu;
Grausam reißt dich der Schmerz in seine Mitte;
Am Lethe trinkst du keine Ruh.

Das Ganze faßt mit dienender Gebärde
Oft das Bedürfnis unsrer Lebenskraft
Und trägt die Last oft, die uns zu der Erde
Bejammernswerten Sklaven schafft.

58.

Scharade.

Gebildet aus des Chaos finstern Nächten,
Stand durch Äonen, was die erste nennt,
Und steht unendlich, bis die Flamme lodert,
Die unsre Welt zu Asche niederbrennt.

Wild brausend kommt die zweite angezogen,
Löst grausam der Natur geheiligt Band.
Verheerend jagt sie durch das Reich der Lüfte,
Und keine Macht des Menschen hält ihr stand.

Viel kann das Herz erdulden und ertragen,
Bis Tyrannei die letzte Schranke bricht;
Dann waffnet voll Verzweiflung sich das Ganze,
Und Mord und Blutdurst wird des Bürgers Pflicht.

59.

Scharade.

Stürmisch schallt es zu den Ohren
Von der Hand der Kreditoren,
Was die erste Silbe lehrt;
Doch von lieben Händen leise
Klingt es, eine süße Weise,
Ach! und wird so gern gehört.

Was in tausend Kriegernasen
Heldenseelen eingeblasen,
Nennt die zweite Silbe dir.
Schön geschnitzt vom Menschenwitze
Ist es bald des Alters Stütze,
Ist es bald der Jugend Zier.

In der Künste Götterglanze
Schimmert dir das große Ganze,
Von dem Lorbeer reich geschmückt.
Mit dem Ideal des Schönen
In des Liedes heil'gen Tönen
Hat es aller Herz entzückt.

60.

Scharade.

Die ersten erhalten die Weisheit der Welt
Und werden ins dritt' oder Ganze gestellt.

61.

Logogriph.

Ich bin das heiligschöne Land der Träume.
Ein frommer Glaube hat mich aufgebaut;
Im ew'gen Frühling blühen alle Bäume;
Der Odem Gottes weht durch meine Räume
Und Gottes Wort, das liebend mich betaut;
Und was sich gläubig fromm das Herz gedichtet,
Hat keines Spötters Lästerspruch vernichtet.

Doch wandelt sich die Ordnung meiner Zeichen,
Hemm' ich die Welt in ihrem Riesenlauf;
Gott und der Ewigkeit nur darf ich weichen.
Was Leben heißt, muß meine Hand erreichen;
Was Leben heißt, löst meine Allkraft auf.
Ich schwebe um den Wechselflug der Horen;
Der Nacht werd' ich im Tageslicht geboren,
Dem Tage in der Nacht. Kurz, alles, was sich regt,
Kennt mich. Drum, Rätsel, still! auch deine Stunde schlägt.

62.

Logogriph.

Was die Natur erzeugt in ihrem Reiche,
Es wird mein Raub.
Die Särge löf' ich, löse selbst die Leiche
Zum trüben Staub.

Du raubst mein letztes Zeichen: ich entschwebe
Im flücht'gen Schwung.
Du bist mein Ziel, du bist's, wonach ich strebe,
Veränderung.

Nimmst du mein erstes Zeichen auch: ich singe
Im holden Ton
Der Heldenkraft, der ich begeistert klinge,
Den schönsten Lohn.

Und gibst du mir mein letztes Zeichen wieder:
Mein silbern Blut
Stürzt sich, ein breiter Strom, zur Ostsee nieder
In tiefe Flut.

63.

Scharade.

Keck will das Rätsel noch einmal es wagen,
Ohne Fesseln und bandenfrei
Mit dem Gesetz sich herumzuschlagen,
Mit der ehrwürdigen Rechtschreiberei.

Es glänzt uns die erste in munterem Feste;
Ihr lispelt die Zither den lieblichen Klang,
Und fröhlich entschweben Terpsichores Gäste
Im flüchtigen Schwunge die Reihen entlang.

Mehr als des Ritters gewaltige Lanze,
Mehr als der Frauen schmeichelnde List,
Mehr als der König in seinem Glanze
Ist die zweite, so klein sie auch ist.

Das Ganze mit tiefem, verschlossenem Sinn
Faßt des Wissens unendlichen Kreis,
Keusch entsagend der lieblichen Minn'.
Es glüht der Gedanke; der Busen ist Eis.

64.

Scharade.

Die ersten sind Aufruf vom Rundenkranze
Zu neuen Taten, zu neuer Lust.
Die dritte ist nie an Liebchens Brust,
Und hiermit sagt die Scharade das Ganze.

65.

Drei Silbenrätsel.

Sag mir die Worte, die ich dir verhehle!
Dann wünsch' ich dir aus der prophet'schen Seele,
Daß du das erste, wenn du um dich blickst,
Dem zweiten nur auf klare Stirne drückst,
Und tief in dir sich trotz dem Weltgetöse
Des dritten Wortes innrer Zauber löse.

1.

Was auch für Freuden dir entgegentreten,
Was dir des Lebens dunkle Nacht versüßt,
Nichts Schönres gibt's, als wenn dich mit Erröten
In süßer Scham mein erstes Wort begrüßt.

Denn wie mein zweites dir die zarten Blüten
Im schönen Bunde schwesterlich vermählt,
So werden Triebe, die sonst einsam blühten,
Zu einem Strahle wunderbar beseelt.

Das Leben prangt in ew'gem Frühlingsglanze;
Die Liebe blüht im lichten Zauberschein,
Und in dem dunklen Lockenhaar das Ganze,
Führt dich das erste in den Himmel ein.

2.

Wem mein erstes auf der Stirne strahlt,
Wem es noch die frische Wange malt,
Freue sich in seinem Schimmer!
Flüchtig eilt's, wie sich der Adler schwingt,
Flüchtig eilt's vorüber und versinkt
Mit der Zeit in Trümmer.

Was uns freundlich erst ins Leben trägt,
Was uns wartet, was uns liebend pflegt,
Dann auf einmal im verhaßten Streite
Herz und Seele glühend heiß entflammt,
Bald zum Gotte hebt und bald verdammt,
Sagt dir meine zweite.

Aber was des Ganzen Deutung nennt:
Wer tritt auf, der etwas Schönres kennt
Von des Aufgangs zu des Abends Toren?
Still und heilig und so zart wie groß
Hat es in dem unbefleckten Schoß
Uns das Licht geboren.

3.

Ein Rätsel liegt im ersten Wort begraben,
Vom Zaubergeist beseelt.
Was Griechen Zartes, Christen Heil'ges haben,
Dem ist's vermählt.

Das zweite ist ein wunderbares Leben,
Ein Wellenschlag der Luft,
Womit geheimnisvoll ein dunkles Leben
Die Seele ruft.

Das Ganze spricht aus lichter Sphären Schmettern
In liedverschlungnem Kuß
Und wirbelt selig zu den sel'gen Göttern
Die trunkne Brust.

Und kannst du diese drei Scharaden
Nach kurzer Mühe nicht erraten,
Verblüh' die erste dir im gift'gen Tau!
Die zweite werde dir zur alten Frau!
Und was sich nennt mit meinem dritten Worte,
Verwandle sich zum Septimen-Akkorde!

66.

Scharade.

Kein Diebstahl hat zu allen Zeiten
Die Welt in solche Not gebracht
Als der, den an den ersten beiden
Gott in dem ersten Schlaf erdacht.
Die dritte, die als ew'ge Feste
Dasteht im großen Gotteshaus,
Streckt ihre dunklen Felsenäste
Durch alle Länder mächtig aus.

Fügst du an die genannten dreie
Nun noch zwei kleine Zeichen an,
So wandelt in verklärter Weihe
Ein Engel die geschmückte Bahn,
Der an dem heiligen Altare
Der Kunst das ew'ge Feuer pflegt
Und für das Edle, für das Wahre
Ein glühend Herz im Busen trägt.

67.

Scharade.

Die erste ist das schönste Glück,
Das wir den Göttern danken.
Kommt uns das zweite vom Geschick,
So müssen wir erkranken.
Das Ganze perlt im Liebesblick,
Die Seele der Gedanken.

68.

Dreisilbig.

Drehst du die erste Silbe um,
So wird das Wort zum Beile.
Die letzten sind — was? bin ich stumm? —
(Ich seh' mich nach dem Reime um)
Ambrosia für Gäule.
Das Ganze ist — Gott sei's geklagt! —
Ein ärmlich Ding, gequält, geplagt;
Ein jeder war's, wer's auch nicht sagt,
Und macht sich's oft zur Ehre.
Wenn's nur verboten wäre!

69.

Scharade.

Es hat der Mann des ersten Freuden
Auf Sand gebaut,
Wenn er dem Schmeichelwort des zweiten
Sein Glück vertraut.
Denn kommt das erste nur hinzu:
Gleich küßt der arme Mann den Schuh.

70.

Scharade.

Manch hohes Wort, aus tiefer Brust ergossen,
Hält meine erste treu und ernst umfangen.
Dem klaren Sinn nur ist der Ruf ergangen;
Dem Laien bleibt's in ew'ger Nacht verschlossen.

Die zweite steht, der Erde still entsprossen,
Auf festem Grund mit frischem Jugendprangen;
Zum goldnen Licht empor geht sein Verlangen,
Sanft von des Tages heitrem Strahl umflossen.

Das Ganze glänzt mit regem Frühlingsleben.
Der Hauch der Kunst durchweht die stillen Fluren,
Hat die Natur zum Tempel umgeschafft,

Und alles kennt und fühlt das heil'ge Streben
Und zeigt der Anmut zart gewebte Spuren
Und zeigt des Geistes seelenvolle Kraft.

71.

Scharade.

Im ersten Worte tummeln sich die Welten;
Zum zweiten rüstet sich der Kiel.
Das Ganze war für Götter sonst und Helden
Jetzt ist's ein Gauklerspiel.

72.

Scharade.

Der Pole rühmt, der Ungar sich der Kost,
Die brauset und berauscht gleich süßem Most.
Die erste Silbe ist's. — Von Haß und Lieb' erfunden,
Hat mancher die Gewalt der letzteren empfunden,
So Sklav' als König, wie's auch seltsam scheine.
Das Ganze hat uns oft in schönen Stunden
Erwärmt, erbaut im traulichen Vereine.

73.

Rätsel.

Ich schmücke still den schönsten Morgen,
Längst vor der Sonne schon erwacht;
In zarter Knospe zart verborgen,
Entfaltet mich der Rose Pracht.

Bewunderst du des Mädchens Wangen,
Die ich mit leisem Hauch geschmückt,
Und fühlst du liebend dich umfangen:
Es ist mein Reiz, der dich entzückt.

Doch hängst du mir an jeder Seite
Mit klugem Sinn zwei Zeichen an,
So naht in zarter Anmut Kleide
Ein schönes Bild auf lichter Bahn.

Dann nenn' ich dir mit heil'gem Beben
Des Namens süße Melodie;
Es tritt das Ideal ins Leben;
Zur Wahrheit wird die Phantasie.

74.

Scharade.

Das Ganze ist ein künstlich Haus.
Wir pflegen es zu tragen,
Damit es uns die dritte sei,
Wenn uns die ersten plagen.

75.

Scharade.

Das Glück ruft dir die erste Silbe zu,
Schwelgst du in sorgenloser Ruh.
Die zweite schmückt mit Fürstenglanze
Und deckt dich auch mit Lumpen zu.
Heut früh um sieben war das Ganze.

76.

Scharade.

Das erste wiegt in süßer Ruh
Das Herz mit sanften Träumen.
Ich bringe dir das zweite zu,
Wenn voll die Becher schäumen.
Das Ganze zwingt mit Zaubermacht
Den wachen Geist in Todesnacht.

Epische Fragmente.

Eduard und Veronika

oder

Die Reise ins Riesengebirge.

1809.

Erster Gesang.

Traulich im süßen Gespräch saß der Graf und die liebliche Gräfin
Mit dem begeisterten Freund unter hohen, duftenden Linden,
Die in blühender Pracht den Eingang zum Schloßhof umwölbten.
Matt durchs grünende Dach der Zweige blickte der Vollmond,
Und ein heiliger Traum lag nächtlichstill auf den Fluren.

„Daß der Mensch," so begann der Graf mit wehmütigem Lächeln
„Erst im letzten Moment, in der Stunde der schmerzlichen Trennung,
Freundes Wert erkennt in der ganzen Fülle des Wortes!
Daß er nicht eher begreift des Lebens heiligste Töne,
Bis er im doppelten Schmerz das doppelt Verlorne beweinet!"
„Aber nicht Wehmut allein," entgegnet ihm feurig der Jüngling,
„Füllt mir die wogende Brust; die Liebe der trefflichen Freunde,
Die mich so gütig behaust, tritt jetzt im schöneren Lichte
Göttlicher mir vor die Seele. Wen sie des Bundes gewürdigt,
Der blickt mutig hinaus, der eignen Stärke vertrauend,
Und der Glaube versüßt die bittersten Stunden des Abschieds."
Aber schnell unterbrach die liebliche Gräfin den Jüngling:
„Was verbittert ihr euch so gewaltsam den herrlichen Abend?
Treten mir doch schon die Tränen ins Auge; und soll ich im voraus
Fühlen den Schmerz, wie der Freund aus dem traulichen Kreise hinwegeilt?
Laßt uns die Stunden doch, die letzten, recht freudig genießen!
Saßen wir doch schon oft im heimlichen Dunkel der Linden,
Und es erzählte der Freund uns vom herrlichen Rom, von Neapel,
Wie ihn das schöne Land der heiligen Künste ergriffen,
Und es war uns, als hätten wir selbst Italien durchwandert.
Drum so magst du uns jetzt den Weg deiner Reise verkünden,
Daß wir im Geiste dich dort auf deinen Pfaden begleiten,
Und auf der Karte der Finger mit dir, dich verfolgend, auch Schritt hält!
Denn es ist der lieblichste Trost für Entfernte, zu wissen,
Wo der Freund jetzt lebt, und welche Luft ihn ergötzte."
Eduard drauf, der mutige Jüngling, entgegnet ihr also:
„Willig und gern erfüll' ich die Bitte der lieblichen Freundin,
Und so nenn' ich's euch kurz, wie meine Wege mich führen."
Drauf erzählt er genau, wie er morgen mit grauendem Tage
Aufzubrechen sich endlich bestimmt, gen Schmiedeberg wandernd,
Wie er die Koppe dann, die himmelanstrebende Riesin,
Zu ersteigen gedächt', um so auf dem Kamm des Gebirges
An den Gruben vorbei, wo ein ewiger Schnee sich gelagert,
Bis zur Kochel, die tief sich in schäumenden Bogen hinabstürzt,
Und zu des Zackerlas hochbrausendem Fall zu gelangen.
„Dann," so sprach er, „ersteig' ich des Kynasts gewaltige Feste,
Und hält Warmbrunn mich, das freundliche Örtchen, nicht länger,
Kehr' ich endlich zurück und ziehe ein in die Heimat."
Also der Jüngling, und drauf entgegnete herzlich der Graf ihm:

„Wunderbar ist doch der Drang nach alten, bekannten Gestalten,
Nach den Plätzen, wo früh wir gespielt, nach Häusern und Gärten,
Ja, nach alten Geräten selbst, die als Zeugen der Vorwelt
Rückwärts uns führen ins bunte Gewühl der fröhlichen Jugend;
Und ist die Liebe zur Heimat wohl etwas andres? Und dennoch
Bleibt es der lichteste Punkt im Vergangnen sowie in der Zukunft."
Also des Grafen Wort. Da schlug ein nächtlicher Sprosser
Hoch im Gipfel des Baums und flötete liebliche Töne;
Und begeistert ergriff die Gräfin die Hände der Männer,
Und sie horchten dem Lied und gedachten vergangener Zeiten.
Lange saßen sie schweigend; da weckte endlich die Schloßuhr
Sie aus seligem Traum, und die liebliche Gräfin begann jetzt:
„Laßt uns scheiden, ihr Freunde! Denn spät schon ist es, und morgen
Will uns Eduard ja mit grauendem Tage verlassen;
Also bedarf er des Schlafs. Freund, schone dich ja auf der Reise!
Nimm dich in acht vor Erkältung! Denn fürchterlich stürmt's im Gebirge;
Ach! und schreibe nur bald und schreibe recht oft, daß wir nimmer
Sorg' und Angst um dich tragen und wir den Glauben behalten,
Daß du noch oft an uns denkst, und daß du den Bund nicht vergessen!"
Also die Gräfin. Ihr dankte der Freund für die zarte Besorgnis;
Und so wechselten sie noch viel herzliche Worte der Liebe.
Keiner wollte zuerst des nahen Abschieds gedenken;
Und schon perlten Tränen im lieblichen Auge der Gräfin.
Da ermannte sie schnell sich im stillen Schmerze der Trennung,
Küßte den Jüngling und rief: „Leb wohl und gedenke der Freundin!"
Und so entfloh sie ins Schloß. Ihr folgten schweigend die Freunde,
Fest sich umschlingend und still des Verlustes Größe erwägend.
Und sie gingen hinauf bis vor Eduards Tür; da umfaßte
Innig der Jüngling den Freund, und sie küßten sich herzlich zum Abschied.
Endlich riß sich der Graf aus Eduards heißer Umarmung,
Drückt' ihm noch einmal die Hand und verschwand, und allein war der Jüngling.
Lange stand er noch so und blickte voll Sehnsucht dem Freund nach,
Öffnete leise dann das Fenster, griff still zu der Flöte,
Und es schwebte das Lied in den heiligen Tönen der Wehmut
Durch das Schweigen der Nacht und lockte ihm Tränen ins Auge.
Da schlug lauter sein Herz, und gerührt entsank ihm die Flöte.

Stiller und seliger blickt' er nun in das Schimmern des Vollmonds,
Und es glühte sein Herz der ewigen Liebe entgegen,
Und manch liebliches Bild entstieg der begeisterten Seele.
Lange noch starrt' er hinaus; da riß er sich los aus den Träumen
Und begann mit emsiger Hand sein Bündel zu schnüren,
Legte die Ilias mit hinein und das englische Fernrohr
Und ein Kästchen, gefüllt mit römischer Kreide und Bleistift,
Auch elastisches Harz und ein Messer mit doppelter Klinge
Und das Zeichenbuch auch mit Papier von mancherlei Farben;
Alles packt' er genau und fest in das lederne Ränzel,
Wog es bedächtig dann, ob es nicht zu schwer sei, erwägend.
Denn eine große Last ermüdet den eifrigsten Gänger,
Und der Bedürfnisse sind ja auf solcher Reise nur wenig.
Überlegend stand er dann still, ob er etwas vergessen,
Und es fiel ihm die Flöte noch ein; er ergriff sie behende,
Öffnete schnell das Ränzel und packte sie sorglich in Leinwand.
Jetzt bedacht' und besorgt' er noch manches und schrieb in die Heimat,
Zog dann gemächlich sich aus und warf sich nieder aufs Lager,
Und bald wiegte die Nacht ihn in bunte, liebliche Träume;
Und ihm war's, als stieg er hinauf auf die Gipfel der Berge,
Und er blickte zurück, und Nebel verhüllte die Erde.
Da erhob sich in goldner Pracht die Fackel des Tages;
Doch das freundliche Licht bekämpfte vergebens den Nebel,
Und im Wasser erschien eine zweite glänzende Sonne,
Und der Nebel verschwand, und heller ward's in der Ferne.
Aber jetzt rasten die Sonnen im donnernden Laufe zusammen;
Göttlich glühte die Welt, von flammenden Wogen erleuchtet,
Und ein heiliges Sehnen zog aufwärts ihn in das Glutmeer,
Und es brach ihm das Herz in großer, unendlicher Wonne.
Da erwacht' er, und glühend begann es im Osten zu tagen,
Und er erhob sich rasch und warf sich schnell in die Kleider,
Lud das Ränzel sich auf, festschnallend das lederne Tragband,
Griff zum Knotenstock dann, aus trefflichem Schwarzdorn geschnitten,
Und so verließ er das Schloß, und vorwärts trieb ihn die Sehnsucht.
Oft noch blickt' er zurück und gedachte der schlummernden Freunde
Und der lieblichen Zeit im stillen Kreise der Edlen.
Aber endlich verschwand ihm das Schloß; es drängten sich neue
Bilder herauf, und er schritt mit fröhlicher Lust durch den Morgen.
Da gedacht' er des Traums und versuchte das Rätsel zu deuten,
Und er verlor sich bald im bunten Spiel der Gedanken.

Manches Tal durchwandert' er nun; es führt' ihn die Straße
Manchem Dorfe vorbei, und Fürstenstein sah er von ferne,
Stolz, in herrlicher Pracht, wie es niederblickt in die Tiefe.
Schimmernd ragten die Türme empor aus den blühenden Bäumen,
Und es flammte das Glühen des Tags in den spiegelnden Fenstern.
Lange betrachtete es der sinnige Jüngling und konnte
Spät und ungern nur vom lieblichsten Bilde sich trennen.
Doch er wanderte weiter und sang sich manch fröhliches Liedchen.
Höher stieg nun die Sonne am Himmel herauf, und von ferne
Sah er die Türme jetzt von Landshut, und näher und näher
Kamen sie ihm, und er schritt jetzt schneller und mutiger vorwärts.
Bald erreicht' er die Stadt, und das beste Wirtshaus erfragend,
Wies man ihn auf dem Ring sogleich in den Gasthof „Zum Raben".
Grüßend trat er zur Stube hinein, und die freundliche Wirtin
Nannte dem Jüngling schnell, was Küche und Keller vermochte.
Drauf erwählte Eduard sich Kaltschale von Weißbier
Und Forellen mit grünem Salat — er kühlt auf der Reise —,
Auch ein Fläschchen Östreicher Wein, ihn in Wasser zu trinken.
Denn nichts löschet den Durst wohl besser als dies bei der Wandrung.
Bald erhielt er, was er verlangt, und es schmeckte ihm köstlich;
Trefflich mundete ihm der Wein nach der Hitze des Tages,
Und er trank im stillen der fernen Freunde Gesundheit.
Als er durch Speis' und Trank sich gestärkt, so streckt' er ermüdet
Sich auf dem Kanapee aus und ruhte noch einige Stunden,
Wo er von Zeit zu Zeit in sanften Schlummer sich wiegte.
Dann erhob er sich rasch, bezahlte der Wirtin die Rechnung,
Warf sich das Ränzel um und schied von dem freundlichen Landshut.
Munter ging er nun vorwärts, die große Straße verfolgend,
Ging durch Schreibendorf durch und durch das lange Rothzeche,
Bis er endlich dann zum Anfang des Waldes gelangte,
Wo er, vom Schatten gekühlt, die Landshuter Berge hinaufstieg.
Lange noch führt' ihn der Weg durch die düstere, einsame Waldung,
Und den Blick in die Ferne verwehrten unzählige Bäume.
Aber auf einmal ward's licht und heller zwischen den Zweigen,
Und ein Fußweg führte hinaus auf die Höhe des Felsens.
Ach! und da lag ihm die schöne, die göttliche Welt zu den Füßen,
Und er stand geblendet vom höchsten Reize der Erde.
Unter ihm lag, geschmückt mit bunten, unzähligen Dächern,
Schmiedeberg, die freundliche Stadt, und jenseits erhoben

Stolz sich die Riesen des Landes, verknüpft zur ewigen Kette,
Längs am Horizont zur gewaltigsten Mauer aufstrebend:
Links die Mordhöhn zuerst und die schwarze Koppe, der Forstkamm,
Dann die Königin des Gebirgs mit der hohen Kapelle
Und der Koppenplan und die steilen Ränder der Teiche,
Dann der Mittagsstein und die Sturmhaube, so auch der Querberg,
Und der Lahnberg auch, das Große Rad und die Gruben,
Dann der Reisträger zuletzt und des Kynasts weitschimmernde Feste.
Göttlich und groß war der Blick in Fern' und Tiefe, und kräftig,
Nur mit leichtem Kontur im blauen Äther sich malend,
Strebte die kecke Form der stolzen Gebirgskette aufwärts.
Feurig schwamm die Natur in der warmen Beleuchtung des Abends,
Und es glühte die Welt in den scheidenden Strahlen der Sonne.
Hohe Begeistrung erfüllte die Brust da des trefflichen Jünglings,
Und er starrte mit festem Blick ins versinkende Glutmeer,
Und mit stiller Gewalt ergriff ihn des Augenblicks Größe.
Doch er riß sich gewaltsam los; schon begann es zu dämmern,
Und er eilte die Straße hinab mit rüstigem Schritte.
Bald erreicht' er die Stadt; schon glänzte am Himmel der Vollmond,
Und der Jüngling schritt über den Ring in den Gasthof „Zum Sterne",
Wo ihm der flinke Marqueur geschäftig sein Kämmerchen anwies.
Müde warf er sich hier auf das weiche Kanapee nieder
Und erwartete so in stillen Träumen die Speisen,
Die man ihm jetzt sogleich auf zierlichen Tellern herbeitrug,
Und es schmeckte ihm wahrlich gar köstlich nach solcher Ermüdung.
Aber er sehnte vor allem nach Ruhe sich und Erholung.
Denn schon morgen wollt' er hinauf und ersteigen die Koppe;
Und so warf er sich denn auf die weichen, reinlichen Betten,
Kaum die Zeit sich erlaubend, um schnell die Kleider zu lösen.
Bald auch schloß er die Augen, und Nacht umflorte die Seele,
Und ein tiefer Schlaf lag lieblich und still auf dem Jüngling.

Zweiter Gesang.

Fest und innig umarmte der Traum noch die schlummernde Erde,
Und nur des Wächters Ruf unterbrach die nächtliche Stille.
Aber bald ward es heller im Osten, und es graute der Morgen,
Und Aurora, das Haar mit glühenden Rosen durchflochten,

Zog die erwachende Welt in den Frühlingszauber des Lichtmeers.
Und es begann auf der Straße lebendig zu werden; laut knarrte
Schon der Riegel des Tors, der den Eingang sicher verwahrt hielt,
Und es öffneten sich dem freundlichen Tage die Fenster.
Doch es schlief noch der Jüngling, von lieblichen Bildern umgaukelt.
Und die Sonne stieg höher empor, und lauter und deutlich
Tönte das Murmeln herauf geschäftiger, emsiger Menschen,
Schnell mit dem Tage zugleich des Tages Beschwerde ergreifend.
Aber doch schlummerte Eduard noch in friedlichen Träumen,
Küßte die Sonne auch längst schon die bräunliche Wange des Jünglings.
Endlich erschien der Marqueur mit der Kanne voll dampfenden Kaffees,
Mit dem Töpfchen voll Rahm und dem reichlich bezuckerten Milchbrot;
Da erwachte der Jüngling und warf sich schnell in die Kleider,
Freute sich baß ob des herrlichen Wetters — denn günstig zur Wandrung
War ihm der freundliche Tag — und schlürfte das reichliche Frühstück.
Dann berief er den Boten, den kund'gen des Wegs im Gebirge,
Den er des Abends zuvor zum treuen Führer gedungen,
Lud ihm des Ränzels Last auf die breiten, willigen Schultern,
Zahlte die Rechnung und ging, von dem freundlichen Schmiedeberg scheidend.
Vor ihm lag in unendlicher Pracht, in der Fülle des Morgens,
Stolz das hohe Gebirg' mit himmelanstrebender Großkraft,
Und ihn zog die Sehnsucht hinauf zu dem Gipfel der Berge;
Ach! und über die Berge hinweg, über Erden und Welten
Trieb ihn die kühne Gewalt der wildbegeisterten Seele.
Da ergriff er, um rasch den gewaltigen Sturm zu bekämpfen,
Der ihm durchwogte die Brust, die Wohllaut zaubernde Flöte,
Und es brauste das Meer der künstlich verschlungenen Töne,
Bis es in leises Wehn sich der heiligsten Liebe gewandelt.
So in melodischer Kraft entschwebte der flüchtige Wohllaut,
Und dem Weltgeist erglühte das Lied des begeisterten Jünglings,
Und der Sehnsucht Gewalt versank in den Wogen des Einklangs.
Endlich verstummte das Lied, und schweigend durchzog er Steinseifen,
Zog durch Krumhübel durch, voll bunter, lieblicher Gärten.
Denn es wachsen daselbst der heilsamen Kräuter gar viele,
Die man mit fleißiger Hand zum wohltuenden Balsam bereitet,
Und schon mancher ward so dem nahenden Tode entrissen.
Steiler ward nun der Pfad, durch schattiges Laubholz sich schlängelnd,
Und es schritt der Jüngling mit frischer Jugendkraft vorwärts.

Da unterbrach zuletzt der keuchende Bote die Stille:
„Läuft doch der junge Herr, als hätt' er's von Kindheit getrieben.
Schon er den Atem nur auch! Denn gar hoch ist's noch bis zur Koppe.
Sachte! ich kann ja kaum nach. Nur mäßig! es geht ja bergaufwärts."
Aber Eduard stieg unermüdlich; es trieb ihn die Sehnsucht,
Und er hörte nicht mehr auf die Rede des keuchenden Führers,
Der mit des Ränzels Last in weiter Entfernung zurückblieb,
Und der also zuletzt dem Jüngling, dem eilenden, nachrief:
„Länger vermag ich's nicht; vergönn' er mir immer zu ruhen!
Nur ein wenig bedarf's, um schnell die Glieder zu stärken,
Und mit frischer Kraft dann steigen wir mutiger vorwärts."
So der Bote, und ihm gewährte die Bitte der Jüngling.
Und er warf sich hin in den Schatten der flüsternden Buchen,
Dehnte mit freudiger Lust die jugendlich kräftigen Glieder,
Und behaglich streckt' er sich aus auf dem üppigen Moose,
Still den sanften Gesang harmloser Zirpen belauschend.
„Heut'," so begann der Bote und nahm die Pfeif' aus dem Munde,
„Heut' hat's Koppenfest; ja heute hat's Leben dort oben.
Soll sich der junge Herr doch wundern, wenn er die Menge
Menschen sieht, die sich da zu Gottes Worte versammeln.
Ist's doch fast wie ein Jahrmarkt; so treibt man sich wild durcheinander.
Ach! und was hat's da für treffliche Kuchen, für Bier und für Branntwein!
Größere Lust gibt's nicht zehn Meilen weit in der Runde."
Also sprach er und stopfte sich jetzt gemächlich sein Pfeifchen.
Drauf erkundigte Eduard sich nach des Festes Gewohnheit,
Nach den Gebräuchen des Tags, und der Bote versprach zu erzählen;
Aber zuvor nahm er glimmenden Schwamm und brannte die Pfeife,
Und mit kräftigem Zug den Dampf einschlürfend, begann er.

Die Verlobung.

1811.

Erster Gesang.

Länger fielen die Schatten ins Tal; es färbte der Himmel
Sich im glühenden Rot der scheidenden Sonne; die Wandrer
Suchten ein freundliches Obdach, und stiller ward's auf den Straßen.
Da kam auch die Wiese entlang der Förster von Buchwald

Aus dem Tale zurück mit seinem Weib und der Tochter,
Und sie eilten; denn schwer untersagt war dem kränkelnden Manne
Jegliche feuchte Luft und die dämmernde Kühle des Abends.
Bald erreicht war das steinerne Haus; sie traten zur Türe,
Und der Förster begann: „Hör, Mutter! Ich rauchte wohl gerne
Noch ein Pfeifchen im Freien, bis du das Essen bereitest.
Laß mir Josephe nur da! Wir setzen uns unter die Bäume."
„Aber die Abendluft?" entgegnete ängstlich die Mutter;
„Ist es dir nicht zu feucht? Du bist noch erhitzt vom Spaziergang,
Und das Mädchen ist ja so geneigt zu Husten und Schnupfen.
Nein, komm lieber hinauf!" „Ei was!" versetzte der Alte,
„Bin ein Weidmann und soll die kühle Luft nicht vertragen?
Laß Josephen den Oberrock anziehn und schick sie herunter!
Sieh! wir plaudern dann noch ein fröhliches Stündchen zusammen,
Bis du zum Essen rufst. Gewiß, es soll ihr nichts schaden."
Ungern ließ die Mutter es zu und schmückte die Tochter
Erst mit Mantel und Tuch; dann ging sie besorgt in die Küche.
Aber Josephe saß auf der Bank bei dem fröhlichen Alten,
Und sie gedachten beide mit herzlichen Worten der Heimat,
Und es blinkte wie Tau in den sanften Augen Josephens.
„Was nur der Rudolf macht?" so begann das liebliche Mädchen.
„Schon acht Tage sind's, daß wir keine Nachricht erhalten,
Und er schreibt so gern; er hat es mir heilig versprochen.
Krank wird er doch nicht sein?" „Was soll dem Burschen denn fehlen?"
So entgegnet' mit List der Vater; „ein rüstiger Weidmann
Hat wohl manches Geschäft, das ihn am Schreiben verhindert,
Und der Rudolf ist streng gegen sich und wacker im Dienste.
Solches Lob gebührt ihm aus jeglichem Munde. Ihr Mädchen
Denkt, es habe der Mann nichts Wicht'gers zu tun als die Liebe.
Deine Mutter hat's auch so gemacht; die war nicht zufrieden,
Kam ich nicht täglich zweimal aus meinem Dorfe hinüber.
Mußt' ich früh in den Forst, und fehlt' ich morgens im Garten,
Schmollte sie abends mit mir, und jegliches Wort war vergebens.
Aber sieh, Josephchen! Schon steigt der Mond aus den Bergen.
Wie er so still durch die Zweige bricht, die dunkel verschlungnen,
Und das schimmernde Gold aus den silbernen Wolken hervorstrahlt!
Horch! da hör' ich Musik; sie bringen's dem böhmischen Grafen,
Der heut früh in dem „Walfisch" ankam. Wie war doch der Name?

Ich besinne mich nicht; du, Mädchen, mußt es noch wissen."
Aber Josephe schwieg; versunken in liebliche Träume,
Schaute sie freudig hinauf in des Vollmonds Glühen; die Seele
Flog mit der Töne Gewalt in schönen Akkorden zur Heimat,
Und der Erinnerung Wehn drang tief zu dem Herzen voll Liebe.
Also saßen die zwei und lauschten beide dem Walzer,
Der jetzt im wirbelnden Flug die Reihe der Töne durchschwebte.
Aber oben zog auf dem Gipfel des Berges ein Jüngling
Fröhlich die Prager Straß' am steilen Felsen vorüber.
Rudolf war's, der Jäger; ihn trieb die Sehnsucht nach Karlsbad,
Und mit frohem Gesang begrüßt er das Tal seiner Wünsche,
Fördert den Schritt, und er sieht in die Stadt, und es blinken
Ihm im Sternenschein unzählige Lichter entgegen.
„Wo ist das deine, Josephe, wo ist der Stern meiner Liebe?"
Ruft er begeistert aus; „ach! eins von den schimmernden Lichtern
Sammelt die Lieben um sich und blinkt Josephen ins Auge.
Ob sie meiner gedacht? Gewiß. Auf, daß ich sie grüße!"
Und er eilt' hinab in die Stadt und fragte den ersten,
Der ihm entgegentrat: „Sagt, Freund! wo ist wohl die Wiese?
Wo ist das steinerne Haus? Beschreibt es mir gut, daß ich's finde!"
Freundlich wies man ihn über die Brücke hinauf an den Bäumen.
Er gewahrte das Haus; da ergriff ihn stille Begeistrung,
Und ein heiliges Wehn verkündet' die nahe Geliebte.
„Sieh, Josephe!" begann der Alte; „wer kommt da so eilig
Noch die Wiese herauf? Ein Reisender scheint es, ein Jäger."
„Wo?" so fragte Josephe, aus ihren Träumen erwachend.
Da erblickte sie ihn und erkannte den Gang des Geliebten.
„Rudolf," rief sie, und flog ihm entgegen, „mein Rudolf!"
„Josephe!"
Jubelt' jener entzückt, und Küsse verschlangen die Worte.
„Ei, willkommen, Bursche!" trat jetzt ihm der Vater entgegen;
„Das ist ein kluger Streich und macht mir herzliche Freude."
Sprach's und drückte dem Jüngling die Hand. „Mein trefflicher Vater!"
So entgegnet' er ihm gerührt, „du bist doch recht fröhlich?
Bist doch recht frisch und gesund?" „Gottlob!" versetzte der Alte,
„Und mit der Mutter geht's auch um vieles besser." „Wo ist sie?"
Fiel ihm der Jüngling ein; „ach, laßt mich hinauf zu der Guten,
Daß ich ihr küsse die Hand, die so mütterlich um mich sorgte!"

Und sie führten ihn freudig hinauf zu der staunenden Mutter,
Die den jungen Freund mit herzlichen Worten begrüßte.
„Sei mir willkommen, mein Sohn, sei der Mutter willkommen in Karlsbad!
Recht überrascht bin ich; zwar hab' ich es immer geahnet.
Doch ich zweifelte dran, daß du so abkommen könntest.
Sprich! wie geht es daheim? ist alles noch flink und in Ordnung?
Steht das Getreide hoch, und sind die Pflaumen geraten?"
„Wohl ist alles noch flink und in Ordnung," entgegnete Rudolf;
„Das Getreide steht hoch, und die Pflaumen sind herrlich geraten.
Marthe hütet das Haus und hält die Knechte zur Arbeit.
Sie empfiehlt sich aufs beste; auch Predigers grüßen recht herzlich."
„Und des Schulmeisters Frau," so fragte die Mutter, „ist nieder?
Sicher ist es ein Sohn; ich hab' es ihr immer geweissagt."
„Wohl traf's ein," versetzte ihr Rudolf; „ich stand zu Gevatter."
„Ei, da mußt du uns alles ein langes und breites erzählen!"
Fiel die Mutter ihm ein. „Ei, laß doch den Burschen erst ausruhn!"
So entgegnete ihr der Förster; „schafft Wein und zu essen!
Denn der Weg ist lang, und groß war die Hitze des Tages.
Setze dich, Sohn, und ruhe dich aus! Dann magst du erzählen."
Aber Josephe war längst schon hinaus; sie brachte die Schüsseln,
Brachte die Flaschen herein, und Melnecker perlte im Glase.
Freudig ergriff der Alte das Glas und bracht' es dem Jüngling:
„Sei uns willkommen im steinernen Haus!" „Recht herzlich willkommen!"
Riefen die Weiber ihm nach; es klirrten die Gläser im Kreise.
„Dank für den freundlichen Gruß!" versetzte der treffliche Jüngling,
Drückte dem Vater die Hand und neigte sich gegen die Mutter;
Aber Josephen zog er ans Herz, und mit glühenden Lippen
Küßt' er dem liebenden Mädchen die Perle des Glücks von dem Auge.
„Rudolf," begann darauf der würdige Förster von Buchwald,
„Jetzt erzähl uns getreu, wie du schnell dich zur Reise entschlossen,
Wie du den Weg vollbracht, ob Unglück, ob Glück dir begegnet!
Sephchen, bring mir vorher noch den Meerschaumkopf und die Dose!
Denn mich gelüstet's, dabei das letzte Pfeifchen zu rauchen.
Sieh einmal, Rudolf, den Kopf! Ich hab' ihn erst gestern bekommen;
Vier Louisdor ist er wert; 's ist echte türkische Masse."

Jener bewunderte sehr die zierliche Form und Farbe
Und das reiche Beschläg'; dann begann er mit folgenden Worten:
„Seht, ihr Lieben! schon sind es drei Wochen, daß ihr uns verlassen;
Öde war mir das Haus, und mit Sehnsucht zählt' ich die Tage.
Fleißig hatt' ich vollbracht, was der Vater zur Arbeit gelassen,
Bald vermessen den Forst und vollendet den jährlichen Holzschlag.
Auch im Garten war ich nicht faul; ich hatte den Abschluß
Des Quartals nur noch; auch damit kam ich zustande.
Müßig hielt ich's nicht aus; da gedacht' ich Josephens Geburtstag,
Der auf den Montag fällt; überraschen wollt' ich euch alle
Und am festlichen Tag mich selbst Josephen bescheren.
Teplitz, so dacht' ich mir, hält dich einen Tag, auch wohl länger,
Und so ging ich am Donnerstag aus. Ein herrlicher Morgen
Strahlte dem fröhlichen Blick aus tausend Blüten entgegen.
Längs der Müglitz führte der Weg mich, der vielfach gekrümmte,
Durch des Felsentals verschlungene, düstere Windung.
Schauerlich standen die Fichten umher auf den Höhen der Berge,
Einzelne Hütten zerstreut, im Grunde war's heimlich und stille,
Und ich ergötzte mich an dem rötlichen Spiele der Wellen.
Schäumend brach sich der Fluß an des Ufers steinernen Rippen.
Als ich gen Bärenstein kam zur alten, düsteren Feste,
Kehrt' ich beim Förster ein; denn Mittag war's, und die Sonne
Prallte glühendheiß zurück von den Wänden des Tales.
Werner war nicht daheim, bloß die junge Frau mit den Kindern.
Herzlich empfingen sie mich, und sie eilten, ein Mahl zu bereiten,
Früchte, Eier und Milch, was ihre Küche vermochte;
Denn die Gegend ist arm, und nichts war im Dorfe zu haben.
Doch wir waren vergnügt und gedachten vergangener Zeiten.
Werner und ich sind zugleich in die Schule gegangen; da wußt' ich
Denn so manchen Streich zu erzählen, je toller je besser.
Aber plötzlich erscholl's von der Straße: „Ach, rettet die Kinder!
's ist ein wütiger Hund!" Schnell riß ich die Flinte vom Nagel,
Stürzte hinaus und sah des Försters Kinder und andre
Von der Bestie verfolgt; die Mütter schrieen um Hilfe.
Also schlug ich an und schoß; da stürzte das Untier,
Und die Mütter jubelten laut; ich hatte den Liebling
Jeder gerettet; umringt war ich von dankenden Menschen."
„Brav, mein Sohn!" fiel der Alte ihm ein, „ein Schuß, der sich lohnte!
Solche Taten zahlt Gott, mag man sie hier unten vergessen.
Mädchen, gib mal dem Jungen 'nen Kuß, recht voll und recht herzlich!"

Tränen im Auge trat sie errötend hin zum Geliebten,
Drückte den rosigen Mund auf die Lippen des glücklichen Jünglings,
Und dem Jäger war's wie seliger Geister Begrüßung.
Aber es störte bald ihn der Vater aus tiefer Begeistrung,
Forschend, wie er den Weg nach dem reizenden Böhmerland einschlug.
Und er sammelte schnell die Sinne, und also begann er:
„Bleiben sollt' ich durchaus; doch ich schied mit herzlichen Worten,
Und sie geleiteten mich bis weit auf den Berg; da riefen
Alle mir lebewohl zu und Gottes Frieden und Segen.
Aber ich eilte fürbaß, noch aus weiter Ferne sie grüßend.
Tief im Herzen war ich gerührt; in Träume versunken
Kam ich zum Wald, der hoch zu des Berges Gipfel hinaufführt.
Langsam stieg ich empor und gewahrte von ferne das Kirchlein,
Mückentürmchen genannt. Ich förderte schnell meine Schritte.
Oben stand ich und schaute hinab, berauscht von Entzücken;
Vor mir lag paradiesisch Gefild', und grünende Berge
Knüpften die blühende Welt an des Himmels dämmernde Ferne.
Lange Zeit stand ich wie berauscht vor dem göttlichen Anblick;
Da rief's glockenhell aus der Tiefe herauf; zu der Vesper
Läutete man im Dorfe; da war's, als erwacht' ich vom Traume,
Und ich eilte hinab und rastlos weiter bis Teplitz.
Spät schon war's, als ich in die Töpferschenke hineintrat.
Bestens ward ich begrüßt; man gab mir ein freundliches Zimmer,
Und ich pflegte mich baß nach des Tages Last und Erhitzung.
Liebliche Träume umgaukelten bald den glücklichen Schläfer,
Bis des Morgens Wehn durch das offne Fenster mich weckte.
Bleiben wollt' ich in Teplitz; so hatt' ich es ernstlich beschlossen.
Aber der freundliche Tag ließ mich nicht ruhen und rasten,
Und die Sehnsucht zog mich zu euch. So eilt' ich denn weiter.
Gestern kam ich bis Podersam und wanderte heute
Fröhlich und frischen Muts dem Herzen nach und der Sehnsucht,
Die mich hierher geführt, und jetzo bin ich am Ziele,
Find' euch froh und gesund und freue mich laut meiner Lieben."
Also beschloß der treffliche Jüngling und reichte den Eltern,
Reichte Josephen die Hand, und alle drückten sie herzlich.
Drauf begann die Mutter: „Ei, Sohn, erzähl uns doch weiter
Von der Gevatterschaft! Du weißt, mich freut das vor allem."
Aber der Vater fiel ihr ins Wort: „Ei, Mutter, was denkst du?
Rudolf sehnt sich gewiß zur Ruhe nach solcher Ermüdung.
Drum gute Nacht, mein Sohn! Josephe, zeig ihm das Zimmer!"

„'s ist auch wahr; ich dachte nicht dran," versetzte die Mutter,
„Schlafe wohl, und segne dich Gott!" Ihr dankte der Jüngling,
Gab dem Vater die Hand und ging. Es führt' ihn Josephe.
Freundlich schloß sie das Zimmerchen auf; sie hatte mit Blumen
Ihm das Fenster geschmückt, den lieben Gast zu begrüßen.
Innig war er erfreut und dankte mit herzlichen Worten.
Aber sie eilte hinaus, ein flüchtiges Lebewohl nickend.
„Einen Kuß noch," rief er ihr nach, „nur noch einen, Josephe!
Sei barmherzig!" Sie hüpfte zurück und steckte das Köpfchen
Schalkhaft zur Türe herein, reicht' ihm die Lippe zum Kusse.
„Dank dir," rief er entzückt, „und nun gute Nacht, süßes Liebchen!"
„Schlummere süß!" so flüsterte sie und schwebte von dannen.
Lange sah er ihr nach; ein stiller, heiliger Frieden
Wehte durch seine Brust wie Frühlingsträume der Liebe,
Und es wiegte die Nacht in selige Träume den Jüngling.

Zweiter Gesang.

Dämmerung webt noch still in des Tales verschlungener Tiefe;
Nur den Gipfel des Bergs begrüßt die Sonne mit Rosen,
Und der lebendige Tag erwacht auf den Höhen. Dort unten
Schlummert noch alles tief; die sanften Träume des Morgens
Schweben mit fröhlichem Sinn um das Lager der glücklichen Schläfer,
Und die vergangene Zeit tritt ohne Schmerz vor die Seele.
Aber die Sonne steigt; es fallen die Strahlen des Lebens
Über die Berge herein; aus den Tälern flüchtet der Nebel,
Der mit dunkler Gewalt noch die blühenden Fluren umarmt hielt,
Und in den Perlen des Taus, im Schmelz der erwachenden Fluren,
Spiegelt sich tausendfach des Morgens glühender Brautschmuck.
Sieh! und es öffnen sich dem jungen Tage die Fenster,
Und die Türe geht auf; es regt sich das Leben aufs neue.
Aber Josephe lag noch, von lieblichen Träumen umgaukelt,
Sanft, wie nur Engel ruhn. Es schläft sich so herrlich am Morgen,
Und sie schlummerte gern noch ein Stündchen. Da pocht's an der Türe,
Und der Vater ruft leise herein: „'s ist Zeit an den Neubrunn;
Auch zum Sprudel wandert man schon." Das wirkt wie ein Zauber.
Schnell vom Lager empor; der Morgenputz wird bereitet;
Bald vollendet in flüchtiger Zeit ist das flüchtige Kunstwerk,

Und die Grazie wirft einen heitern Blick in den Spiegel.
Aber der Vater war und die Mutter längst schon gerüstet,
Als das blühende Kind mit zierlichem Gruße hereintrat.
Beide umarmten sie, einen freundlichen Morgen ihr wünschend.
„Aber wo bleibt doch der Rudolf?“ versetzte das liebliche Mädchen;
„Denn zum Neubrunn muß er durchaus mit; auch macht's ihm Vergnügen.
Wartet! ich weck' ihn sogleich.“ Sie sprach's und eilt' aus dem Zimmer
Hin zu Rudolfs Gemach; dort pochte sie leis an die Türe.
„Schläfer, ermuntere dich! Wir warten deiner zum Neubrunn.“
Also klang ihr melodischer Ruf zu dem glücklichen Jüngling;
Und er erwachte aus lieblichem Traum zur schöneren Wahrheit.
Freudig entgegnete er: „Sogleich, mein treffliches Mädchen,
Bin ich bei euch; drum verweilt und verzeiht dem ewigen Schläfer!“
Schnell sprang er nun in die Kleider hinein; ein zierlicher Jagdrock
Schlug um die Hüfte; es klirrte der Sporn an dem glänzenden Stiefel,
Und das dunkle Haar flog in reicher Pracht um die Stirne.
Also trat er zu jenen hinein; viel Grüße des Morgens
Tönten dem Jünglinge zu, und herzlich erwidernd begann er:
„Wie mich die Nacht doch hier in weit seligern Träumen umgaukelt,
Und wie der junge Tag heut' um so schöner mich anlacht!
Alles ist mir vertraut und hold, wohin ich nur schaue.
Denn ich bin ja bei euch, in der Liebe geheiligter Nähe.
Ach, des unendlichen Glücks!“ Gerührt schwiegen Mutter und Vater;
Aber Josephe küßte ihm freundlich das Wort von der Lippe,
Zog ihn scherzend zum Spiegel und rief, die Locken ihm ordnend:
„Ei, wie bist du so hübsch! Du hast mir noch nie so gefallen;
Jedes Mädchen soll heute den schönen Jäger bewundern.
Aber werde nicht stolz und vergiß um die herrlichen Blumen
Nicht des Veilchens bescheidenen Sinn und die gute Josephe!“
Also schäkerte sie; doch der Vater ermahnte zum Aufbruch,
Bot der Mutter den Arm, und Rudolf führte sein Mädchen,
Und sie schritten hinab, die Johannisbrücke vorüber,
Über den Markt und so durch die Mühlbadgasse zum Neubrunn.
Volles Gewühl war da; es wogte auf Gang und Terrassen.
Harfenmusik erschallte darein und Gesänge der Mädchen,
Und um den dampfenden Quell stand ungeduldig die Menge.
Aber mit neidischem Blick sahn viele die sanfte Josephe
An des Jünglings Arm; denn schön war Rudolf vor allen,

Braun von der Sonne gefärbt zwar das männliche Antlitz; doch trefflich
Stand ihm der Locken Gold dazu und das Feuer des Auges.
Aber den Jäger kümmert' es nicht; die Blicke der Frauen
Glitten ohne Gewalt an dem treuen Herzen vorüber.
All das Treiben gefiel ihm nicht, er hätte Josephen
Gern so manches gesagt, von Hoffnung und Liebe gesprochen.
Aber wenn die Sehnsucht ihm wuchs, und das Herz ihm so voll ward,
Trat ihm der kalte Gruß von Brunnenbekanntschaft entgegen,
Und er verzweifelte fast. Da rief sie der Vater nach Hause,
Und sie eilten sogleich, und Rudolf ward fröhlichen Mutes.
Denn Josephe versprach: „Nach dem Frühstück geht's auf den Hirschsprung,
Und wir sind dann allein; da sollst du mir alles erzählen."
Unter den Bäumen dort vor dem steinernen Haus stand ein Tischchen,
Weiß mit Linnen gedeckt; es dampfte in bläulicher Kanne
Schon der freundliche Trank den Kommenden lieblich entgegen;
Nicht vergessen war die Menge der köstlichen Brezeln
Samt der Kalatschen Gebäck, in zierlicher Ordnung geschichtet.
Nicht vergessen war auch der Schmetten voll herrlichen Schaumes
Und der Zucker zugleich, in kristallner Schale verschlossen.

Erzählungen.

Hans Heilings Felsen.

Eine böhmische Volkssage.

1811.

Vor langen, langen Zeiten lebte ein reicher Bauer in einem Dörfchen an der Eger.

Die Sage erzählt uns nicht, wie es geheißen; doch vermutet man, daß es dem allen Karlsbader Kurgästen genugsam bekannten Dorfe Aich gegenüber auf dem linken Ufer der Eger gelegen habe.

Veit, so hieß der Bauer, hatte ein liebes, anmutiges Töchterchen, die Freude und der Schmuck der ganzen Gegend. Elsbeth war wirklich recht hübsch und dabei so gut und wohlerzogen, daß damals ihresgleichen nicht leicht zu finden sein mochte.

Neben Veits Hause stand eine kleine Hütte, die dem jungen Arnold gehörte, dessen Vater soeben gestorben war. Arnold hatte das Maurerhandwerk gelernt und war nach langer Zeit zum erstenmal wieder in der Heimat, als sein Vater starb. Er weinte als ein guter Sohn herzliche Tränen auf des Alten Grab; denn hinterließ ihm jener auch nichts als eine ärmliche Hütte, so trug Arnold doch ein stilles, köstliches Erbteil in seiner Brust: Rechtlichkeit und Treue und einen aufgeweckten Sinn für alles Gute und Schöne.

Gleich bei seiner Ankunft im Dorfe kränkelte der Vater schon, und die plötzliche Freude des Wiedersehens konnte der alte Mann nicht ertragen. Arnold, der ihn wacker pflegte, wich nicht von seiner Seite, und so kam es denn, daß er bis nach dem Tode des Alten noch keinen seiner Bekannten und Freunde aus der Kinderzeit gesehen hatte, der ihn nicht selbst bei dem Krankenbette des Vaters aufsuchte.

Vor allen andern hatte sich Arnold auf Veits Elsbeth gefreut; denn sie waren zusammen aufgewachsen, und er erinnerte sich immer noch mit Vergnügen des kleinen freundlichen Mädchens, das ihn so lieb hatte und so arg weinte, als er fort mußte zu seinem Meister nach Prag.

Arnold war ein schlanker, hübscher Bursche geworden, und daß Elsbeth nun auch gewachsen und recht schön sein müsse, hatte sich Arnold schon manchmal vorgesagt.

Den dritten Abend nach dem Tode des Vaters saß der Sohn in wehmütigen Träumen auf dem frischen Grabe, als er leise hinter sich jemanden in den Kirchhof treten hörte. Er sah sich um, und ein liebliches Mädchen, ein Körbchen mit Blumen am Arm, schwebte zwischen den Rasenhügeln einher.

Ein Holunderstrauch verbarg ihn noch vor Elsbeths Augen; denn sie war es, die das Grab ihres guten Nachbars mit Blumen schmücken wollte.

Sie bog sich mit Tränen im Auge darüber und sprach leise, indem sie die Hände faltete: „Ruhe sanft, guter Mann! Die Erde sei dir leichter als das Leben, und dein Grab soll nicht ohne Blumen sein, wenn es auch deine Tage waren!“ Da sprang Arnold hinter dem Gebüsche hervor. „Elsbeth!“ rief er und riß das erschrockene Mädchen in seine Arme, „Elsbeth, kennst du mich?“ — „Ach, Arnold, seid Ihr es?“ lispelte sie mit Erröten; „wir haben uns recht lange nicht gesehen.“ — „Und du bist so schön, so mild, so lieblich geworden und hast meinen Vater geliebt und gedenkst seiner so freundlich! Liebes, süßes Mädchen!“ — „Wohl, guter Arnold, ich hab' ihn recht herzlich lieb gehabt,“ sagte sie und wand sich sanft aus seinen Armen; „wir haben oft zusammen von Euch gesprochen; die Freude an seinem Sohn war das einzige Glück, was er hatte.“ — „Hat er wirklich Freude an mir gehabt?“ fiel Arnold hastig ein; „o, so dank' ich dir, Gott, daß du mich brav und gut erhalten hast! Aber, Elsbeth, denk' einmal, wie sich alles verändert hat! Sonst, wie wir klein waren, und der Vater vor der Türe saß, da spielten wir auf seinen Knieen; du warst so herzlich gegen mich, und wir mochten nicht sein ohne einander; und nun! Der gute Alte schlummert hier unter uns; wir sind groß geworden; aber wenn ich auch nicht bei dir sein konnte, ich habe doch recht oft an dich gedacht.“ — „Ich auch an dich!“ flüsterte Elsbeth leise und sah ihn mit ihren großen, freundlichen Augen recht herzlich an.

Da rief der begeisterte Arnold: „Sieh, Elsbeth! Wir haben uns schon früh geliebt; ich mußte fort; aber hier, wo ich dich am Grabe meines Vaters wiederfinde, wir beide in stiller Erinnerung an ihn, da ist's mir, als ob keine Trennung gewesen wäre für uns. Das kindliche Gefühl ist als männliche Leidenschaft in mir erwacht. Els-

beth, ich liebe dich! Hier auf diesem heiligen Boden sage ich dir zum ersten Male: Ich liebe dich! Und du?" Aber Elsbeth verbarg ihr glühendes Gesicht an seiner Brust und weinte innig. „Und du?" fragte Arnold zum zweiten Male, so recht bittend und wehmütig. Sanft hob sie das Köpfchen und blickte ihm unter Tränen, doch freudig, ins Auge. „Arnold, ich bin dir recht von Herzen gut; ich habe dich immer, immer lieb gehabt!" Da zog er sie wieder an seine Brust, und Küsse besiegelten das Geständnis ihrer Herzen.

Nach dem ersten Rausche der glücklichen Liebe saßen sie noch lange in süßer Seligkeit auf des Vaters Grab.

Arnold erzählte, wie es ihm ergangen, wie er sich immer nach Hause gesehnt, und Elsbeth sprach dann wieder vom Vater und ihrer früheren Kindheit, jenen schönen Tagen. Die Sonne war schon längst unter; sie hatten es nicht bemerkt.

Endlich weckte ein Geräusch auf der nahen Straße sie aus ihren Träumen, und Elsbeth flog nach einem flüchtigen Abschiedskuß aus Arnolds Armen nach Hause.

Arnolden traf die späte Nacht noch in seligen Erinnerungen versunken auf des Vaters Grabe, und der Morgen graute, als er mit vollem, reichem Herzen in die öde väterliche Hütte trat.

Am andern Morgen, als Elsbeth ihrem Vater Morgenbrot brachte, begann der alte Veit von Arnold zu reden.

„Mich dauert der arme Junge," sprach er, „recht herzlich; du wirst dich seiner wohl erinnern, Elsbeth. Ihr habt ja immer zusammen gespielt." — „Wie sollt' ich nicht?" lispelte die Errötende. — „Nun, 's wäre mir auch nicht lieb; säh' aus, als ob du zu stolz geworden wärst, des armen Burschen zu gedenken. 's ist wahr, ich bin reich geworden, und die Arnolds sind arme Schlucker geblieben; aber brav sind sie immer gewesen, der Vater wenigstens, und vom Sohn hör' ich auch manches Rühmliche." — „Gewiß, Vater," fiel ihm Elsbeth hastig ins Wort, „der junge Arnold ist recht brav!" — „Ei, sieh doch, Elsbeth!" meinte der Vater; „woher weißt du denn das so gewiß?" — „Sie erzählten's im Dorfe," stammelte Elsbeth. — „Nun, 's soll mich freuen; wenn ich ihm wo helfen kann, soll's an mir nicht fehlen."

Elsbeth, um das Gespräch zu enden (denn sie kam aus dem Rotwerden nicht wieder heraus), machte sich schnell etwas für die Küche zu tun und entging so den forschenden Blicken des kopfschüttelnden Alten.

Noch vormittags fand Arnold sein Mädchen, wie sie ihm versprochen hatte, im Garten an Veits Hause. Sie erzählte ihm das ganze Gespräch, und er schöpfte daraus die besten Hoffnungen für sein Glück. „Ja," sagte er endlich, „ich habe mir's die ganze Nacht über bedacht; das beste ist, ich gehe heut' noch zu deinem Vater, bekenne ihm frei heraus, daß wir uns lieben und gern heiraten möchten, weise ihm meine Kundschaft und das Zeugnis meiner Meister und bitte ihn um seinen Segen. Meine Offenheit wird ihn freuen; er gibt uns seine Einwilligung; ich gehe dann frischen Mutes in die Fremde, erwerbe mir ein Stück Geld, komme treu und fröhlich zurück, und wir werden glücklich. Nicht wahr, süße, gute Elsbeth? — „Ja!" rief das entzückte Mädchen und hing an seinem Halse; „ja, der Vater wird gewiß einwilligen; er hat mich ja so lieb!" Voll freudiger Hoffnung schieden sie.

Am Abend schmückte sich Arnold aufs beste, ging noch einmal zu des Vaters Grabe, betete innig um seinen Segen und trat dann den Rückweg nach Veits Hause mit stillem Beben an.

Die vor Freude zitternde Elsbeth empfing ihn und brachte ihn sogleich zu ihrem Vater. „Nachbar Arnold!" rief ihm der Alte entgegen, „was bringt Ihr mir?" — „Mich selbst," antwortete jener. — „Das heißt?" fragte Veit. — „Herr Nachbar," begann darauf Arnold, anfangs mit zitternder Stimme, aber dann recht fest und herzlich, „Herr Nachbar, laßt mich ein wenig weit ausholen! Ihr mögt mich dann leicht besser verstehen. Ich bin arm, aber gelernt hab' ich was Ordentliches; das können Euch diese Zeugnisse beweisen. Die ganze Welt steht mir offen; denn ich will nicht bei dem Handwerk bleiben, ich will die Kunst lernen; es soll einmal ein tüchtiger Baumeister aus mir werden; das hab' ich meinem toten Vater gelobt. Aber, Herr, alles in der Welt muß seinen Mittelpunkt haben, und ein Zweck muß bei der Arbeit sein. Wie die Häuser, die ich baue, nicht des Bauens wegen, sondern des Nutzens wegen gerichtet werden, so auch mit meiner Kunst. Ich treibe sie nicht bloß, um die Kunst zu treiben, ich möchte gerne etwas dabei erlangen, und das nun, was mir im Sinn steht, habt Ihr zu vergeben. Sagt mir's zu, daß ich's haben soll, wenn ich was Tüchtiges geschafft habe, und ich will meine Kraft an das Höchste setzen." — „Und was hab' ich denn," fiel ihm Veit ins Wort, „was Euch von solcher Bedeutung ist?" — „Eure Tochter, Herr! Wir lieben uns. Ich bin gerade zum Vater gegangen als ein rechtlicher Mann und habe nicht vorher

viel um das Mädchen herumgeschwänzt, wie's mancher Art ist. Nein, nach alter guter Weise komme ich zu Euch und bitt' Euch um Eure Zusage, daß Ihr mir, wenn ich nach drei Jahren von der Wanderschaft heimkehre und was Rechtes geleistet habe, Euern Segen nicht verweigern wollt und der Dirne erlaubt, mir die drei Jahre eine treueigne Braut zu bleiben."

„Junger Gesell," entgegnete ihm der Alte, „ich habe Euch ausreden lassen; laßt's mich nun auch, und ich will Euch schlicht und recht meinen Bescheid sagen. Daß Ihr meine Tochter liebt, das freut mich; denn Ihr seid ein wackerer Bursche; und daß Ihr gleich offenherzig zum Vater kommt, freut mich noch mehr und gereicht Euch zum großen Lobe. Eure Meister nennen Euch einen kunstverständigen Jüngling und geben Euch Hoffnung zu was Großem; da wünsch' ich Glück; aber die Hoffnung ist ein unsicheres Gut, und soll ich darauf meiner Elsbeth Zukunft bauen? Während der drei Jahre kann einer kommen, der meiner Tochter besser gefällt oder, wenn das nicht ist, der mir besser gefällt. Soll ich diesen nun abweisen, weil Ihr kommen könntet? Nein, junger Gesell, damit ist's nichts. Kommt Ihr aber einmal wieder, und Elsbeth ist noch frei, und Ihr habt Euer Glück gemacht, so will ich Euch nicht hinderlich sein; jetzt aber kein Wort mehr davon!" — „Aber, Nachbar Veit," bat Arnold bebend und ergriff des Alten Hand, „bedenkt doch!" — „Da ist weiter nichts zu bedenken," fiel ihm Veit ein, „und somit Gott befohlen; oder wollt Ihr noch bleiben, so seid Ihr mein lieber Gast; nur nichts mehr von der Else." — „Und das ist Eure letzte Entscheidung?" stammelte Arnold. — „Meine letzte," versetzte der Alte frostig. — „Nun, so helfe mir Gott!" schrie jener und wollte zur Türe hinaus. Hastig ergriff ihn Veit bei der Hand und hielt ihn.

„Junger Gesell, mach' Er keinen dummen Streich! Ist Er ein Mann und hat Er Kraft und Mut, so nehm' Er sich zusammen und verbeiße Er den Schmerz! Die Welt ist groß; fort ins Leben! da wird's mit Ihm ruhig werden. Jetzt leb' Er wohl! Glück auf die Wanderschaft!" Somit ließ er ihn los, und Arnold wankte in seine Hütte.

Weinend schnürte er sein Bündel, nahm von dem väterlichen Erbe Abschied und wandte sich dann nach dem Kirchhof, um auch von des Vaters Grabe Abschied zu nehmen. Elsbeth, die das Gespräch halb und halb durch die Türe gehört hatte, schwamm in

Tränen. Sie hatte sich alles so schön geträumt, und jetzt schien jede Hoffnung verloren.

Noch einmal wollte sie ihren Arnold sehen; sie stellte sich an ihr Kammerfenster und wartete, bis er aus der Hütte heraustrat und den Weg nach dem Kirchhofe einbog. Schnell flog sie ihm nach und fand ihn betend auf des Vaters Grabe. „Arnold! Arnold! du willst fort?“ rief sie ihm zu und umfaßte ihn. „Ach, ich kann dich nicht lassen!“ Arnold richtete sich auf, als ob er aus einem Traum erwachte. „Ich muß, Elsbeth, ich muß. Brich mir das Herz nicht mit deinen Tränen! Denn ich muß.“ — „Kommst du wieder? und wann kommst du wieder?“ — „Elsbeth, ich will arbeiten, wie nur ein Mensch vermag; ich will geizig sein mit jeder Minute Zeit; in drei Jahren bin ich wieder hier. Bleibst du mir treu?“ — „Bis in den Tod, teurer Arnold!“ rief die Schluchzende. — „Und wenn der Vater dich zwingen will?“ — „So sollen sie mich in die Kirche schleppen, und noch vor dem Altare werd' ich Nein rufen. Ja, Arnold, wir wollen uns treu bleiben, hier und dort drüben! Irgendwo finden wir uns doch wieder.“ — „So laß uns scheiden!“ rief Arnold, dem ein Strahl der Hoffnung durch die Tränen aus den Augen blickte; „laß uns scheiden! Ich fürchte keine Hindernisse mehr; nichts soll mir zu groß und zu kühn sein. Mit diesem Kuß verlob' ich mich dir, und nun ade! In drei Jahren sind wir glücklich.“ Er riß sich aus ihren Armen. „Arnold!“ rief sie, „Arnold, verlasse deine Elsbeth nicht!“ Aber er war schon hinaus. Von weitem wehte ihr sein weißes Tuch den letzten Gruß zu, bis er in des Waldes Dunkel verschwand.

Elsbeth warf sich nieder auf das Grab und betete inbrünstig zu Gott. Überzeugt von Arnolds Treue, war sie ruhiger geworden und konnte dem Vater gefaßter unter die Augen treten, der sie streng ansah und auch nach dem kleinsten Umstande forschte.

Alle Frühmorgens wallfahrtete sie nun an die Stelle, wo sie ihren Arnold zum letzten Male umarmt hatte. Der alte Veit bemerkte es wohl, ließ es aber geschehen und war schon zufrieden, daß Elsbeth so ruhig und oft sogar heiter sein konnte.

So verstrich ein Jahr, und zu Elsbeths großer Freude hatte sich noch kein Freier gemeldet, der dem Vater angestanden hätte. Am Ende des zweiten Jahres kam nach langer Abwesenheit ein Mensch ins Dorf zurück, der früher wegen liederlicher Streiche davongegangen war und sich viel versucht hatte.

Hans Heiling ging als ein armer Teufel fort und kam in den besten Umständen wieder. Er schien recht eigentlich ins Dorf gekommen zu sein, um sich seinen vorigen Feinden als reicher Mann zu zeigen. Anfangs war's, als wollt' er nur kurze Zeit hier verweilen; er sprach von wichtigen Geschäften; aber bald sah man, daß er sich auf einen längern Aufenthalt gefaßt machte.

Man erzählte sich im Dorfe Wunderdinge von ihm; mancher ehrliche Mann zuckte die Achseln drüber, und viele ließen sich nicht undeutlich merken, sie wüßten recht gut, woher das alles komme.

Dem sei nun, wie ihm wolle, Hans Heiling besuchte doch den alten Veit täglich, erzählte ihm von seinen Reisen, wie er sogar in Ägypten gewesen und noch viel weiter übers Meer gefahren sei, daß der Alte viel Vergnügen an seinem Umgang hatte, und ihm viel fehlte, wenn Heiling abends nicht in die Stube trat.

Zwar hörte er manches von seinen Nachbarn; er schüttelte aber ungläubig den Kopf; nur das eine kam ihm sonderbar vor, daß Hans Heiling sich alle Freitage einschloß und den ganzen Tag über allein zu Hause blieb. Er fragte ihn also geradezu, was er zu solcher Zeit beginne. „Ein Gelübde," war die Antwort, „bindet mich, alle Freitage im stillen Gebete zuzubringen." Veit war beruhigt; Hans ging wie vormals aus und ein und ließ sich immer deutlicher merken, was er für Absichten auf Elsbeth habe.

Aber Elsbeth hatte einen unerklärlichen Abscheu vor dem Menschen; ihr war's, als geränn' ihr das Blut in den Adern bei seinem Anblick.

Dennoch machte er dem Alten einen förmlichen Antrag und bekam zum Bescheid, er solle erst sein Glück bei dem Mädchen selbst versuchen. Dazu benutzte Hans einen Abend, wo er Veiten nicht zu Hause wußte.

Elsbeth saß am Spinnrocken, als er in die Türe trat; sie fuhr erschrocken auf, ihm ankündigend, der Vater sei nicht zugegen. „O, so laßt uns ein wenig zusammen plaudern, meine holde Dirne!" war seine Antwort, und somit saß er an ihrer Seite. Elsbeth rückte sich schnell von ihm weg. Hans, der es für bloße mädchenhafte Schüchternheit hielt und den Grundsatz hatte, bei Weibern müßte man kühn sein, wenn man gewinnen wolle, faßte sie schnell um den Leib und sprach schmeichelnd: „Will die schöne Elsbeth nicht neben mir sitzen?" Aber sie riß sich mit einem widrigen Gefühl aus seinen Armen und wollte mit den Worten: „Es schickt sich schlecht für mich,

mit Euch allein zu sein!“ das Zimmer verlassen, als er ihr nacheilte und sie kühner umfaßte. „Der Vater hat mir sein Jawort gegeben, schöne Else; wollt Ihr mein Weib sein? Ich laß Euch nicht eher, als bis Ihr mir's zusagt.“ Sie sträubte sich vergebens gegen seine Küsse, die ihr fürchterlich auf der Wange brannten. Umsonst schrie sie nach Hilfe; er, dessen Leidenschaft im höchsten Glühen war, ward nur verwegner, als er plötzlich ein Kreuz gewahrte, das Else von Jugend auf am Halse getragen, ein Erbteil der früh verstorbenen Mutter. Wunderbar ergriffen ließ er sie los; er schien zu beben und eilte zur Türe hinaus. Elsbeth dankte Gott für ihre Rettung. Dem Vater erzählte sie bei seiner Zurückkunft Heilings niedrige Aufführung. Veit schüttelte den Kopf und schien sehr aufgebracht.

Er hielt es Hansen bei nächster Gelegenheit vor, der sich mit der Heftigkeit seiner Liebe entschuldigte; aber der Vorfall hatte für Elsbeth doch die glücklichen Folgen, daß er sie für lange Zeit mit seinen Anträgen verschonte. Sie trug das Kreuz, das, sie wußte nicht wie, damals ihr Retter war, seit jenem Abend immer frei und offen auf der Brust und merkte wohl, daß Heiling nicht eine Silbe an sie richtete, sobald er sie so geschmückt fand.

Das dritte Jahr neigte sich bald zu Ende. Elsbeth, die den Vater, wenn er von einer Verbindung mit Heiling sprach, immer aufs künstlichste hinzuhalten und zu unterbrechen wußte, wurde immer heiterer. Täglich ging sie noch zu des alten Arnolds Grab und dann über die Eger den Weg nach Prag bis auf die Höhe hinauf, in der stillen Hoffnung, bald einmal ihren Getreuen daher wandern zu sehen.

Während dieser Zeit vermißte sie einmal morgens früh das Kreuzchen, das ihr so lieb und wert war; man mußte es ihr im Schlaf abgebunden haben; denn sie legte es nie von sich, und sie hatte keinen kleinen Verdacht auf eine der Mägde, die sie am Abend zuvor mit Heilingen hinter dem Hause hatte flüstern hören. Weinend erzählte sie es ihrem Vater; der lachte sie aber wegen ihres Verdachtes aus, indem er behauptete, Heilingen könnte ja nichts an dem Kreuzchen liegen; über solche verliebte Tändeleien sei er hinaus; sie werde es gewiß wo anders verloren haben.

Demohngeachtet blieb sie bei ihrer Meinung, und ganz deutlich merkte sie, daß Hans nun seine Bewerbungen aufs neue und mit großem Ernst und vieler Zuversicht trieb. Auch der Vater ward immer strenger und erklärte zuletzt gerade heraus, sie müßte dem

Heiling ihre Hand geben, es sei sein fester, unabänderlicher Wille; der Arnold habe sie gewiß vergessen, und die drei Jahre wären ja ohnehin schon vorüber. Heiling schwor ihr dagegen im Beisein des Vaters seine ewige Liebe zu, und wie er sie nicht, wie vielleicht andere, ums Geld, nein, rein um ihrer selbst willen liebe; denn des Geldes habe er satt, und er wolle sie reicher und glücklicher machen, als sie es je geträumt habe.

Doch Elsbeth verachtete ihn und seine Reichtümer; als sie aber, gedrängt von beiden Seiten und von dem Gedanken der Untreue oder des Todes ihres Arnolds gemartert, keinen Ausweg mehr sah als den, der allen Verzweifelnden offen bleibt, bat sie nur noch um drei Tage Aufschub; denn ach! sie hoffte immer noch auf des Geliebten Rückkehr.

Die drei Tage wurden ihr vergönnt. Voll Hoffnung, ihre Wünsche nun bald erfüllt zu sehen, traten die beiden Männer vor die Türe, und Veit gab Heilingen das Geleit.

Da kam die Gasse herauf der Priester des Orts, vor ihm der Mesner; sie gingen zu einem Sterbenden, ihm den letzten Trost zu bringen. Alles beugte sich vor dem Bilde des Gekreuzigten, und auch Veit warf sich nieder; aber sein Gefährte sprang mit dem Ausdruck des Schreckens in das nächste Haus. Erstaunt und nicht ohne Grauen blickte ihm Veit nach und ging dann kopfschüttelnd zu Hause.

Bald kam ein Bote von Heilingen, der ihn benachrichtigte, seinen Herrn habe vorhin ein plötzlicher Schwindel befallen: Veit solle zu ihm kommen und nichts Arges denken. Aber jener entgegnete und bekreuzigte sich: „Gehe hin und sag ihm, mich soll es freuen, wenn's ein bloßer Schwindel gewesen!" Elsbeth saß unterdessen weinend und betend auf einem Hügel vor dem Dorfe, wo sie die ganze Prager Straße hinaufsehen konnte.

Eine Staubwolke stieg in der Ferne auf; ihr Herz schlug ihr mächtig; aber als sie es nun unterscheiden konnte und einen Trupp reich gekleideter Männer zu Pferde gewahrte, war ihre schöne Hoffnung wieder verschwunden.

Jenem Zuge voran ritt einem alten, ehrwürdigen Greise zur Linken ein schöner Jüngling, dem man's ansah, daß ihm der schnelle Trab der Pferde noch viel zu langsam war, und den der Alte Mühe hatte zurückzuhalten. Elsbeth scheute sich vor der Menge Männer und schlug die Augen nieder, ohne den Zug weiter anzuschauen. Auf einmal sprang der Jüngling vom Pferde und lag vor ihr auf

den Knieen. „Elsbeth! ist es möglich? Meine liebe, teure Elsbeth!“ Erschrocken fuhr das Mädchen in die Höhe, und im Gefühle der höchsten Seligkeit fiel sie dem Jüngling mit dem Ausruf: „Arnold! mein Arnold!“ in die Arme. Lange lagen sie so in stummem Entzücken, Mund an Mund und Herz an Herz.

Arnolds Begleiter standen voll freudiger Rührung um das selige Paar; der Greis faltete die Hände und dankte Gott, und nie hat die scheidende Sonne glücklichere Menschen gesehen. Als sich die Liebenden wiederfanden aus dem Rausch der Freude, wußten beide nicht, wer zuerst erzählen sollte. Elsbeth begann endlich, und mit wenigen Worten nannte sie ihre unglückliche Lage und ihr Verhältnis zu Heiling. Arnold erstarrte bei dem Gedanken, er hätte seine Elsbeth verlieren können. Aber genau forschte der Greis nach Heiling und rief endlich: „Ja, Freunde, das ist der nämliche Schandbube, der in meiner Vaterstadt jene nichtswürdigen Streiche beging und nur durch die schnellste Flucht dem Arm der Gerechtigkeit entkam. Laßt uns Gott danken, daß wir hier eins seiner Bubenstücke vereiteln!“ Unter noch mancherlei Gesprächen über Heiling und Elsbeth kamen sie endlich, aber ziemlich spät, ins Dorf.

Triumphierend führte Else ihren Arnold zu dem Vater, der seinen Augen nicht trauen wollte, als er die Menge reich gekleideter Männer hineintreten sah. „Vater meiner Elsbeth!“ begann Arnold, „hier bin ich und werbe um Eurer Tochter Hand; ich bin ein wohlhabender Mann geworden, stehe in großer Herren Gunst und kann mehr halten, als ich versprochen habe.“ — „Wie?“ staunte Veit, „Ihr wäret der arme Arnold, der Sohn meines seligen Nachbars?“

„Ja, er ist's,“ nahm der Greis das Wort, „der nämliche, der vor drei Jahren arm und verzweifelnd aus diesem Dorfe wanderte. Er kam zu mir; ich sah ihm bald an, daß er ein Meister seiner Kunst werden könnte, und gab ihm Arbeit. Er vollendete sie zur größten Zufriedenheit aller, und in kurzer Zeit konnte ich ihn als Oberaufseher über die bedeutendsten Werke brauchen. In vielen großen Städten hat er sich einen ewigen Ruhm erworben, und jetzt soll er in Prag das größte Werk für seine Kunst vollenden. Er ist reich geworden, von Herzögen und Grafen wohl gelitten und reich beschenkt. Gebt ihm eure Tochter und erfüllt die alte Zusage! Der Bube, dem Ihr Eure Elsbeth schenken wolltet, hat den Galgen tausendmal verdient; ich kenne den Schurken.“

„Ist das alles wahr, wie Ihr mir berichtet?“ fragte der erstaunte

Veit. — „Wahr! wahr!“ wiederholten alle. — „Nun, so mag ich Eurem Glück nicht hinderlich sein, wackerer Meister!“ also wandte sich Veit zu Arnold; „nehmt hin die Dirne! Gottes Segen begleite Euch!“ Unfähig zu danken, stürzten die Glücklichen ihm zu Füßen; er zog sie an die Brust, und die Treue ward belohnt.

„Herr Veit,“ begann der Greis nach einer langen Stille, bloß von dem Freudeschluchzen der Liebenden unterbrochen, „Herr Veit, noch eine Bitte hätte ich an Euch. Gebt die Kinder gleich morgenden Tages zusammen, damit ich die Freude habe, meinen guten Arnold, den ich wie meinen Sohn liebe (denn mir hat der Himmel keinen geschenkt), ganz glücklich zu sehen! Übermorgen muß ich wieder gen Prag.“ — „Ei nun,“ versetzte Veit, der ganz fröhlich geworden war, „wenn's Euch ein so großer Gefalle ist, so mögen wir's wohl noch so einrichten. „Kinder!“ rief er den Glücklichen zu, „morgen ist Hochzeit! Draußen auf dem Meierhofe am Egerberge will ich sie ausrichten. Dem Priester meld' ich's sogleich; du, Elsbeth, geh in die Küche, die werten Gäste nach Gebühr zu bewirten!“

Elsbeth gehorchte, und daß ihr Arnold sogleich nachschlich, und beide bald darauf traulich kosend im Garten standen, finden wir sehr natürlich.

Des Vaters Grab lag dem guten Sohne, seitdem er sich von dem Freudenrausch erholt hatte, im Sinn; sie wallfahrteten also Arm in Arm zu der Stelle, die sie zum letzten Male verzweifelnd verlassen hatten.

Am Grabe erneuerten sie ihre Schwüre, und beiden war so wunderbar heilig zu Mute. „Wiegt dieser einzige Augenblick der Seligkeit,“ flüsterte Arnold, indem er seine Braut glühend umarmte, „wiegt er nicht schnell die drei langen Jahre Schmerz auf? Wir sind am Ziel; keine höhere Wonne vergönnt das Leben; nur dort drüben soll es noch größere geben.“ — „Ach, daß wir einst so, Arm in Arm und Herz an Herz, sterben könnten!“ meinte Elsbeth. — „Sterben?“ wiederholte Arnold, „ja, sterben an deiner Brust! Guter Gott, schilt uns nicht, daß wir im Übermaß der Freude noch das Gefühl für die höheren haben! Wir erkennen es ja mit dankbarem Herzen, was du Großes an uns getan. Ja, Elsbeth, laß uns beten hier auf des Vater Grabe und danken für des Himmels Gnade!“ Still war das Gebet, aber innig und heilig, und in unendlicher Rührung kehrten die Liebenden nach Hause zurück.

Schön und lieblich war der folgende Morgen; es war Freitag

und St. Laurentiifest. Das ganze Dorf war lebendig; in allen Türen standen die geschmückten Dirnen und Burschen; denn reich war Veit, und alles war beschieden zur Hochzeitsfeier.

Nur Heilings Türe war verschlossen; denn es war Freitag, und da ließ er sich bekanntlich nie sehen.

Bald ordnete sich der Zug in die Kirche, der das überselige Paar zu der schönsten Feier führte. Veit und Arnolds Meister gingen zusammen und weinten herzliche Tränen der Freude über das Glück ihrer Kinder. Fürs Mittagsmahl hatte Veit den Platz unter der großen Linde in der Mitte des Dorfes gewählt. Dahin ging der Zug nach geendigter Feierlichkeit. Der Himmel strahlte aus den Augen der Liebenden.

Das festliche Mahl dauerte mehrere Stunden, und oft erscholl's von den bunten Tischen: „Es lebe Arnold und seine liebliche Braut!"

Von der Linde gingen die Glücklichen mit den beiden Vätern, Arnolds Freunden und einigen Gespielinnen Elsbeths nach dem Meierhof am Egerberg. Das Haus lag gar wunderlieblich zwischen dem Gebüsche auf der hohen Talwand, und in diesem kleinern, aber vertrauteren Kreise flogen die Stunden dem freudetrunkenen Arnold mit seiner Elsbeth wie Augenblicke vorüber.

Im Meierhofe war auch die zierliche Brautkammer bereitet, und in den reichen Obstlauben des Gartens stand ein freundliches Nachtmahl aufgetischt, und köstlicher Wein schäumte den Gästen in vollen Bechern entgegen.

Es dämmerte schon längst im Tale; aber der fröhliche Kreis achtete das nicht. Endlich verlor sich auch der letzte Schimmer des Tages, und eine sternenhelle Nacht begrüßte das wonnetrunkene Paar.

Der alte Veit kam eben auf seine Jugend zu sprechen und war dabei so weitläufig (denn der Wein hatte ihn gesprächig gemacht), daß Mitternacht herankam, und Arnold und Elsbeth mit glühendem Verlangen dem Ende der Erzählung entgegensahen. Endlich schloß Veit, und „Nun gute Nacht, Kinderchen!" rief er und wollte das Brautpaar noch in die Kammer geleiten. Da schlug's unten im Dorfe zwölf Uhr; ein fürchterlicher Sturmwind brauste aus der Tiefe herauf, und Hans Heiling stand mit gräßlich verzerrtem Angesicht mitten unter den Erschrockenen. „Teufel!" schrie er, „ich lösche dir deine Dienstzeit; vernichte mir diese!" — „So bist du mein!" heulte es aus dem Sturmwinde. — „Und gehör' ich dir, und warten alle Qualen der Hölle auf mich: vernichte mir diese!" Da fuhr

es wie Flammenlohe über den Berg, und Arnold und Else, Veit und die Freunde standen zu Felsen verwandelt, das Brautpaar liebend verschlungen, die übrigen die Hände gefaltet zum Gebet. „Hans Heiling!“ donnerte es höhnisch lachend aus dem Sturmwinde, „die sind gesegnet im Tod; es fliegen die Seelen dem Himmel zu. Aber deine Schuld ist verfallen, und du bleibst mein!“ Hans Heiling flog von der Felsenhöhe hinab in die schäumende Eger, die ihn zischend empfing und verschlang; kein Auge hat ihn wiedergesehn.

Des andern Morgens früh kamen Elsbeths Freundinnen mit Blumen und Kränzen, das neue Paar zu schmücken, und das ganze Dorf flog hinterher. Da fand sich die Hand der Zerstörung überall; sie erkannten die Züge der Freunde in den Felsengruppen, und laut schluchzend wanden die Mädchen ihre Blumen um die Steinbilder der Liebenden. Da sank alles auf die Kniee nieder und betete für die geliebten Seelen. „Heil ihnen!“ so unterbrach endlich ein ehrwürdiger Greis die tiefe Stille. „Heil ihnen! Sie sind in Freude und Liebe dahingegangen, und Arm in Arm und Herz an Herz sind sie gestorben. Schmücket immer mit frischen Blumen ihre Gräber! Diese Felsen bleiben uns ein Denkmal, daß kein böser Geist Macht hat über reine Herzen, daß treue Liebe sich im Tod bewährt!“

Seit dem Tage wallfahrtete jedes liebende Paar in die Gegend von Hans Heilings Felsen und bat die Verklärten um Segen und Schutz. Der fromme Brauch ist nicht mehr; aber die Sage ist lebendig geblieben in den Herzen des Volkes, und noch heute nennt der Führer, der den Fremden in das schauerliche Egertal zu Hans Heilings Felsen führt, die Namen Arnold und Elsbeth und zeigt die Steinbilder, in die sie verwandelt worden, sowie den Brautvater und die übrigen Gäste.

Noch vor einigen Jahren soll die Eger an der Stelle, wo Hans Heiling hineingestürzt worden, fürchterlich und wundersam gebraust haben, und keiner ist vorübergegangen, der sich nicht bekreuzigte und dem Herrn seine Seele befahl.

Woldemar.

Eine Geschichte aus dem italienischen Feldzuge von 1805.

Woldemar an seinen Freund Gustav.

M . . . a, den 17. Juli 1805.

Noch immer, lieber Gustav, stehen wir dem Feinde ruhig gegenüber; ich kann den Grund des ewigen Zauderns nicht begreifen.

Die ganze Armee sehnt sich zum Kampfe, und alles verwünscht mit mir die lästige Ruhe, da sie die Gemüter so sehr abspannt. Dem Anschein nach bleiben wir noch lange so liegen, und unsre Hoffnung, mit den Franzosen bald handgemein zu werden, scheint noch lange unerfüllt zu bleiben. Morgen komme ich mit meinen Schützen zwei Stunden weiter vor nach Villarosa zu liegen. Man beneidet mich um diese Veränderung; denn es soll ein sehr angenehmer Aufenthalt sein. Es gehört dem Grafen P....., der auch in Tirol beträchtliche Güter besitzt, wo Du sicherlich von ihm gehört hast; er soll hier nur dem Genusse der schönen Natur und seiner Familie leben, die, sowie er, von allen gerühmt wird. Es ist nicht zu leugnen: man lernt erst in diesen rohen Umgebungen des Krieges das Glück, unter gebildete Menschen zu kommen, recht würdigen; aber solche Erscheinungen sind doch nur vorübergehend, und ich wünschte, es ginge lieber morgen zum Kampfe, als daß ich noch länger in dieser unausstehlichen Ruhe fortleben sollte! — Daß ich das Land, welches das Ziel meiner Träume war, so betreten mußte, daß ich selbst mit roher, blutiger Hand den schönen Frieden vom heiligen Boden verjagen helfe, schmerzt mich tief. Ich hatte gehofft, in andern Verhältnissen diese Grenzen zu betreten. Doch ich bin ja jetzt Soldat, und Soldat aus eignem Entschluß, aus reiner Liebe und Kampflust, und solche Gefühle passen nicht für diesen Himmel, passen nicht für diese Natur, wo alles, selbst trotz dieser Stürme der Zeit, sich in solcher üppigen Fülle regt. — O, Du solltest es sehen, mein herrliches Welschland, wie es prangt und blüht! Wer hier einzöge an der Spitze einer siegenden Armee!

Villarosa, den 21. Juli.

Ich schreibe Dir aus Villarosa, aus diesem Paradiese der Natur. Freund, beneide mich, beneide mich um jede Stunde, die ich hier verleben darf! Welch ein Kreis edler Menschen! Du solltest Magdalenen sehen, die hohe, edle Gestalt mit den großen, schwarzen Augen und den üppigen, goldenen Locken; Du solltest die Harmonie ihrer Stimme hören, diese Anklänge eines höheren Lebens, ach, und Du vergäßest wie ich Krieg und Kriegsgeschrei! Die stille Schwermut, die zarten Spuren eines tiefen Schmerzes, die der Lieblichen wie ein Heiligenschein um das sanfte Antlitz wehen, und der Ausdruck der höchsten Liebe, der aus ihren Augen spricht, geben ihr etwas unendlich, unaussprechbar Reizendes. Ach, daß sich das Göttliche nicht beschreiben läßt, daß ich Dir nicht alle Gefühle nennen kann, die in

süßer Trunkenheit mein volles Herz bestürmen! Aber eben bemerk' ich, daß ich Dir eigentlich noch gar nichts Ordentliches geschrieben habe. Wisse also! Magdalene ist die Tochter des Grafen P....., dem Villarosa gehört. Man nahm mich hier so auf, wie es der älteste Freund nicht besser verlangen konnte, mit so viel Herzlichkeit und Güte, daß ich mein eignes Glück nicht begreife, Bruder, und jetzt leb' ich unter einem Dache mit ihr, bin fast immer in ihrer Nähe; ich akkompagniere sie auf der Guitarre, wenn sie ihre vaterländischen Kanzonen singt, diese süßen Lieder der Liebe und Wehmut; sie führt mich in den herrlichen Umgebungen der Villa herum und nimmt solchen herzlichen Anteil an meinem Entzücken über diese paradiesische Welt. Ach, sie ist ein Engel, ein Wesen von hoher, unendlicher Zartheit! Wie fühl' ich nicht all das Treiben meiner Seele verwandelt! Ich fühle mich besser; denn ihre Nähe veredelt mich; ich fühle mich selig; ich darf sie ja sehen! Ach, ich glücklicher Mensch!

Villarosa, den 23. Juli.

Gott sei gedankt! Noch hört man nichts vom Aufbruch. Hoffentlich bleiben sich die Armeen noch einige Wochen lang ganz ruhig gegenüberstehen, und ich darf meinen Himmel nicht verlassen. Nie hätt' ich geglaubt, daß mich die Liebe so ganz verändern würde. Sonst trieb mich eine ewige, glühende Sehnsucht in die nebelnde Ferne hinaus; all meine Lust lag in der Zukunft, und das Leben zog mit düstern Tönen gestaltlos an mir vorüber. Aber jetzt! Mein ganzes Streben hat sich gelichtet; in ihrer heiligen Nähe löst sich der wilde Sturm der Seele in süße Wehmut. Die Gegenwart umfaßt mich mit all ihren Wonnen, und vom Hauche der Liebe ertönen tief in mir die Saiten eines höheren Lebens.

Wie sie mich mit so viel Güte behandeln! Niemand läßt es mich fühlen, wie unangenehm, wie lästig ich in meinen jetzigen Verhältnissen sein muß. Was sind es für edle Menschen! Der Vater mit dem ruhigen Blick in den Stürmen der Zeit, mit der hohen, ernsten, Ehrfurcht fordernden Gestalt, und die Mutter, die nur im Kreise der Ihrigen lebt, und die alles da mit so inniger, hoher Liebe umfaßt! Ach! und Magdalene! Magdalene! Der hat nie gefühlt, was im Leben Heiliges und Göttliches ist, der nicht in ihrem Engelsauge das Aufglühen einer höheren Vollendung sah, der nicht vor dieser Reinen mit tiefer Seligkeit seine Kniee beugte.

Villarosa, den 25. Juli.

Sie hat einen Bruder, den sie außerordentlich liebt; er ist wegen eines Duells ausgetreten, und sie wissen kaum bestimmte Nachricht von seinem jetzigen Aufenthalt. Das ist die Ursache ihrer Schwermut; denn sie hängt an diesem Bruder mit einer Liebe, einer Zärtlichkeit, die ganz ihrem schönen Herzen eigen ist. Wie sie mir das mit all dem Ausdruck eines innigen, tiefen Schmerzes erzählte, wie ihr die Tränen in die Augen traten, ach! ich kann Dir nicht sagen, was mich diese Erzählung angegriffen hat. Es gibt wohl kein Verhältnis im ganzen menschlichen Leben, wo sich die Zartheit und Hoheit der Seele deutlicher aussprechen können als im Schmerz, und es ist unmöglich, daß es etwas Rührenderes und Begeisternderes gäbe als die schönen Tränen in den schönen Augen solch eines Mädchens. Ich sagte ihr das, und sie fühlte, daß ich ihr nicht bloß schmeicheln wollte. Sanft drückte sie mir die Hand, die ich in der Begeisterung ergriffen hatte, erhob sich schnell und sagte im Forteilen: „Ich glaube, Woldemar, Sie sind ein guter Mensch!“ Ach! Du kannst die Himmelstöne dieser Worte nicht ahnen. Lange stand ich und sah ihr starr nach. Dann zog mich's nieder, und ich mußte das Gras küssen, das sie im leichten Schweben berührte. — Du nennst mich ein Kind, Gustav? Ja, ich bin es wohl, aber ein glückliches. Des Abends lieg' ich so lange im Fenster, als ich bei ihr Licht bemerke; denn da sie auf dem rechten und ich auf dem linken Seitenflügel der Villa wohne, kann ich recht gut in ihr Zimmer sehen. So steh' ich oft stundenlang und sehe dem Flackern des Lichtes zu, bis es verlöscht. Dann ergreif' ich meine Guitarre, und meine Klänge verhallen sehnsuchtsvoll in der heitern Mondnacht, die unter Italiens Himmel wie der Geist des Ewigen göttlich still auf der Erde liegt. Kannst Du wohl die Seligkeit fassen, die mich dann in vollen Tönen umschwebt? Hast Du ein Ideal in Deiner Brust für diese Wonnen? Gustav, Gustav, wir hatten sie nie geahnt!

Villarosa, den 29. Juli.

O, daß ich nicht in Deine Arme fliegen kann, daß ich nicht an Deinem Bruderherzen weinen darf aus hoher, unendlicher Wonne, daß ich es allein tragen soll, dieses Übermaß glühender Freuden! Ach! mein armes Herz kann die Gewalt dieses Hochgefühles nicht fassen; es muß brechen. — Gustav! sie ist mein! Aus ihrem zitternden Munde bebte das Geständnis ihrer Liebe; sie lag an meiner

Brust, und brennend glühende Küsse durfte ich auf ihre Lippen drücken. — Wir saßen beide schweigend und in süßen Träumen versunken auf der Terrasse. Eben ging die Sonne hinter dem Berge unter, und in der Ferne zog eine Schar der unsrigen vorbei, und die scheidenden Strahlen vergoldeten noch die blinkenden Gewehre der Reiter. Da sprach's in mir wie Geisterstimme: „Du kehrst nicht heim!" und tiefe Schwermut ergriff mich. Magdalene bemerkte bald mein Gefühl und fragte mich teilnehmend, was mir sei. Ich nannte ihr meine Ahnung. „Würden Sie mir eine Träne weihen?" setzte ich hinzu und ergriff ihre Hand. Sie zitterte heftig und blickte mich schmerzlich mit Tränen im Auge an. Und ich hielt mich nicht länger; ich warf mich zu ihren Füßen nieder. „Magdalene!" rief ich, „ich vermag's nicht, zu schweigen; ich liebe Sie!" Da sank sie tief erschüttert in meine Arme, und unsre Lippen besiegelten den heiligen Bund. Und als wir uns endlich wiederfanden aus dem glühenden Taumel unsrer Seelen, wie fühlte ich mich jetzt! Schon lag die Dämmerung auf der Erde und wiegte die Welt in süßen Schlummer; aber mir glühte in der Brust ein ewiger Tag; der Morgen meiner Seligkeit war angebrochen. Ach, und wie anders war jetzt meine Magdalene! Sie stand verklärter vor mir; der Geist eines höhern Lebens schwebte um sie; der Ausdruck der beglückten Liebe floß um ihr Antlitz wie der Nimbus einer Heiligen. Erst war sie mir die vollendete Jungfrau; jetzt stand sie vor mir wie der Seraph einer bessern Welt; das Schüchterne, Mädchenhafte hat sich im Bewußtsein der ewigen Liebe zu einem heiligen Vertrauen auf die eigne Seelenkraft verwandelt.

Noch hab' ich nicht mit den Eltern gesprochen; aber ich hoffe, sie werden unser Glück nicht vernichten wollen. Sie hängen ja an Magdalenen mit einer solchen Zärtlichkeit, daß sie gewiß ihren Himmel nicht trüben werden. Gustav, wenn Du noch nie jene seligen Minuten gelebt hast, wo die Liebe zwei Herzen im glühenden Taumel dahinreißt und in die höchste Erdenseligkeit taucht, wenn Dir noch nie das Götterwort: „Ich liebe Dich!" von geliebten Lippen erklang, so kannst Du meine Wonne nicht ermessen, so kannst Du die Unendlichkeit des Gefühls nicht fassen, dieses Göttergefühls der beglückten Liebe.

Villarosa, den 1. August.

Teile meine Seligkeit mit mir, treuer Gustav! Sie ist mein, mein durch die Stimme ihres eigenen Herzens, mein durch das Wort

der Eltern. Sie haben nichts wider mich; sie nehmen mich, den Fremdling, in den schönen Kreis ihrer Liebe auf, die Edlen, die Trefflichen! Vereint sich nicht alles, meine schönsten Wünsche, noch ehe ich sie gewagt, zu erfüllen? Tritt nicht alles in diesem gewaltigen Sturm der Zeit freundlich zusammen, um den Frieden in meiner Brust ewig fest zu begründen?

Ich habe ihnen alle meine Verhältnisse entdeckt, wie ich nur aus leidiger Kampflust diesen Feldzug mitmache, wie ich nach Endigung desselben meinen Abschied nehmen, meine Güter in Böhmen verkaufen und nach meinem glücklichen Italien zurückkehren wolle, um dann nur Magdalenen und den schönen Pflichten der kindlichen Liebe zu leben; alles sagte ich ihnen, und sie fühlten, daß ich Magdalenen wenigstens nicht unglücklich machen würde. Ich mußte aber auf schnelle Entscheidung dringen, da ich alle Augenblicke Befehl zum Aufbruch erwartete; so gaben sie uns endlich ihren Segen, und die höchste Erdenseligkeit durchglühte vier glückliche Menschen. — Gustav, als mir der Vater Magdalenen zuführte, als er zu mir sprach: „Nimm sie hin, die Freude meines Lebens, und mache sie glücklich!", als sie mir in die Arme sank, und der Kuß des Bundes in der heiligen Nähe der Eltern auf unsern Lippen glühte, da verging ich fast in hoher, unendlicher Wonne; alle Engel des Himmels stiegen herab in meine Seele und zogen ein bezauberndes Eden zu mir nieder. Glühend schwelgte ich in der Fülle meiner Ideale, die jetzt in schöner Wirklichkeit in dem Kreise meines Lebens aufblühten. Gustav, dieser Seligkeit bin ich nicht gewachsen!

Villarosa.

Freund, welche paradiesische Tage verleb' ich jetzt in dem Kreise meiner Lieben! Vater und Mutter suchen alles auf, um ihre herzliche Liebe dem neuen Sohn zu beweisen, und Magdalene lebt nur für mich. Wir sind den ganzen Tag zusammen, und ich sehe, wie mein süßes Mädchen immer mehr und mehr Reize ihrer schönen, edlen Seele entwickelt. Von ihrer Musik hab' ich Dir schon erzählt; sie freut sich recht innig darauf, daß wir dann, wenn Bruder Camillo wiederkommt, unsre Übungen vollstimmig unternehmen können. Camillo soll einen schönen, kräftigen Tenor singen, und dann können wir schon manches Terzett besetzen. Ich bin recht begierig auf meinen Schwager. Sie hängen alle mit so großer Liebe an ihm, daß es jeden rühren muß, wenn sie an seine Abwesenheit erinnert werden,

und das ist kaum zu vermeiden; denn überall gibt es Berührungspunkte mit ihm, überall fehlt er ihnen; sie erzählen alle so gern von Camillo, und er mag recht brav sein. Ich denke mir ihn als einen wackern Jungen voll Geist, Willen und Kraft, stark an Körper und Seele, ein jugendlich stolzer Athlet.

Außer daß Magdalene singt und spielt, zeichnet sie auch herrlich. Es macht ihr unendliche Freude, Skizzen historischer Gemälde zu entwerfen, und sie hat in dem Mechanischen dabei schon eine bedeutende Fertigkeit erlangt. Vor kurzem hat sie eben die Scene, wo Horatia ihren Bruder als Sieger und Mörder ihres Geliebten erblickt, gezeichnet. Der Ausdruck des Mädchengesichts, wo der Kampf der innigsten Gefühle so deutlich sich ausspricht, ist ihr ganz herrlich gelungen. Mich hat die Zeichnung innig bewegt, und die einfachen Formen haben einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Du hättest sie hören sollen, wie sie so schön über die Skizze sprach und sich so deutlich in Horatiens Lage hineindenken konnte! Sie klagt nicht den Mörder ihres Vermählten, sie klagt das eiserne Schicksal an; denn ihr Bruder mußte als Römer siegen, und nicht Horatius, nein, Rom stieß das Schwert in die geliebte Brust. — Jetzt arbeitet Magdalene aus dem Gedächtnis an dem Bilde ihres Bruders für mich. Die Eltern sagen, es würde unendlich ähnlich; so lebendig trägt sie die Erinnerung an ihn in ihrer Seele; ich soll es nicht eher, als wenn es vollendet ist, zu sehen bekommen. — Gustav, welch eine ewige Kette von schönen, himmlischen Freuden und Liebesfesten wird meine Zukunft sein! Wie wird mein süßes, liebliches Mädchen mit all ihren schönen Talenten unsern freundlichen Kreis verherrlichen! Tage werd' ich leben, die ich mit keinen Schätzen der Welt vertauschen möchte! — Es ist doch ein seliges Gefühl, wenn aus den Stürmen des Meeres das Schiff mit vollen Segeln in den sicheren Hafen treibt, wenn man mit der Ahnung der höchsten Erdenseligkeit dem schönen Morgenrot der Liebe entgegenfliegt. — Gustav, mein Tag ist angebrochen!

Villarosa, den 4. August.

Was ich längst fürchtete, ist geschehn. Ich muß mich trennen; ich muß meine süße Magdalene verlassen. Heute früh erhielt ich Befehl, mich morgen mit Tagesanbruch zwei Stunden weit zurückzuziehen; der Feind soll näher rücken, und man will ihn wahrscheinlich in einer vorteilhaftern Stellung auf den Höhen von C..... er-

warten. Ach! der ganze Krieg, an dem ich sonst so voll Begeistrung hing, ist mir jetzt fast unausstehlich. Der Gedanke, ich könnte Magdalenen verlieren, macht mich in dem Tiefsten meiner Seele schaudern, und eine finstre Ahnung webt sich in meine Träume. Wenn es nur vorwärts ging'! Aber rückwärts, wo ich dann Villarosa und alles, was mir auf Erden das Teuerste ist, in feindlicher Gewalt weiß, das könnte mich rasend machen! — Ich bin keine von den starken Seelen, die alles ertragen können; wagen kann ich alles; aber mein Ziel nur durch Dulden zu erreichen, dazu fehlt mir die Kraft. Wie verhaßt wird mir jeder Augenblick sein, wo ich mein süßes, holdes Mädchen nicht sehen, nicht an das stürmische Herz drücken darf! — Ach! ich bin der alte Woldemar nicht mehr. Kaum fühl' ich Mut in mir, des Abschiedes Qualen zu ertragen. Vor diesem Gefühl des Schmerzes fällt das stolze Bewußtsein der Manneskraft.

Riccardino, den 7. August.

Laß mich schweigen, Gustav, von der Stunde der Trennung, laß mich schweigen von Magdalenens Tränen, von meiner Qual, von ihren letzten Küssen! — Ich folgte meiner Order und stehe nun seit drei Tagen in Riccardino. Es war für mich ein süßer Trost, daß ich aus dem einen Fenster meines neuen Quartiers mein geliebtes Villarosa sehen kann, wo meine Geliebten hausen. An diesem Fenster lieg' ich unaufhörlich und schaue hinüber, und die unendliche Sehnsucht möchte mir fast die Brust zersprengen. Ist mir doch alles so schal, so leer um mich; selbst das laute Getümmel des Krieges — denn es wird lebendig um uns, und mehrere Regimenter liegen hier beisammen — bleibt ohne Bedeutung für mich. Jetzt hab' ich nur ein Gefühl, aber ein glühendes, gewaltiges, das alle Schranken mutig brechen könnte. — Magdalene, wie unendlich ist meine Liebe! Ich begreife nicht, wie ich leben mag ohne dich.

Zwei Stunden später.

Gustav, es tobt fürchterlich in mir; meine finstere Ahnung geht in Erfüllung. — Der General ließ uns versammeln und rief die Freiwilligen zum Sturm auf Villarosa auf. Die Feinde haben es besetzt und scheinen sich auf der Höhe befestigen zu wollen. Daß ich der erste war, der hervortrat, begreifst Du. — Ich soll meine Magdalene aus der Gewalt der Feinde befrein: welch ein Göttergefühl für mich! Aber ich soll morden lassen auf jenen friedlichen Fluren und soll jene schöne Welt zerstören helfen, an der sie mit so inniger Liebe

hängt! Kann ich das? darf ich das? — O Kampf der Pflicht! — Doch auf jeden Fall muß ich das Wagstück unternehmen; so kann ich um so leichter helfen. Es wird scharf hergehn. Der Feind soll nicht unbedeutend stark sein, und mein Häufchen ist klein; denn es bedarf der Wackern überall, und der General kann nur wenige entbehren, da sie stündlich großen Ereignissen entgegensehn. — Schütze mich Gott! Pflicht und Liebe rufen mich; blutig soll ich mir mein Glück erkaufen.

So weit Woldemars Briefe. In einer fürchterlichen Stimmung zog er bald mit seinen wackern Schützen nach Villarosa hinauf. Schon von fern sahen sie die feindlichen Posten, und ehe noch Woldemar, wie es sein Plan war, auf ihm wohlbekannten Wegen durch das Zypressenwäldchen unbemerkt in die Nähe des Schlosses kommen konnte, rückte ihm das feindliche Korps, das ihn entweder schon beobachtet hatte, oder dem sein Anschlag verraten war, mutig entgegen. Der Kampf begann, und bald kam es zum Handgemenge; denn Woldemars Schützen, als wüßten sie, daß sie ihrem Hauptmann die Braut erkämpfen sollten, drangen fürchterlich auf die Feinde ein. Am wütendsten focht der französische Offizier, ein Jüngling von hoher, edler Gestalt; mehrmals begegneten sich Woldemar und er im Gefechte; aber immer wurden sie wieder getrennt. Endlich konnten die Feinde dem heftigen Andringen der wackern Schützen nicht länger widerstehen; sie warfen sich ins Schloß, und jener Offizier verteidigte den Eingang mit wütender Verzweiflung, als gält' es die höchsten Güter seines Lebens. Da stürzte zuletzt Woldemar sich mit aller Gewalt auf ihn; er mußte weichen; die Schützen drangen in die Villa, und Woldemar verfolgte seinen hartnäckigen Gegner von Zimmer zu Zimmer, wo in jedem ein neuer Kampf begann. Woldemar rief ihm zu, sich zu ergeben, aber vergebens; statt der Antwort focht jener um so wütender. Schon bluteten beide aus mehreren Wunden; da war's Woldemar, als höre er Magdalenens Stimme in der Nähe; er raffte seine letzten Kräfte zusammen, und sein Gegner sank, von seinem Degen durchbohrt, zu Boden. In diesem Augenblicke stürzte Magdalene mit ihrem Vater laut schreiend ins Zimmer, und mit dem Ausruf: „Bruder! unglücklicher Bruder!" sank sie leblos neben dem Gefallnen nieder. Da durchbebte Woldemarn die fürchterlichste Verzweiflung; er stand wie vernichtet, von dem Blutgedanken des Brudermordes zermalmt. Endlich erholte sich Magdalene durch die Hilfe der herbeieilenden

Leute; ihr erster Blick fiel auf Woldemar, fiel auf den blutigen Degen, und sie sank aufs neue leblos auf die Bruderleiche. Man trug sie fort, und der Vater, der bis dahin in totenähnlicher Erstarrung dagestanden hatte, folgte schweigend. Woldemar blieb allein mit dem fürchterlichsten Gedanken, das Glück der Edelsten, die er gekannt, vernichtet zu haben. Er hörte es nicht, als man ihm die Nachricht brachte, die übrigen Feinde wären teils geblieben, teils gefangen; er hatte nichts als das eine zermalmende Gefühl und überließ sich seinem Schmerz, seiner Verzweiflung. — Endlich erschien der Graf; er hatte sich gesammelt und bot still dem Mörder seines Sohnes die Hand. Da sank Woldemar, vom Gefühl überwältigt, zu seinen Füßen nieder und benetzte seine Hand mit Tränen. Aber der edle Greis zog ihn an seine Brust, und beide weinten laut, und ihre Männerherzen brachen in großem, unendlichem Schmerz. Als sich endlich der Graf wieder gefaßt hatte, erzählte er Woldemar, wie sein Sohn Camillo unter der französischen Armee, nachdem er wegen des Duells austreten mußte, Dienste genommen und vor einigen Tagen sie überrascht habe. Er erwähnte auch, wie Magdalene ihrem geliebten Bruder von ihrem Woldemar erzählt habe, und wie sich jener gefreut, den Freund seiner Schwester kennen zu lernen und zu lieben. Wie zerriß das Woldemars Herz! Er raste fürchterlich, und der Graf mußte ihm den Degen aus der Hand winden, mit dem er seinen Schmerz enden wollte. Aber jetzt wurden beide auf das ängstliche Hin- und Herlaufen aufmerksam, und sie ahnten mit Recht ein neues Unglück. Ach! Magdalene, deren zarten Nervenbau diese fürchterliche Scene zu heftig angegriffen hatte, lag im Sterben. Da stieg Woldemars Verzweiflung aufs höchste; er beschwor den Grafen, nur noch einmal müsse er Magdalenen sehn, wenn er nicht sich und das Schicksal aus tiefer Seele verfluchen solle; er warf sich zu seinen Füßen nieder, und tief erschüttert ging der gebeugte Vater hinweg, dem Unglücklichen nicht die letzte Gunst zu versagen. Magdalene, deren Herz noch zwischen Liebe und Abscheu kämpfte, war schwer zu bereden, den Mörder ihres Bruders wiederzusehn; aber ihre schöne Seele, der Verklärung so nahe, überwand den unendlichen Schmerz, und es siegte die unendliche Liebe. Über jenes Wiedersehn fand sich noch bei Woldemar das Fragment eines Briefes an Gustav. Hier ist es:

Gustav, ich bin vernichtet! Das Glück dreier Engel hab' ich gemordet; Blutschuld liegt schwer auf mir, und Verzweiflung tobt in

meinen Adern. Gustav, verfluche mich! Fürchterlich stürmen in mir die Bilder der vergangnen Zeit; sie werden mich noch rasend machen; wahnsinnig bin ich schon. Noch einmal hab' ich sie gesehn, diese Heilige, deren Himmel ich zertrümmert habe; noch einmal blickte sie mich mit all dem Ausdruck der alten Liebe an und rief sanft: „Woldemar, ich vergebe dir!" Das zerknirschte mich tief. Ich sank zu ihren Füßen nieder; da erhob sie sich mit der letzten Kraft, um mich an ihre treue Brust zu ziehen, und sank tot in meine Arme. — Gustav! Gustav! Es reißt mich ihr nach; ihr nach stürzt mich meine Verzweiflung. Sie hat mir vergeben, das holde, himmlische Wesen; aber ich — vergebe mir nicht, ich muß mich opfern; nur durch Blut, durch mein Blut nur kann ich die Schuld von meinem Herzen wälzen. — Leb' wohl! Ich darf mit meinem Schicksal nicht rechten; ich habe meine Freuden selbst gemordet. Leb' wohl, Du treue Bruderseele! Gott ist barmherzig; er wird mich sterben lassen.

Sein letzter Wunsch wurde ihm gewährt. Jenes kleine Gefecht war das Vorspiel einer entscheidenden Schlacht gewesen, und der Tag darauf sah die beiden Heere im fürchterlichen Kampfgetümmel. Woldemar focht wie ein Verzweifelnder; er stürzte sich tief in die feindlichen Scharen, suchte den Tod und fand ihn. Von unzähligen Bajonettstichen durchbohrt, sank er im Getümmel der Schlacht, und sein letztes Wort war „Magdalene!" — Alle, die ihn gekannt, beweinten in ihm einen treuen Freund, einen wackern Kampfgenossen und einen edlen Menschen. Er wurde im Familienbegräbnisse zu Villarosa neben Magdalenen beigesetzt. Ruhe sei mit seiner Asche!

Die Harfe.

Ein Beitrag zum Geisterglauben.

Der Sekretär lebte mit seinem jungen Weibchen noch in den Frühlingstagen der Flitterzeit. Nicht Rücksichten, nicht vorübergehende Neigung hatte sie vereinigt; nein, glühende und durch lange Zeit geprüfte Liebe war das Siegel ihres Bundes gewesen. Früh schon hatten sie sich kennen gelernt; aber Sellners verschobne Anstellung zwang sie, die Vermählung immer weiter hinauszusetzen. — Endlich erhielt Sellner sein Patent, und den Sonntag darauf führte er sein treues Mädchen als Frau in die neue Wohnung ein. Nach

den langen, zwangvollen Tagen der Begrüßungen und Familienfeste konnten sie endlich die schönen Abende, von keinem dritten gestört, in traulicher Einsamkeit genießen. Pläne zum künftigen Leben, Sellners Flöte und Josephens Harfe füllten die Stunden aus, die nur zu kurz den Liebenden verschwanden, und der tiefe Einklang in ihren Tönen war ihnen eine freundliche Vorbedeutung künftiger Tage. Eines Abends hatten sie sich schon lange mit ihrer Musik erfreut, als Josephe anfing über Kopfweh zu klagen. Sie hatte einen Anfall am Morgen dem besorgten Gatten verschwiegen, und ein erst wohl unbedeutendes Fieber war durch die Begeisterung der Musik und durch die Anstrengung der Sinne um so mehr gewachsen, da sie von Jugend auf an schwachen Nerven litt. Sie verbarg es ihrem Manne nicht länger, und ängstlich schickte Sellner nach einem Arzte. Er kam, behandelte aber die Sache als Kleinigkeit und versprach für morgen gänzliche Besserung. Aber nach einer äußerst unruhigen Nacht, wo sie unaufhörlich phantasierte, fand der Arzt die arme Josephe in einem Zustande, der alle Symptome eines bedeutenden Nervenfiebers hatte. Er wendete alle Mittel an; doch Josephe verschlimmerte sich täglich. Sellner war außer sich. Am neunten Tage fühlte Josephe selbst, daß ihr schwacher Nervenbau diese Krankheit nicht länger ertragen würde; der Arzt hatte es Sellnern schon früher gesagt. Sie ahnte, ihre letzte Stunde sei gekommen, und mit ruhiger Ergebung erwartete sie ihr Schicksal. „Lieber Eduard!“ sprach sie zu ihrem Manne, indem sie ihn zum letztenmal an die Brust zog, „mit tiefer Wehmut scheide ich von dieser schönen Erde, wo ich dich und hohe Seligkeit an deinem Herzen fand; aber darf ich auch nicht länger in deinen Armen glücklich sein, so soll dich doch Josephens Liebe als treuer Genius umschweben, bis wir uns oben wiedersehn!“ Als sie dies gesprochen hatte, sank sie zurück und schlummerte sanft hinüber. Es war um die neunte Stunde des Abends. — Was Sellner litt, war unaussprechlich; er kämpfte lange mit dem Leben; der Schmerz hatte auch seine Gesundheit zerstört, und wenn er auch nach wochenlangem Krankenlager wieder aufstand, so war doch keine Jugendkraft mehr in seinen Gliedern; er versank in ein dumpfes Hinbrüten und verwelkte augenscheinlich. Tiefe Schwermut war an die Stelle der Verzweiflung getreten, und ein stiller Schmerz heiligte alle Erinnerungen an die Geliebte. Er hatte Josephens Zimmer in demselben Zustande gelassen, wie es vor ihrem Tode war. Auf dem Nähtisch lag noch Arbeitszeug, und die Harfe stand ruhig und un-

angetastet in der Ecke. Alle Abende wallfahrtete Sellner in dieses Heiligtum seiner Liebe, nahm seine Flöte mit hinüber, lehnte sich, wie in den Zeiten seines Glückes, ans Fenster und hauchte in die traurigen Töne seine Sehnsucht nach dem geliebten Schatten. — Einst stand er so in seinen Phantasien verloren in Josephens Zimmer. Eine helle Mondnacht wehte ihn aus den offnen Fenstern an, und vom nahen Schloßturm rief der Wächter die neunte Stunde ab; da klang auf einmal die Harfe zu seinen Tönen, wie von leisem Geisterhauch berührt. Wunderbar überrascht ließ er seine Flöte schweigen, und mit ihr verstummte auch der Harfenklang. Er fing nun mit tiefem Beben Josephens Lieblingslied an, und immer lauter und kräftiger tönten die Saiten seinen Melodien, und im höchsten Einklang verwebten sich die Töne. Da sank er in freudigem Schauer auf die Erde und breitete die Arme aus, den geliebten Schatten zu umfangen, und plötzlich fühlte er sich wie von warmer Frühlingsluft angehaucht, und ein blasses, schimmerndes Licht flog an ihm vorüber. Glühend begeistert rief er: „Ich erkenne dich, heiliger Schatten meiner vollendeten Josephe. Du versprachst, mit deiner Liebe mich zu umschweben; du hast Wort gehalten; ich fühle den Hauch, die Küsse auf meinen Lippen; ich fühle mich von deiner Verklärung umarmt.“ In tiefer Seligkeit ergriff er die Flöte von neuem, und die Harfe tönte wieder, aber immer leiser, immer leiser, bis sich ihr Flüstern in langen Akkorden auflöste. — Sellners ganze Lebenskraft war gewaltig aufgeregt durch die Geisterbegrüßung dieses Abends; unruhig warf er sich aufs Lager, und in allen seinen erhitzten Träumen rief ihn das Flüstern der Harfe. Spät und ermattet von den Phantasien der Nacht erwachte er, fühlte sein ganzes Wesen wunderbar ergriffen, und eine Stimmung ward lebendig in ihm, die ihm Ahnung einer baldigen Auflösung war und auf den Sieg der Seele über den Körper hindeutete. Mit unendlicher Sehnsucht erwartete er den Abend und brachte ihn mit gläubiger Hoffnung in Josephens Zimmer zu. Es war ihm schon gelungen, sich durch seine Flöte in stille Träume zu wiegen, als die neunte Stunde schlug, und kaum hatte der letzte Glockenschlag ausgezittert, so begann die Harfe wieder leise zu tönen, bis sie endlich in vollen Akkorden bebte. Wie seine Flöte schwieg, verstummten die Geistertöne; das blasse, schimmernde Licht flog auch heute an ihm vorüber, und in seiner Seligkeit konnte er nichts hervorbringen als die Worte: „Josephe! Josephe! nimm mich an deine treue Brust!“ — Auch diesmal nahm die

Harfe mit leisen Tönen Abschied, bis sich ihr Flüstern wieder in langen, zitternden Akkorden verlor. — Von dem Ereignis des Abends noch gewaltiger angegriffen als das erste Mal, wankte Sellner in sein Zimmer zurück. Sein treuer Diener erschrak über das Aussehen seines Herrn und eilte trotz des Verbotes zu dem Arzte, der zugleich Sellners alter Freund war. Dieser fand ihn im heftigsten Fieberanfall, mit den nämlichen Symptomen wie damals bei Josephen, aber um vieles stärker. Das Fieber vermehrte sich die Nacht hindurch bedeutend, während er unaufhörlich von Josephen und der Harfe phantasierte. Am Morgen ward er ruhiger; denn der Kampf war vorüber, und er fühlte seine nahe Auflösung immer deutlicher, obgleich der Arzt nichts davon wissen wollte. Der Kranke entdeckte dem Freunde, was die beiden Abende vorgefallen war, und keine Einrede des kalt verständigen Mannes konnte ihn von seiner Meinung abbringen. Wie der Abend herankam, ward er immer matter und bat zuletzt mit zitternder Stimme, man möge ihn in Josephens Zimmer bringen. Es geschah. Mit unendlicher Heiterkeit blickte er umher, begrüßte noch jede schöne Erinnerung mit stillen Tränen und sprach gefaßt, aber fest überzeugt, von der neunten Stunde als der Zeit seines Todes. Der entscheidende Augenblick nahte heran; er ließ alle hinausgehen, nachdem er ihnen lebewohl gesagt, bis auf den Arzt, der durchaus beim Bleiben verharrte. Da rief die neunte Stunde endlich dumpf vom Schloßturme nieder, und Sellners Gesicht verklärte sich; eine tiefe Bewegung glühte noch einmal auf dem blassen Antlitze. „Josephe!“ rief er, wie von Gott ergriffen. „Josephe! begrüße mich noch einmal beim Scheiden, daß ich dich nahe weiß und den Tod mit deiner Liebe überwinde!“ Da klangen die Saiten der Harfe wunderbar in lauten, herrlichen Akkorden wie Siegeslieder, und um den Sterbenden wehte ein schimmerndes Licht. „Ich komme, ich komme!“ rief er, sank zurück und kämpfte mit dem Leben. Immer leiser und leiser klangen die Harfentöne; da warf die letzte Körperkraft Sellnern noch einmal gewaltig auf, und als er vollendete, sprangen auf einmal die Saiten der Harfe, wie von Geisterhand zerrissen. — Der Arzt bebte heftig zusammen, drückte dem Verklärten, der nun trotz des Kampfes wie im leisen Schlummer dalag, die Augen zu und verließ in tiefer Bewegung das Haus. Lange konnte er das Andenken dieser Stunde nicht aus seinem Herzen bringen, und tiefes Stillschweigen ließ er über die letzten Augenblicke seines Freundes walten, bis er endlich in einer freieren Stimmung

einigen Freunden die Begebenheiten jenes Abends mitteilte und zugleich die Harfe zeigte, die er sich als Vermächtnis des Verstorbenen zugeeignet hatte.

Die Reise nach Schandau.

Eine Erzählung in Briefen. 1810.

Lichtenfels an Willmar.

Schandau, den 1. Juni.

Ich versprach, Liebster, bald Nachricht von mir zu geben. Kaum bin ich vierundzwanzig Stunden von Dir entfernt, und schon erfülle ich meine Zusage. Du mußt gestehen, das heißt pünktlich sein. Diese Tugend der Solidität kommt aber mir als baldigem Ehemanne von Rechts wegen zu; deswegen will ich weiter kein Lobens davon machen. Ich glaube, es gibt im ganzen menschlichen Leben keinen gewagteren und weiteren Sprung als mitten aus dem freien, fröhlichen Studentenleben heraus in das Staatsgefängnis der Ehe. Dieser Salto mortale soll manchem schon den Hals gebrochen haben; ich hoffe aber, ich werde glücklich sein. Frisch gewagt ist halb gewonnen. — Du bewunderst, wie Du mir so oft gesagt hast, meinen leichten Sinn bei diesem wichtigen Schritte, der, wie Du Dich ausdrückst, das Glück meiner Zukunft bestimmen muß. Ich begreife nicht, wie ich anders sein sollte. Du weißt ja, wie es Familienverhältnisse durchaus verlangen, daß ich die junge Gräfin Stellnitz heiraten muß, wenn ich nicht eine bedeutende Erbschaft einbüßen will, die mir nur unter dieser Bedingung zufällt. Die Herren Väter haben die Sache abgemacht, und der meinige hat mir vor kurzem erst alle meine lustigen Burschenstreiche, mit Einschluß einiger tausend Tälerchen Schulden, vergeben, ohne eine saure Miene zu machen; ich kann ihm also diesen Gefallen wieder tun. Übrigens soll ja meine Braut ein Engel sein, wie sich mein Vater ausdrückt, sittsam, fromm, gebildet, liebenswürdig und notabene reich; kurz, wenn ich seinen Beschreibungen trauen darf, so erwartet mich ein paradiesisch Leben. Daß ich mir meine Zukunft nicht mit den zauberischen Farben einer glühenden Leidenschaft ausmale, glaubst Du mir wohl. Ich lasse es nun so über mich ergehen. Bis jetzt hab' ich die Liebe nie für etwas anderes als für eine momentane Belustigung angesehen. Was man mir von ewiger Treue, von häuslicher Glückseligkeit usw. erzählt hat, habe ich nur für schöne Träume gehalten. Die Liebe, die das Herz

mit ewiger Sehnsucht füllen soll, fühlt' ich noch nie, und ich bin überzeugt, daß mich weibliche Reize nicht so leicht aus der schönen Ruhe bringen und mir die fröhliche, leichte Ansicht, die ich der Welt abgewonnen habe, rauben können. Doch still davon! Laß Dir nun erzählen, wie ich hierher gekommen bin! Du weißt es, wie mein Vater die romantische Idee hat, mich meiner Braut erst in Schandau, in dieser schönen, kräftigen Natur, vorzustellen, um der Sache etwas erhöhtes Interesse zu geben, und wie sie in etwa drei Tagen hier ankommen wird. Ich bin nun vorausgereist, um noch einmal die ganze Freiheit meines Wesens austoben zu lassen, ehe ich mich in die Rosenfesseln des ehelichen Joches schmiegen muß. Hier, wo ich schon so oft der glücklichen, fröhlichen Stunden manche verlebte, will ich mich an die herrliche Zeit der vergangenen Tage erinnern und so in mir eine Stimmung zu erwecken suchen, die meiner frommen Braut gefallen soll. — Ich leugne nicht, ich bin doch erschrecklich neugierig, wie sie nur aussehen mag. Da ich ihr nie habe schreiben dürfen, weil mein Vater sich den größten Spaß von unserm hiesigen Zusammentreffen denkt, so weiß ich platterdings gar nichts von ihr, nicht einmal ihren Vornamen. Das ist doch ein wenig zu toll von meinem Alten. Er ist seiner Sache so gewiß, daß wir beide uns behagen müssen, daß er sich's gar nicht anders denken kann. — Nun, Gott gebe nur, daß sein künstlich angelegtes Freuden- und Liebesfest nicht ein schlimmes Ende nehme! — Du hast mich gebeten, ich soll Dir eine Schilderung meines Wegs und der hiesigen Natur geben. Herzensfreund, das erlaß mir! Erstens hab' ich jetzt viel zu wenig Ruhe in mir; denn der Gedanke, einer Braut entgegenzureisen, hat mich doch mehr bewegt, als ich mir selber gestehen mag, und zweitens müssen solche Beschreibungen für den, der nicht selbst sah und an Ort und Stelle war, immer kalt und tot und nichtsbedeutend bleiben, und Du bist ja bis jetzt samt Deiner lieblichen Marie noch nicht aus den engen Stadtmauern herauszubringen gewesen. Was hilft es Dir also, wenn ich Dir sage, wie die beiden Riesen, der Lilien- und der Königstein, am Eingange Wache halten, wenn man zum Allerheiligsten dieser erhabenen Natur eindringen will, und wie sie sich gleich den Säulen des Herkules drohend gegenüberstehn? Hast Du dann einen Begriff von diesem herzbegeisternden Anblick? Nein, nein; komm nur bald und siehe selbst, und Du fühlst wie ich, daß so etwas bei der kräftigsten Schilderung dennoch verlieren muß. Solche Malereien erfreuen vielleicht manchen, wenn er selbst da war

und an jene toten Worte seine Freuden und seine Entzückungen anknüpfen kann, und so kann er in der Erinnerung noch einmal alle Lust der eigenen Reise genießen; aber jedem andern muß das Bild bedeutungslos erscheinen. Ich halt' es fürs vernünftigste, wenn man an solchen Kraft- und Prachtplätzen der Natur nur seine Empfindung so individuell als möglich ausspricht. Das wird jeden erfreuen. Ich kann mir viel leichter aus der Stimmung, in die ein Mensch beim Anblick einer Naturschönheit versetzt wird, den Charakter derselben versinnlichen als durch jene Schilderungen, die kaum an Deutlichkeit und treuer Darstellung den Schattenrissen gleichkommen. Doch ich komme ja wider Willen ins Reflektieren. Es ist schon ziemlich spät, und meine Augenlider erinnern mich, daß ich heut' schon eine ziemliche Fußtour gemacht habe. Grüße Dein liebes, holdes Weib und schreibe mir bald!

Isidore an Josephinen.

Tetschen, den 1. Juli.

Schon schläft alles, liebe Josephine; nur Deine Isidore ist noch wach und eilt, Dir die versprochene Nachricht von ihrer Reise zu geben. Im Geiste bin ich bei Dir und erzähl' es Dir mündlich. Wir sitzen in unserer lieben Zelle, Du an dem großen Bogenfenster und ich am Kamine; die Kerze ist niedergebrannt, und der Mond blickt so freundlich durch die gemalten Scheiben. Mir ist's, als hört' ich die Linden vor dem Fenster rauschen; ist's doch jetzt um mich so still, wie in meinem lieben, lieben Kloster, das ich so ungern verließ, um dem Sturm der Welt entgegenzugehn. — Ach, und welchen Verhältnissen geh' ich entgegen! Ich weiß nicht, wo ich, in klösterlicher Einfalt und Demut erzogen, den Mut hernehme, den Gedanken an die Zukunft zu ertragen. Sonst, wenn wir traulich beisammen saßen, und ich die künftigen Zeiten erwähnte, da malten wir uns so froh, so glücklich ein häusliches Leben, und ich gewöhnte mich an den Gedanken, daß meine Hand schon früh meinem Vetter bestimmt sei. Wir schmückten meinen Unbekannten mit allem, was unsre Phantasie nur Schönes bildete, und er war der Punkt, um welchen sich alle unsre Träume bewegten. Und jetzt soll ich nun dem Augenblick entgegengehen, der alle meine schönen Hoffnungen zertrümmern soll? Ach! ich fühl's: wie ich mir ihn träumte, kann er nicht sein, und wenn er anders ist, bin ich unglücklich. Mein Vater hat mir viel Gutes von ihm erzählt; aber will mich mein Vater nicht bloß beruhigen? Er glaubt vielleicht, weil ich noch nie

in Männergesellschaft war, so muß jede einen tiefen Eindruck auf mich machen. Ach! er irrt. In unsrer klösterlichen Stille haben wir uns unsre Ideale wohl zu kühn aufgestellt; kein Mann wird sie erreichen. So wird vielleicht mein ganzes geträumtes Erdenglück zerstört, und mir bleibt nur der Trost, den Willen meines gütigen Vaters treu befolgt zu haben. Den ganzen Tag über hab' ich mir schon Zwang angetan, daß er nicht merke, wie es in meiner Brust wogt; es würde ihn betrüben, und das bräche mir das Herz. Ach, wie gut, daß ich noch einige Tage in dieser schönen Natur umherstreifen darf, ehe mein Bräutigam kommt! Vielleicht find' ich die Ruhe wieder, die mich beim Abschied von meinem geliebten Kloster verließ. — Arme Isidore! das Bewußtsein, die kindliche Pflicht erfüllt zu haben, kann dir das alle Erdenseligkeit ersetzen? — Ach! ich fühl' es so lebhaft, ich bin diesen Stürmen nicht gewachsen, ich bin zu weich; nur das Kloster ist der Kreis, wo ich leben und wirken mag. — Heute früh verließen wir Teplitz; der Vater ließ dort alles zurück außer einem Bedienten, um ungebundener der schönen Natur leben zu können. Wir fuhren nach Außig, wo mich der Anblick der Elbe wunderbar überraschte. Von hier ließen wir uns überfahren und gingen dann auf den Schreckenstein zu, eine alte Ruine, die auf steilen Felswänden das ganze Tal beherrscht. Du glaubst nicht, welchen Eindruck es auf mich machte, als ich oben im verfallnen Rittersaale saß! Tief unter mir rauschte die Welle, und mein Blick flog dem Strome nach, der, von hohen Steinwänden umschlossen, so ruhig, so groß dahinfloß. Ich mußte weinen. Mir war's so wehmütig und doch so selig im Herzen. Sonst konnte mich solch ein Anblick so kindlich froh machen, und jetzt — ach Josephine! Deine Isidore hat sich sehr verändert. — Als wir wieder hinabgestiegen waren, kam unser Schiff auf uns zu. Wir setzten uns ein, und nun trugen uns die Wellen still und sanft hinunter. Jetzt verschwand uns der Schreckenstein mit seinen schönen Türmen; bald ward das Tal weiter, und kleine Dörfer standen an den freundlichen Ufern; bald schloß es sich enger zusammen, und wir schienen von Felsen umringt zu sein. So wechselte es mit ewig neuen Reizen. Wir hielten unsern Mittag auf der Gondel, und das Ungewohnte und so höchst Liebliche einer längern Wasserfahrt versetzte mich bald in eine frohe Stimmung. Endlich gewahrten wir die Türme des Tetschener Schlosses; wir kamen näher, und es stand in seiner ganzen Pracht vor uns. Auf einem hohen Felsen ragt es über die Stadt

empor, die man vorher gar nicht gewahr wird. Es war ein köstlicher Anblick, als unser Schiff um eine Felsenecke herumbog, und nun all die Schönheit so offen vor uns lag. Als wir ausgestiegen waren, gingen wir aufs Schloß hinauf, von wo man eine himmlische Aussicht ins Land hinein hat. Was mich am meisten ergriff, war der Anblick des Rosenberges. Es ist in seiner Form und seinem Kolorit so was Herzliches, Treues, Blühendes, daß ich mich ungern von ihm trennte. Der Schloßgarten ist recht zierlich und anständig angelegt; am meisten aber behagte mir darin ein Pavillon, an dem unten die Elbe vorbeirauscht. Es war ein buntes, munteres Treiben und Leben an dem Ufer; mehrere Schiffe lagen vor Anker, und wir alle saßen mit Vergnügen unter dem freundlichen Dache, bis endlich die Tante an die kühle Abendluft erinnerte, und wir zurückzugehen gezwungen waren. — Das Wirtshaus, wo wir sind, ist ganz abscheulich schmutzig; es war mir schwer, meinen Ekel vor meinem Vater zu verbergen, der alles tat, mir das Stübchen so erträglich zu machen als möglich. — Ach, wie war es so ganz anders in unsrer lieben Zelle! Ich habe heute wohl tausendmal an mein stilles Kloster und an meine teure Josephine gedacht. — Doch jetzt leb wohl! Sonst schilt die Tante, daß ich mir die Augen mit dem späten Schreiben verderbe. Tausend Küsse für Dich, liebe, liebe Josephine! Morgen erzähl' ich Dir wieder.

Lichtenfels an Willmar.

Den 2. Juli.

Guter Willmar, beneide mich immer um den heutigen Tag, in dieser romantischen Natur so romantisch verlebt! — Ein liebliches Abenteuer ist mir begegnet. Ganz wunderlich ist mir zu Mute, ich habe alles mit einem neuen Interesse gesehen und tiefer gefühlt. In welche höhere Stimmung mich diese romantischen Erscheinungen so plötzlich versetzt haben! Doch laß Dir erzählen! — Im Gasthofe auf dem Markte, wo ich meine Residenz aufgeschlagen habe, ißt man ziemlich gut, und das mochte wohl der Grund sein, warum ich erst sehr spät aufwachte. Meinen Plan, über den Kuhstall nach dem Winterberg und dem Prebischtor zu gehen, mußte ich also aufgeben, und mir blieb nichts andres übrig, als von hier gerade auf den Winterberg und dann aufs Prebischtor zu wandern. Zu dieser Tour war noch Zeit genug da; ich ging also erst in das recht anständig eingerichtete Badehaus, das eine Viertelstunde hinter der Stadt in

dem köstlichen Kirnitzschtale liegt, stärkte mich in den heilbringenden Wellen und ließ mir einige Tassen Kaffee ganz vortrefflich schmecken. So vorbereitet wanderte ich mit meinem Boten am Ufer der Elbe hinauf nach Schmilke und bestieg den Winterberg. Nichts von seiner himmlischen Aussicht! Der Blick, den er gewährt, ist weniger weit umfassend, aber malerischer, als viele bedeutend höhere Berge ihn gewähren. Ich warf mich in den Schatten der heiligen Buchen nieder, verlor mich bald im Anblick dieser herrlichen Welt und mochte schon ziemlich lange so gelegen haben, als ich von weitem Stimmen hörte und weiße Gewänder in der Ferne durch die Bäume schimmern sah. Es war mir unangenehm, so gestört zu werden; ich brach also auf und wanderte mit rüstigen Schritten dem Prebischtor zu. Die fremden Wanderer kamen auf uns zu; wie es schien, waren es Vater, Mutter und Tochter; der Anblick des Mädchens, in deren reizendem Gesicht alles, was ich Schönes und Heiliges kenne, ausgesprochen war, die hohe, edle Gestalt, die mit der Einfachheit ihres Anzuges so herrlich kontrastierte, machte mich stutzen; ich grüßte ehrerbietig, und Du hättest die Grazie sehen sollen, mit der sie mir dankte! Wider Willen mußte ich stehen bleiben und ihr nachstarren, bis sie sich hinter den Bäumen des Waldes verloren hatte. Das Mädchen sah sich zweimal um; ich hätte ihr nacheilen mögen, um nur den Saum ihres Kleides zu berühren. — Schon seh' ich, wie Du über mich lächelst, und Du hast vollkommen recht dazu. Ich gestehe Dir gern, daß noch nie zwei Mädchenaugen den Eindruck auf mich machten. — Als ich endlich wie in Träumen verloren auf dem Prebischtor ankam, fand ich unter dem Baume, der mitten im Tore steht, ein Schnupftuch mit dem Namen Isidore; es war so fein und zart wie ein Elfengewebe und duftete gar lieblich. Sicher war es von ihr; ich bewahrte es sorgfältig und konnte nicht aufhören, den schönen Namen zu wiederholten Malen zu lesen. Es liegt doch ein eigner Reiz in einem schönen, wohlklingenden Namen; ein Mädchen, das Ursel, Rahel, Rebekka oder Charitas heißt, könnte mir unmöglich gefallen, und wenn sie alle Reize der Welt besäße. Isidore! Isidore! welche Melodie, die sich in diesem Namen ausspricht! welch ein reizendes Bild drängt sich bei seinen Tönen durch die Seele! — Wie das Prebischtor übrigens beschaffen sei, und welchen Eindruck seine ungeheure Felsenhalle auf mich gemacht habe, fragst Du mich umsonst. Ich war viel zu viel mit meinem Funde beschäftigt, und vergebens zeigte mir mein Führer alle einzelnen Turmspitzen der umliegenden

Gegend. Ich eilte den steilen Berg, der in das schöne, pittoreske Tal führt, hinab, und nur mit dem Gedanken an meine schöne Unbekannte beschäftigt, kam ich bald in den nächsten böhmischen Ort an der Elbe, nach Hirnitzschkretscham, wo mir mein Führer ein leichtes Kähnchen verschaffte, das uns vollends bis Schandau schaukeln sollte. Das sanfte Wiegen des Kahnes brachte meine gereizte Phantasie wieder in Ruhe; mit freudigem Herzen genoß ich den köstlichen Anblick des romantischen Elbtals, als die scheidende Sonne die Kuppen der Felsen vergoldete. Als wir bei Schmilke, dem ersten sächsischen Dörfchen, vorbeifahren wollten, bemerkte ich meine Fremden, die eben im Begriff waren sich auch in einen Kahn zu setzen. Unter einem Vorwande ließ ich anhalten, um sie vorzulassen, und als sie fortgefahren waren, holte ich sie bald mit meinem leichten Kähnchen ein und blieb in geringer Entfernung hinter ihnen. Schon dämmerte die Nacht aus den Tälern, und der Mond gab dem Romantischen dieser Stunden die höchste Vollendung. Wie ein leichter Nebel schwebte sie nun vor mir auf den Wellen; ich hörte zuweilen einige leise Töne ihrer melodischen Stimme; ich hörte, wie man sie Isidore nannte, und ein Gefühl ergriff mich, was ich, ich gestehe es gern, noch nie gekannt hatte. Es war nicht das, was man Empfindsamkeit nennt, und worüber ich so oft gespottet habe; es war eine heilige, hohe Begeisterung für das Schöne und Edle, mein Ideal, in den reizenden Bildern dieser Stunde ausgesprochen. Wie die Geister der Vergangenheit standen die Felsen im blassen Mondlicht und warfen ihre Schatten den düsteren Tälern zu. Nichts störte die heilige Ruhe als der Ruderschlag der Kähne und das Plätschern der Wellen. Auf einmal hörte ich Isidorens Stimme herüberklingen, und in lieblicher Weise sang sie mit all dem Ausdruck und der Fülle des Gefühls, worin sich die Heiligkeit des Augenblicks so herrlich aussprach, und mit süßen, himmlischen Tönen ein kleines, einfaches Lied, das sich tief in meine Seele prägte. Bei der letzten Strophe ward ihre Stimme so unendlich schmelzend und wehmütig, daß es wie Geisterruf über die Wellen klang. Ach, hätt' ich ihr nur ins Auge sehen dürfen, wie es ihr gewiß in heiliger Begeistrung glühte!

Nur zu bald waren wir wieder in Schandau, und wer fühlt nicht meine Freude, als ich sah, daß sie auch im Gasthofe wohnen würden? Sie bezogen eine große Stube neben mir, und ich konnte ungestört der lieblichen Rede Isidorens lauschen. Wie treffend, wie wahr sprach sie über die Gegenstände, die sie heut' besucht hatte! wie

tief hatte sie die Reize der Natur gefühlt! Ich vernahm, wie der Vater auf morgen eine Partie auf den Kuhstall vorschlug, und wie die Frauen gern darein willigten. Sogleich bestellte ich mir einen Führer bei meinem Wirt, um womöglich das Romantische des wunderbaren Zusammentreffens noch zu erhöhen. Endlich ward es still bei ihnen, und ich setzte mich hin, um Dir diesen ewig langen Brief zu schreiben. — Willmar, sei still mit dem Vorwurf, den Du auf der Zunge hast! Ich hab' ihn mir selbst wohl schon tausendmal gemacht; noch kenn' ich ja meine Braut nicht. Ich fühl' es wohl, welch' ungeheure Veränderung in mir vorgegangen ist; ich fühl' es, wie meine Stimmung sich veredelt; aber ich fühle zugleich, es ist keiner von den momentanen Feldzügen des Herzens. Daß das Herz den Verstand so schnell überrumpeln könne, war mir bisher sehr unwahrscheinlich; aber daß ein einziger Mädchenblick meine so fest geglaubte heitere Ruhe in die Enge treiben könne, hab' ich für unmöglich gehalten. Ach! ich habe sorglos mit dem Löwen gespielt. Doch — ich bin ein Kind, Willmar! Willmar, Du sagtest mir oft, ich hätte zu viel Leichtsinn. Gib mir jetzt noch einmal so viel, und ich könnte glücklicher, wenigstens ruhiger sein.

Isidore an Josephinen.

Noch wenige Worte, meine liebe Josephine, ehe ich den heutigen Tag beschließe. Ich bin recht sehr müde; wir sind gar zu viel gegangen, und die Augen wollen mir immer zufallen.

Ach! ich hätte Dir so viel Herrliches und Schönes von der heutigen Partie zu sagen; Du weißt gar nicht, wie mich die Aussicht vom Winterberge nach Böhmen hinein ergriff und so tief bewegte. Ich stand schon auf fremdem Boden, fern von Dir und meiner schönen Jugendwelt! — Oben auf dem Winterberge begegneten wir einem jungen Manne von recht interessanter Bildung. Er grüßte uns mit vielem Anstand und sah uns lange nach. Nachher fuhr er auf der Elbe hinter uns, und mir ward ganz eigen, als mein Vater mich um ein Lied bat. Der Gedanke, daß der Fremde mich hören müsse, ängstigte mich recht; aber dennoch war ich zuletzt durch die Harmonie der Stimmung in mir und in der Natur tief gerührt. — Doch genug; morgen mehr! — Der Fremde logiert neben uns.

Lichtenfels an Willmar.

Willmar, Willmar! der Morgen meines schönen Lebens bricht an; das heiligste Gefühl, das Gefühl einer edlen Liebe, erwacht in

mir; der heutige Tag hat die Eisrinde von meinem Herzen gebrochen, und die kalte, erbärmliche Sophisterei über das Höchste, was uns die Erde beut, muß der innern, bessern Stimme, muß der Ahnung einer höhern Seligkeit unterliegen.

Ich begreife nicht mehr, wie ich ohne diese Überzeugung, ohne diese Begeisterung für das Heiligste im Leben existieren konnte, existieren mochte. Wenn ich mich sonst mit trost- und herzloser Ergebung dem Willen meines Vaters und den Eindrücken der äußern Welt freiwillig hingab, so fühl' ich jetzt Kraft, die Hoffnung auf eine schöne Zukunft und die Freiheit meines Herzens mit aller Macht mutig zu verteidigen und nicht mit lauer Witzelei das höchste Glück meines Lebens zu verscherzen. Je deutlicher ich jetzt fühle, daß mein guter Vater mich so gern recht glücklich machen wollte und nur aus Liebe zu mir alle jene Schritte getan hat, um so fester muß ich auf meinem Entschluß bestehen, damit ihm keine Reue nahe, die ihn tief quälen würde, wenn er sähe, daß ich seinem Wunsche das Glück meines Lebens geopfert hätte. Ich bin bestimmt; meine Braut kann und werde ich nie heiraten; denn ich will sie nicht betrügen, mag nun Isidore über mich entscheiden, wie sie will. Dieser gehört mein Herz, und ihr wird es ewig gehören; jener könnt' ich nur die leere, kalte Hand reichen und würde so ihre und meine Zukunft vernichten, und welch eine Marter wär' es für mich, wenn sie nun ein besseres Geschick, ein Herz voll glühender, treuer Liebe verdiente, und ich sie den niedrigen Verhältnissen gemeiner Naturen geopfert hätte! Nein, nein, wenn ich nicht glücklich sein darf, will ich wenigstens rechtlich sein und mir den Glauben erhalten, daß ich jener Seligkeit nicht unwert gewesen wäre. — Alle diese gewaltigen Veränderungen in meiner Seele, die über das Unglück oder das Glück meines Lebens bestimmen, glühen zwar erst seit heute in meinem Herzen; aber ich glaube an die Ewigkeit meines Gefühls, ich glaube der schönen Ahnung in meiner Brust.

Ich war schon eine Stunde auf dem Kuhstall, war schon alle Teile dieser herrlichen Riesenhöhle durchkrochen und hatte mich an dem kühnen Schwung ergötzt, mit dem hier die Natur der Romantik entgegenfliegt, als ich Isidoren und die Ihrigen kommen hörte. Ihr Bild hatte die ganze Nacht meine Träume belebt, und der Gedanke, sie jetzt so schnell, so in voller, schöner Ruhe wiederzusehen, erfüllte mich mit einer Art von Scheu, von Verlegenheit, die ich mir nicht erklären konnte. Schnell stieg ich also die schmale Schlucht, die auf

den höchsten Felsen führt, hinauf. Du hättest hören sollen, mit welchen lieblichen Tönen Isidore die schöne Welt begrüßte, die sich hier ihr auftat. Es klang zu mir herauf wie Aolsharfentöne, und es war mir unendlich süß, das liebliche Mädchen so heimlich belauschen zu können. Auf einmal hörte ich sie am Eingange der engen Schlucht, wie sie den Vater bat, mit hinaufzusteigen, um so besser in das schöne Tal hinabblicken zu können. Da fing mir das Herz an gewaltig zu schlagen. Als ich sie nun in der Felsenschlucht sich heraufschmiegen sah, die schlanke, weiße Gestalt, trat ich hinter ein Gebüsch zurück und wartete so ihres Kommens. Sie stieg allein herauf — den andern mochte vor der engen Schlucht gegraut haben — und mit einem Blick voll unendlicher Liebe und Unschuld, recht innig freudig, trat sie der schönen Natur entgegen. Noch einige Augenblicke blieb sie in den Reizen der Landschaft und ich in den ihrigen, ruhig anschauend, ungestört; aber bald zog's mich hervor, und ich konnte in meiner Verlegenheit nur die alltäglichste Phrase zur Anrede aufbringen. Sie erschrak, wie sie meine Stimme hörte, und errötete, als sie mich erblickte. Aber bald hatte sie sich gefunden und sprach so schön, so kunstlos und doch so gebildet über diese kräftige Natur, daß sie auch mich bald mit sich fortriß, und in kurzem war mir's, als hätt' ich schon jahrelang mit ihr gelebt und wäre ihr nahe verwandt. Endlich riefen die Alten ihre Tochter; ich geleitete sie hinab. Der Vater nahm mich auf, wie man nun so eine zufällige Bekanntschaft nimmt, und wir sprachen viel über unser doppeltes Zusammentreffen. Aber ich kann und mag Dir nicht länger alles so weit und breit erzählen; es waren köstliche Stunden, deren Erinnerung mich zum seligsten Sterblichen machen kann; doch auf dem Papier sieht es so hager, so kalt aus. Kurz, ich fuhr mit ihnen zurück, aß mit ihnen zu Abend und durfte alle Augenblicke Isidoren sehen, hören und bewundern. Welch ein Mädchen, welch ein Engel! Noch weiß ich eigentlich nicht, wer sie sind; sie fragten nicht nach meinem Namen, und so schien es mir unschicklich, nach dem ihrigen zu fragen; aber so viel erfuhr ich, daß sie sich auch nach Dresden und, wie mir schien, auf lange Zeit begeben werden. — Isidore, süßes, himmlisches Wesen! Ich fühle es tief in meiner Seele, wir haben uns für ewig gefunden. — Wenn ihr seelenvolles Auge so schwermütig und doch so klar auf mir ruhte, ach! da hätte ich ihr gleich zu Füßen sinken mögen! — Isidore! Isidore!

Isidore an Josephinen.

Gute, liebe Josephine! Ach! es ahnte mir wohl, daß ich mit dem Abschiede von Dir und unserm lieben Kloster auch von der Ruhe meines Herzens Abschied nehmen müsse. Glaube mir, teure Schwester, Deine Isidore wird recht unglücklich, recht sehr unglücklich werden! Und nun hab' ich niemand, dem ich so alles sagen möchte. — Ach! Du bist ja frei, und so sehr ich auch Vater und Tante liebe, alles möchte ich ihnen doch nicht sagen, was ich für Dich auf dem Herzen habe. Wenn Du mir nur raten und beistehen könntest! Höre denn, liebes Mädchen! Auf dem Kuhstall, wohin wir heute gefahren waren, geht eine schmale Schlucht aus der Höhle durch den Felsen bis oben hinauf, wo man dann eine herrliche Aussicht ins Tal hat. Vater und Tante scheuten sich vor dem engen Passe, und so stieg ich allein hinauf. Wie ich mich innig an der schönen Welt ergötze, tritt auf einmal der Fremde von gestern auf mich zu und freut sich unsers zweiten zufälligen Zusammentreffens. Ich errötete; denn sein Bild war mir gar zu lebendig die ganze Nacht vor der Seele gewesen, und anfangs war ich so verlegen, daß mir die Antwort schwer wurde. Aber bald wurden wir uns bekannt; er sprach so schön, so treffend, so voll Gefühl; ich habe noch nie so sprechen hören. Es waren immer meine Gedanken, die er sagte; aber alle waren so klar, viel klarer als in mir selbst. Endlich rief uns der Vater hinunter, und er und die Tante schienen auch Behagen an dem Fremden zu finden. Der Vater lud ihn ein, mit zurückzufahren, und bald war er uns wie ein alter Freund. Er hat in seinem Äußern so was Kühnes, Männliches, ein dunkles Auge und eine edle, hohe Gestalt. Wenn ich mir gegen ihn meinen Vetter denke, bei dem mir allemal die Erbschaft einfällt, um derentwillen er mich heiraten will, so wird mir recht angst. — Ach! ich darf den schönen Fremden nicht vielmal mehr sehen; sonst hab' ich nicht die Kraft, mein Herz dem väterlichen Wunsche zu opfern. Könnt' ich nur wieder in Deine Arme, in unsre stillen Klostermauern zurück, ich wollte von der Erinnerung dieser Tage jahrelang zehren und wollte, wenn nicht glücklich, doch ruhig sein. — Arme Isidore!

Lichtenfels an Willmar.

Herzensjunge, daß ich Dich nur umarmen könnte! Ich weiß nicht, wo ich mit all meiner Seligkeit hin soll. Ich verdiene so viel Glück, so viel Freude nicht. — Eh' Du weiter liesest, so küsse Dein

liebes Weib recht innig und denk' an Eure schönsten Stunden und dann höre, was Dir Dein Hermann erzählt! Mit der festen Überzeugung, der heutige Tag werfe mein Los, und also in tiefbewegter Stimmung ging ich früh zu Isidore hinüber, um sie, wie ich versprochen, zu einem Spaziergang ins Bad abzuholen. Die schlaflose Nacht, wo ich nur an sie denken konnte, hatte meine gestrigen Entschlüsse zur Reife gebracht, und ich glaubte mich auf alles gefaßt. Bis um zwölf Uhr war ich noch frei; dann erwartete ich meinen Vater und — meine arme Cousine, der ich den Bräutigam rauben wollte. Ich eilte also, die Stunde so gut als möglich zu benutzen. Wir frühstückten beim Badehause unter dem Zelte, und noch hatte ich keinen Augenblick gehabt, mich gegen Isidore zu erklären. Endlich schlug ich einen kleinen Spaziergang auf die Karlsruhe vor, die, keine Viertelstunde von dem Badehause, einen herrlichen Blick ins Elbtal gewährt. — Isidore hing sich an meinen Arm, und die Alten folgten. Auf dem halben Wege begegnet ihnen ein Fremder, den sie begrüßen; sie bleiben stehen; aber wir gingen immer weiter. Der Ernst, der auf meinem Herzen lag, spiegelte sich auch in Isidorens Blicken. Endlich langten wir auf der Ruhe an. Fast zitternd begann ich: „So sind denn die schönen Augenblicke bald verschwunden, wo ich mich Ihrer Nähe freuen durfte. Wenn Sie je wieder dieser schönen Welt gedenken . . ." — „Ach! so erinnern Sie sich doch auch meiner gewiß," erwiderte sie schnell; „ich werde diese Tage nie vergessen." Sanft errötend beugte sie ihr Haupt. Da flog ich zu ihren Füßen und gestand ihr meine heiligsten Gefühle; ich sah eine Träne aus ihrem Auge fallen; sie wollte fort; ich hielt sie. „Entscheiden Sie über mich!" rief ich in der höchsten Glut der Leidenschaft; „meine Zukunft hängt an dieser Stunde." Da antwortete sie mir leise mit bebenden Lippen, und die Tränen rollten ihr über die Wangen: „Mein Vater hat schon über mich bestimmt; ich darf Ihr Wort nicht hören." Und mich ergriff's mit fürchterlicher Kälte in allen Tiefen meines glühenden Herzens und zerschmetterte mich mit gewaltigem Schmerz. Endlich raffte ich mich zusammen und fand Worte. „Meine Zukunft haben Sie zerstört; lassen Sie mir wenigstens die Erinnerung an die Vergangenheit! Geben Sie mir ein Pfand dieser Tage!" Da reichte sie mir bebend das Tuch hin, das mir ihren Namen vertraut hatte, und unsre Tränen liefen heiß über die Wange. — Und wie wir noch so verloren waren in unsern Schmerzen, rief auf einmal meines Vaters Stimme hinter mir: „Gott grüß' euch, Kinder!

Ihr seid ja schon recht bekannt miteinander.“ Bestürzt flogen wir auseinander und standen verlegen da. — „Nu, nu!“ rief mein Vater, „ein Handkuß ist unter euch beiden nichts Böses. Kommt an mein Herz, Kinder! Nicht wahr, der alte Lichtenfels hat seine Sache gut gemacht?“ — Da flog ich glühend meinem Vater an die Brust und dann schnell zu den Füßen meiner Isidore, die mir mit dem Ausruf: „Vetter Hermann!“ in die Arme sank. Und so haben wir uns denn gefunden; ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne; Isidore ist mein, und ich weiß, daß sie mich liebt. Willmar, komm mit Deiner Marie sobald wie möglich! Du sollst unser Fest mit feiern helfen; denn Isidore und ich bestehen darauf, daß wir hier verbunden werden. Lebe ihn noch einmal zurück in Deinem Freunde, diesen Silberblick der Zeit, der keinem zweimal glänzt, und segne Deinen Hermann zum heiligsten Augenblicke seines Lebens mit Deiner Treue und Deiner Kraft! Komm bald, Du Glücklicher, zu den Seligen! Komm — auch Isidore bittet Dich durch mich — zu dem schönsten Tage Deines freudeglühenden Hermann!

Die Reise nach Wörlitz.

Eine Erzählung nach sechs gegebenen Kapitelüberschriften.

1810.

Erstes Kapitel.

Erinnerung.

Jeder Mensch hat Augenblicke, wo ihm das Leben recht freundlich begegnet, Lichtmomente in dem lieblosen Zwielichte seines Schicksals, wo er hinaussehen kann in die frohere Zukunft oder in das ferne Wesen seiner Ideale, die er nimmer erreichen darf. Dann ergreift es ihn wunderbar, und er möcht' es allen verkünden und sagen, wie er so selig war, oder er geht einsam und in sich gekehrt durch Wald und Fluren in freudiger Wehmut, den ganzen Himmel in seiner stillen Brust. Denn die Erinnerung vergangner Seligkeit ist wohltätiger für ein Menschenherz als des Augenblicks Genuß und wirkt mit heiligem Beben durch viele Zeitenstürme mild und freundlich fort. Ich aber bin ein fröhlich leichtes Gemüt, verschließe nicht gern in tiefer Brust mein höchstes Glück und halt' es nicht für halb recht, mit andern nicht die Erinnerung meiner schönsten Tage zu teilen. Wenn sie auch nicht das Besondre meiner Erzählung

interessieren mag: sind sie nur einer zarteren Teilnahme fähig, so freuen sie sich doch an dem ausgesprochnen Gefühle des seligen Herzens, knüpfen an meine Freuden auch die ihrigen an und finden so in meiner Erinnerung ihre eigne wieder. Drum will ich denn schlicht und recht meinen Himmel auftun, und wem es gefällt, der schaue hinein!

Ich bin aus einem kleinen Landstädtchen in Thüringen, studiere nun seit drittehalb Jahren die Rechte auf der Leipziger Universität, war ziemlich fleißig und gedenke mich auf nächste Ostern examinieren zu lassen. Weil ich nichts gern halb mache, so bin ich auch ein ganzer Student, mit allem Bösen oder Guten, das sich diesem Titel anschließt. Burschenfreiheit war bis jetzt mein Ideal, und mir ist nichts lieber gewesen, als wenn ich der scharfen Klinge gegenüberstand. Übrigens schickte mir mein Alter recht anständige Wechsel, und ich lebte bis jetzt in der angenehmsten Lage. Verliebt war ich alle Wochen dreimal; Liebe kannte ich noch nicht. So viel in kurzem von meinem Ich und meinen Verhältnissen. Nun zu meinem Lichtmomente! Die Michaelisferien kamen näher; das Wetter, das den ganzen Sommer für den April angesehen hatte, fing an, beständig und gut zu werden, und ich entschloß mich, die freien Tage zum letztenmal in voller Freiheit, eh' ich ins Philisterleben hinüber mußte, durchzubringen. Wörlitz, den von Leipzig nur acht Meilen entfernten reizenden Park des Herzogs von Dessau, hatte ich noch nicht gesehen, und ich bestimmte ihn zum Ziel meiner Reise. Da ich von Jugend auf keine andre Gelegenheit als die zu Fuße gewohnt bin, so war meine Einrichtung bald getroffen; mein Ränzel war in wenig Augenblicken geschnürt. Ich verließ die freundliche Lindenstadt am frühen Morgen nach kurzer Ruhe, und leise Ahnung flüsterte mir aus der Morgendämmerung entgegen.

Zweites Kapitel.

Konstantinopel.

Wer das Fußreisen recht gewohnt ist, den wird die Gegend, wenn sie auch noch so flach und trocken ist, nicht leicht verdrießlich machen. Man läuft so hin, und ich kenne mir keinen Augenblick im ganzen Leben, wo mir mehr und glücklichere Träume und Gedanken zugeflogen sind als gerade beim Zu-Fuß-Gehn. Mir ist's dann immer, als wär' ich der ganzen Welt verwandt; ich möchte

jeden Begegnenden herzlich Bruder und Vater nennen, und nur in diesem Momente ist mir zuweilen eine Ahnung von jenem Ideal der Liebe geworden, das ich im Leben noch nicht gefunden hatte, und das meine prosaische Seele — denn ich habe, wie jeder andre Mensch auch, zwei Seelen — mir nicht verkündigt glaubte. So kamen mir auch jetzt, trotz der abgeschmackten flachen Gegend, die herrlichsten Träume entgegen, und mir war's, als ob ein neuer Tag in meinem Herzen anbrechen sollte. — Spät kam ich nach Wörlitz, kehrte im dasigen Gasthofe ein, und der Wirt rief dem mich führenden Manne: „Der Herr logiert in Konstantinopel. Geh aber fein sachte, damit du die Herrschaft in Petersburg nicht aufweckst!" Ich glaubte anfangs, der Kerl sei toll; als ich aber in den Vorsaal kam, da fand ich über jeder Türe den Namen einer der europäischen Hauptstädte statt der gewöhnlichen Zahlen und nahm also stolz mein Konstantinopel ein, da es von den Türken und übrigen Einwohnern gänzlich verlassen war. Ich erkundigte mich sogleich, wer mein Petersburger Nachbar wäre, und erfuhr, daß es ein alter Herr mit einem schönen, jungen Mädchen sei, die vorher auch in Konstantinopel gewohnt hätten, aber da Petersburg, welches mehr Flächenraum besitzt, leer worden, hinübergezogen wären. Ich schickte baldmöglichst den geschwätzigen Marqueur fort, um meine schöne Nachbarin noch belauschen zu können; aber ich hörte kein Wort. Glücklicherweise ging eine Türe von Petersburg nach Konstantinopel, und auf dieser Grenze trieb ich eine Art Schleichhandel mit Blicken. Da sah ich denn das schönste, lieblichste Mädchen, was mir je erschienen war, mit dunkelbraunen Locken, großen, freundlichen Augen, kurz, einen Engel ohne Flügel, auf dem Sofa sitzend und lesend. Ich vernahm zugleich ein tiefes Atemholen und schrieb dies mit vieler Wahrscheinlichkeit dem schlafenden Vater zu, den ich zwar nicht sah, von dessen Existenz ich aber durch den Kellner überzeugt war. Gewiß hat noch kein konstantinopolitanisches Auge mit so viel Wohlbehagen und tiefen Freuden die Petersburger Schönheiten gemustert als das meinige. Ich stand wie festgezaubert an dem Schlüsselloche und hätte meinen Platz mit keiner lebendigen Seele auf der Erde vertauschen mögen, ausgenommen den schnarchenden Nebenmann. Ich hörte den Marqueur wiederkommen, floh von meinem Belvedere, aß mit gewaltiger Hast das gebrachte Abendessen hinunter, und als ich fertig war, und der verhaßte Vierte — denn der schnarchende Dritte war für mich so gut als nicht da — wieder abgetreten,

wollte ich mein schönes Tete-a-tete, wovon zwei Augen in Petersburg und die zwei andern in Konstantinopel waren und außer der Entfernung von mehreren hundert Meilen noch durch eine Türe geschieden wurden, wieder anknüpfen, als ich meine Aussicht ganz versperrt fand, da das liebe Licht verlöscht war. Ich hörte es in den Betten rauschen und war also überzeugt, daß mir dieser Stern für heute nacht untergegangen war, und so ergriff ich ebenfalls die Partei der Petropolitanen und schwur zu der Fahne des Schlafs, in welcher statt des gewöhnlichen Wappens ein lieblicher Mädchenkopf prangte. Wem er geglichen habe, erraten gewiß alle.

Drittes Kapitel.

Die Landsmannschaft.

Es mochte schon ziemlich spät sein, als ich erwachte; meine Nachbarn waren auch schon lebendig geworden. Schnell war ich daher in den Kleidern und nahm wieder meinen Grenzposten ein. Die ganze Nacht hatte ich von dem Engelsköpfchen geträumt, und ich kannte in diesem Augenblicke keinen andern Wunsch, als den ganzen Tag es anstaunen zu können. Ich hörte, wie der Alte vorschlug, im Freien beim Tempel der Flora zu frühstücken, und ich machte daher schnell meinen Plan. Kaum waren sie von dannen, als auch ich Anstalt traf, ihnen zu folgen. Als ich zuletzt nach meiner Brieftasche in dem Schreibepult suchte, fiel mir ein Briefkuvert in die Hände, worauf die Adresse des „Amtmann Walther zu H., dermalen in Dessau" stand. H. ist nämlich mein Geburtsort, und ich hatte schon viel von dem neuen Amtmann und seiner liebenswürdigen Tochter gehört. Um so schneller eilte ich meinen neuen Landsleuten nach, fand sie richtig bei dem Tempel der Blumengöttin und machte sie mit wenigen Worten mit mir und meiner Entdeckung bekannt. Der alte Herr schloß mich erfreut in seine Arme, versicherte mich, mein Vater sei sein bester Freund, und stellte mir das Engelsköpfchen als seine Tochter vor. Auch sie erzählte mir viel von meinen Schwestern, und ich war bald mit ihr vertraut, als hätten wir uns schon jahrelang gesprochen und gekannt. Ich hatte mancherlei zu fragen, wie es zu Hause herging — denn ich bin seit anderthalb Jahren nicht in die Heimat gekommen — und so waren bald ein paar Stunden verplaudert. Nun, liebe Leser, erzählt' ich euch so gern, wie unendlich reizender Emmeline ward, je

näher man sie kennen lernte, wie lieblich die Silbertöne aus ihrem Munde kamen, und wie anständig und gefühlvoll sie über alles sprach. Aber das habt ihr gewiß von tausend Liebhabern entweder schon tausendmal besser gehört oder selbst schon tausendmal deutlich empfunden; nicht einmal das brauch' ich euch zu sagen, daß ich das Mädchen schon recht tief und innig liebte; denn ihr habt es mir doch längst abgemerkt. Ich fühlte es recht bald, daß ich nicht wie gewöhnlich bloß verliebt war; denn ich war oft sogar verlegen, wenn sie mich so herzlich offen mit ihren dunklen Augen ansah, was doch einem Studenten gewiß nur höchst selten begegnet. Der Vater schlug vor, spazieren zu gehen, und wir folgten willig. Amtmann Walther war ein braver, treuherziger Mann von altem Schrot und Korn; er hatte mit Emmeline eine Verwandte in Dessau besucht und zeigte nun auf der Heimkehr seiner Tochter das freundliche Wörlitz. — Wir durchstrichen planlos den schönen Park und waren alle drei in der herrlichsten Laune. Da umzog sich plötzlich der Himmel, und da wir zu weit vom Gasthofe entfernt waren, um dahin zurückkehren zu können, so nahmen wir noch bei guter Zeit Zuflucht im Tempel der Nacht; denn wir waren kaum in Sicherheit, als es heftig zu regnen und zu donnern anfing. Der Plafond des Tempels ist ganz schwarz und voll kleiner, sternförmiger Lichtlöcher, so daß man zu Tage fast wie unter dem hellen Sternenhimmel sitzen kann. Jetzt war es freilich ziemlich dunkel, da die Sonne, die diese Fixsterne erleuchten soll, von schweren Gewitterwolken bedeckt war. Um so wunderbarer war der Effekt der Blitze, deren Schein plötzlich die kleinen Sonnen entflammte und uns ein schönes, magisches Licht auf Augenblicke zuwarf. Emmeline, die nicht ohne Furcht vor dem Gewitter war, schmiegte sich ängstlich an ihren Vater, und ich kann den Eindruck nicht beschreiben, den die momentane Beleuchtung dieser lieblichen Gruppe auf mich machte. Ich war in tiefer Begeistrung, und die Wirklichkeit kam reizender auf mich zu, als die kühnsten meiner Wünsche geträumt hatten.

Viertes Kapitel.

Der Kutschiemen.

Nach und nach legte sich das Gewitter, und die Nacht des Tempels ging schon etwas in Dämmerung über. Nun wurde Emmeline auch wieder gesprächig, und weil sie noch die Nässe der Wege

scheute, entschlossen wir uns, noch ein Stündchen in diesem Heiligtume zu verweilen. Ich tat mein mögliches, die Leutchen zu unterhalten, und so gut es mir mit der Tochter gelang, so schlechten Erfolg hatte ich beim Vater, der in einiger Zeit sanft und selig entschlief. Wir ließen ihn schlafen und gaben uns gegenseitig Rätsel und Scharaden auf, die der andere lösen mußte. So vertrieben wir uns sehr angenehm die Zeit, bis uns zuletzt einfiel, die Scharaden sogleich selbst zu verfertigen. Einer gab dem andern die Wörter auf, die wir so schwer als möglich zu machen suchten. Ich gab ihr unter andern das Wort Bügeleisen und sie mir zur Rache, weil ihr die Scharade schwer schien, das Wort Knieriemen. Ich nahm all mein bißchen Geist zusammen, um mich nicht lächerlich zu machen. Aber ich gestehe, daß mir noch nie eine Scharade so schwierig vorkam als diese, besonders weil ich durchaus darauf bestand, ihr zugleich eine Galanterie zu sagen, die doch wirklich an den Knieriemen schwer zu knüpfen war. Sie war mit ihrem Bügeleisen längst fertig, als ich noch immer an meinem Knieriemen kaute, und wohl ist noch kein verliebter Poet in der gleichen Not gewesen als ich. Ich hätte lieber durch die ganze ehrsame Schusterzunft, statt Steigriemen, Knieriemen laufen wollen als mit dem Knieriemen meine Begeistrung zu fesseln. Endlich kam es doch mit meinen Ideen zum Durchbruche. Ich sagte ihr folgende Verse:

„Der Wörter gibt es doch ein großes Heer,
Und möcht' ich gern mit Reden dir gefallen.
So fällt kein einz'ges Wort mir bei von allen,
Ich mag nun denken noch so sehr;
Dürft' ich vor dir nur auf die erste Silbe fallen,
Braucht' ich die andern Wörter all' nicht mehr.
Du wirst den Gott der Liebe sicher kennen,
Der jedes volle Herz bewegt.
Die letzten meiner Silben nennen
Das Band, woran er seinen Köcher trägt.
Das Ganze ist prosaischer Natur;
Der Schuster schätzt und braucht es nur."

Ich hatte kaum geendigt und wollte eben hören, was Emmeline auf meine erste Silbe erwidern würde, als der Papa erwachte; doch hatt' ich wohl ein heimliches Erröten und Augenniederschlagen bemerkt, was mir gar wohltat. Der Vater drang auf die Rückkehr,

und ich schied mit stiller Dankbarkeit von dem lieben Tempel. Nun ging das Durchwandern des Parks aufs neue an; wir fuhren uns auf den Teichen umher, eilten über die Kettenbrücke, bewunderten das Pantheon und schwindelten auf der Luisenklippe. Aber die Zeit des Mittagessens kam heran; wir wanderten zurück und nahmen in Petersburg ein frohes Diner ein. Emmeline war lauter Frohsinn und Liebenswürdigkeit, ich unendlich glücklich an ihrer Seite, und der Amtmann erfreute sich an dem Hochheimer, der in unsern Gläsern perlte.

Fünftes Kapitel.

Das Buchstabieren.

Nach dem fröhlichen Mahle hielt der Amtmann seiner Gewohnheit zufolge ein Mittagsschläfchen. Ich ward unterdes nach Konstantinopel verwiesen. In tiefen Träumen legt' ich mich ins Fenster, und immer deutlicher ward es mir, und immer lebendiger stand der Gedanke vor meiner Seele, daß ich das Ideal meiner Lebenswünsche gefunden habe, daß ich dem Ziel meines höchsten Strebens durch Emmelinen näher wäre, und daß die Ahnung meiner Seligkeit zu schöner Wirklichkeit emporblühe. Aus meinen Träumen zogen mich Emmelinens Silbertöne, die aufs neue zum Spaziergange abriefen. So strichen wir denn zum letztenmal zusammen in dem Park umher; denn Walther hatte mir vorher schon gesagt, daß sie noch abends wegreisen würden. Ich war auf jede Minute geizig; es waren ja bald die letzten, die ich in langer Zeit mit ihr verleben sollte! Im Venustempel setzten wir uns nieder; der Vater zündete sich ein Pfeifchen an und besah sich die herumstehenden Pflanzen, da er Botanik als Steckenpferd trieb. Unterdes lasen wir die mancherlei Verse, die empfindsame Hände an die Säulen des Tempels geschrieben hatten. Wir trafen unter andern auf folgenden Vers:

„Hier in Cytherens Heiligtume
Entfaltet sich mit stiller Lust
Des Herzens zartgeschmückte Blume,
Und höher pocht es in der Brust.
Umsonst; nicht länger halt' ich mich
Und sag' es laut . . . . . ."

Die folgenden Worte waren fast ganz verwischt, und wir versuchten lange umsonst den Sinn herauszubuchstabieren. Auf ein-

mal hatten wir es beide zugleich gefunden und riefen's uns freudig zu. Aber überrascht durch unsre eignen Blicke, schlugen wir die Augen nieder und schwiegen. Doch mich trieb die Liebe; ich ergriff ihre Hand und sagte begeistert:

„Umsonst; nicht länger halt' ich mich
Und sag' es laut: Ich liebe dich!"

Da sank sie, vom Gefühl bezwungen, an meine Brust, und an dem heiligen Altar der Liebe hatten wir uns für ewig gefunden.

Sechstes Kapitel.

Die Sonnenblume.

Noch waren wir trunken vom ersten Begegnen der Liebe, als des Vaters Stimme uns zu uns selbst brachte. Er rief uns zurück; denn schon harrte der Wagen ihrer.

Seligkeit im Herzen, gingen wir still nebeneinander her, und als wir im Gasthof angekommen und der Vater noch einiges zu besorgen hinaufeilte, gab sie mir schweigend die Hand. Eine tiefe Veränderung war in mir selbst vorgegangen; ich war um vieles höher gestiegen in meiner eigenen Achtung, und jetzt erst fühlt' ich den ganzen, vollen Himmel dieser Erde. Wehmütig lächelnd zeigte ich auf ein Gärtchen in der Nähe, wo unter allen Blumen hoch eine Sonnenblume stand, die traurig ihr Haupt neigte; denn die Sonne ging eben glühend hinter den Bergen nieder. „Die Dichter verkündigen uns," sprach ich leise, „diese Blume sei einst eine schöne Nymphe gewesen; sie habe den Helios geliebt und Zeus aus Mitleid mit ihrer Sehnsucht sie in diese Blume verwandelt. Nun sieht sie sehnsüchtig der Sonne entgegen, hebt sich mit ihr und sinkt traurig, wenn der Geliebte verschwindet, die leise Hoffnung nur im Herzen, daß es wieder Morgen werde. Und so will auch ich auf meinen neuen Morgen hoffen; die Sehnsucht wird mein glaubend Herz nicht betrügen, und meine Sonne geht mir wieder auf. Nicht wahr, Emmeline?" Da sagte sie mir gerührt: „Ich vergesse Sie nie, vergesse nie die schönste Stunde meines Lebens", und drückte mir leise die Hand. Schnell hob ich sie in den Wagen; denn schon kam der Vater näher, umarmte mich herzlich, bat mich, bald in meine Vaterstadt zu kommen, und versprach, alle die Meinen tausendmal von mir zu grüßen. Zum letzten Male winkte mir

Emmeline; da flog der Wagen um die Ecke, und ich stand allein. Aber alle Freuden der Erde glühten in meiner Brust, und alle meine Sehnsucht flog der holden Einzigen nach. Und mit dieser Seligkeit im Herzen stürmt' ich wieder hinaus in die schöne Natur und kehrte so erst nach einigen Tagen wieder zurück in meine Leipziger Zelle. Und nun arbeite ich, was ich vermag; der frühe Morgen trifft mich schon am Pulte, und immer näher, immer näher kommt mir das erwünschte Ostern, und das Examen, was alle andern scheuen, ist mir lieb wie das schönste Fest; denn dann komme ich ja zu ihr, zu Emmelinen, und darf's ihr und darf's der ganzen Welt sagen, daß ich sie liebe und ewig lieben werde.

Mündliche Erzählungen,

schriftlich wiedergegeben

von

Karoline Pichler.

An die Baronin

Henriette von Pereira-Arnstein.

Es war an einem der heimlichen Winterabende, wo wir, im kleinen Kreise vertrauter Freundinnen versammelt, die Stunden mit Erzählung von Geister- und Schauergeschichten beflügelten, daß Sie uns die beiden folgenden kleinen Erzählungen des verewigten Körner zum besten gaben. Sie wußten sie nur aus seinem Munde; aufgeschrieben waren sie nirgends; aber sie schienen uns allen so lieblich und des Erhaltens so wert, daß ich sehr gern den Auftrag der kleinen Versammlung übernahm, sie mit den unbedeutenden Zusätzen und Umständlichkeiten, welche die größere Genauigkeit einer geschriebenen Erzählung erfordert, zu Papier zu bringen.

Hier sind sie endlich, nachdem Sie, verehrte Frau, mit großer Nachsicht ziemlich lange auf die Erfüllung meines Versprechens gewartet hatten. Möchten sie dem schönen Bilde entsprechen, das davon in Ihrer Erinnerung lebt; möchten sie des verklärten Dichters nicht unwert sein, aus dessen Gemüte diese holden Blumen wie so manche andere, in reicher Fülle aufgesproßt waren! Ich lege sie hiermit in

Ihre Hand und bitte Sie, diese Blätter als ein Andenken jener angenehmen Abende und als ein Zeichen der wahrsten Achtung anzunehmen, womit ich bin Ihre

Wien, den 20. Juli 1819. Karoline Pichler.

1.

Die Tauben.

Der Regen strömte, und durch die Talgewinde heulte der Sturm; Nebelschleier hingen über die Gebirge herab, und der nahe Winter schien jetzt schon seine Rechte über die herbstliche Gegend geltend machen zu wollen. Da saßen im stillen Zimmer des Schlosses die Baronin von Erlau und ihre Tochter Liddy, beschäftigt, die spannenden Schnüre an der eben fertig gewordenen Stickerei eines eleganten Armstuhles auszuziehen, der noch heute von dem Arbeiter vollendet werden sollte. Heiter und rührig riß die Mutter an den Schnüren und freute sich des schönen Kunstwerkes sowohl als der Freude ihres Sohnes Alfred, wenn sie morgen abend bei seiner Ankunft ihm vor seinem Schreibtisch den bequemen und zierlichen Sessel zeigen würde, den er längst zu besitzen gewünscht. Liddy teilte ihre Freude nicht, und jeder Blick, den die Mutter auf das bleiche Mädchen warf, streute einen tiefen Schatten über die sonnige Heiterkeit des frohbewegten Mutterherzens.

Liddy und Alfred waren Zwillinge; sie waren die ersten, sie waren die einzigen Pfänder einer treuen Liebe, welche ihre Eltern verband, und eine wunderbare Sympathie hatte seit der Zeit ihrer Geburt die beiden Kinder in Leid und Freude, in kranken und gesunden Stunden vereinigt, eine Sympathie, die, indem sie die Eltern oft mit stiller Freude rührte, doch auch öfters bange Sorgen in ihnen weckte. Denn jene unbegreifliche Übereinstimmung, welche aus beiden Geschwistern nur ein Wesen machte und jede Einwirkung von der einen getrennten Hälfte auf die andere übertrug, so daß Liddy nur ein losgeschlagener Funke von Alfreds Leben zu sein schien (Körners eigene Worte), regte nicht ohne Grund den bangen Gedanken auf, daß ein Schlag wohl einst beide treffen und der Verlust des einen Kindes die Eltern beider berauben könnte.

In fröhlicher Jugendkraft hatten sie indessen beide ihr achtzehntes Jahr erreicht. Ihre Spiele waren gemeinschaftlich gewesen, ihr Unterricht war es auch, soweit der Unterschied der künftigen Bestimmung

es zuließ, und es begannen schwere Tage für die zartere Schwester, als des Bruders männlicher Geist, sich in freier Kühnheit entwickelnd, ihn allmählich immer öfter von ihrer Seite weg auf die Felsen, in die Wälder, zu mutigen Übungen und gefährlichen Unternehmungen trieb. Am schmerzlichsten fiel es ihr, als endlich im vergangenen Jahre von seiner Reise auf die Universität gesprochen, nach und nach jede Anstalt dazu gemacht wurde, sie selbst an der kleinen Ausstattung arbeiten und sich doch sagen mußte, es könne und dürfe nun einmal nicht anders sein.

O, wieviel Tränen hatten die feinen Tücher, die schön genähten Halsschleifen benetzt, die sie mit zärtlichem Fleiß für ihren Alfred verfertigte, und die er nun weit, weit von ihr tragen sollte! Aber der Tag des Abschieds kam. Der wilde Jüngling war weich geworden; die Freude über die glanzreiche Zukunft des freien Burschenlebens ward mächtig gedämpft durch den Gedanken, die geliebten Eltern, die über alles teure Schwester zu verlassen, und als es nun zum Scheiden kam, als nur noch eine Nacht zwischen dem gewohnten Leben auf dem väterlichen Schlosse und einer ganz fremden Welt lag, da preßte es ihm das Herz gewaltig, und in feierlicher Stimmung bat er seine Schwester, ihm auf ihr Zimmer zu folgen. Sie ging mit ihm und trat staunend zurück; denn auf dem Tische, an dem sie oft mit dem Bruder gesessen, stand ein großer, zierlicher Vogelbauer, und in ihm saßen zwei allerliebste, rotgraue Wildtauben mit schwarzen Ringen um die Hälse und girrten ihren Bruder freundlich an, als er, den Bauer öffnend, zuerst das Männchen, mit dem Namen Alfred rufend, auf den Finger hüpfen ließ und es so seiner Schwester überreichte, dann die gefiederte Liddy herauslockte und sie der größern lächelnd auf die Schulter setzte. Die niedlichen Tierchen schlugen freundlich mit den Flügeln und nahmen, wie Alfred es Liddy zeigte, ein paar Körnchen Futter artig zwischen des Mädchens Fingern und Lippen hinweg. Alfred hatte sie vor einiger Zeit auf einem seiner Streifzüge in den Bergen nicht ohne Gefahr gefangen, und sie zu zähmen, abzurichten und mit unsäglicher Mühe allerlei kleine Künste zur Freude seiner Schwester zu lehren, war die süße Beschäftigung seiner einsamen Stunden gewesen.

Jetzt machte er seiner Schwester ein Geschenk damit, und Alfred sollte als Tauber um sie leben, wenn der wirkliche längst ferne sein werde. Schluchzend fiel ihm Liddy um den Hals, und nur der unendliche Schmerz, der in diesen Tagen ihr Herz erfüllte, hinderte sie,

ihre Freude an dem Geschenk, das sie so tief rührte, zu zeigen. Nun nahm Alfred den Käfig und hing ihn gefällig am rebumlaubten Fenster des kleinen Stübchens auf.

Am andern Tage reiste er ab. Alle im Hause empfanden schmerzlich seine Entfernung; bei Liddy schien es, als sei ihre Seele oder wenigstens ein Teil derselben von ihr gewichen; ja, diese stille Trauer des Gemütes griff endlich auch den Körper an; sie verfiel, ohne krank zu sein. Blaß, matt, teilnahmslos ging sie unter den Ihrigen umher, die vergebens alles aufboten, um sie zu zerstreuen, und vergebens von einem Monat zum andern hofften, die Gewohnheit und die gute Zeit würden auch hier ihre still wirkende Gewalt zu üben nicht unterlassen.

So kam der Herbst und mit ihm der Tag heran, an welchem Alfred in den Ferien zu den Seinigen zurückzueilen dachte. Alles im Hause freute sich darauf; nur, wunderbar! gerade diejenige, auf welche dies Ereignis den angenehmsten Eindruck hätte machen sollen, nur Liddy vermochte nicht, sich unter der Last bangen Kummers aufzurichten. Es war ihr nicht mehr möglich, der Freude Raum in dem gedrückten Herzen zu geben; ja, sie schien sogar an das Wiederkommen, an das Wiedersehen des schmerzlich Entbehrten nicht glauben zu können. Nun traten, von den Aquinoktialstürmen herbeigeführt, regnerische Tage ein; die Schleusen der Wolken schienen geöffnet, die Gewässer in den Bergen schwollen an, die Ströme gingen hoch, und Liddy zitterte für den Bruder, der auf dem Heimwege war.

Sein letzter Brief hatte seine Ankunft auf morgen abend festgesetzt; aber der Regen wollte nicht aufhören. Liddys Angst wuchs von Stunde zu Stunde, und alle beruhigenden Worte der Eltern gingen fruchtlos an ihrem befangenen Geiste vorüber. Mit dem nächsten Morgen hörte endlich der Regen auf. Es war der Tag, der Alfred bringen sollte. Alles im Hause freute sich; Liddy allein war heute, wo die Erfüllung aller ihrer Wünsche so nahe schien, trüber als je. Blaß und matt schwankte sie in der Stube umher; eine unnennbare Angst drückte ihre Seele; schmerzliche Krämpfe ergriffen sie gegen Mittag; sie mußte zu Bett gebracht und der Arzt gerufen werden, der ihren Zustand nicht unbedenklich fand. Sorgenvoll saß die Mutter an ihrem Lager und sah das Übel sich mehren, wie der Abend herannahte, und der Ersehnte, den vom Mittage an jede Minute bringen sollte, nicht erschien. Immer banger wurde es den Eltern, den Hausgenossen; die Nachrichten von dem Anwachsen

der Wässer wurden ängstigender; die Dämmerung kam; Alfred war noch nicht da. Da trat der Förster ein: der Fluß hatte vorn hinaus gegen die Ebene den Damm und die Brücke zerrissen; alles stand unter Wasser; heute könnte der junge Herr nicht mehr kommen; es wäre halsbrechend, lebensgefährlich, und weil er noch nicht da sei, würde er wahrscheinlich in dem nächsten Städtchen, durch das ihn sein Weg führte, geblieben sein. — „O! O!" rief Liddy in dem Augenblicke und schlug mit krampfhafter Heftigkeit auf die Kissen zurück. „Er ist im Wasser! Er ertrinkt! Hilfe! Hilfe!"

Was der zärtlichen Schwesterseele hier im Geiste ahnend erschienen war, hatte sich wirklich zugetragen. Alfred war, schon gestern durch Stürme und verdorbene Wege aufgehalten, von dem Ziel seiner Reise ferner geblieben, als er gedacht hatte. An diesem Morgen, der so heiter vom blauen Himmel lachte, hoffte er das Versäumte leicht einzuholen und vor Abend bei seinen Eltern einzutreffen. Schon sah er von fern die Gebirge, in deren Schoße das väterliche Haus lag; hier hatte er aber, ehe er die ersten Hügel erreichte, über eine Brücke zu setzen. Sie war zerrissen, und es kostete eine Stunde Umweges, um die Straße zu erreichen. Höchst ungeduldig ertrug er diesen Aufschub; er kannte seiner Schwester Herz, ihre Angst um ihn, wenn er heute nicht ankam. Endlich fuhr er wieder auf der Straße; aber die Herbstsonne neigte sich zum Untergang, und aus den Bergen stiegen Nebelgewölke empor, die Müde früher in ihrem Schoße zu empfangen. Jetzt war er schon zwischen den ersten Hügeln; der wohlbekannte Bergstrom brauste ihm heute in trüben, stürmischen Wogen entgegen. Die Dämmerung sank, und mit ihrem scheidenden Lichte kam er an die Stelle, wo dieser Waldstrom sich in den größeren Fluß ergoß, und die letzte Brücke über denselben führte. Auch diese war hinweggestürmt von den angeschwollenen Fluten, und der Strom tobte wild durch das widerhallende Tal.

Aber die Nacht war nahe; man harrte seiner; Liddy zagte; sie war vielleicht schon krank vor Angst — er mußte hindurch! Der Postillon weigerte sich, durch das wütende Wasser zu fahren. „Wofür habe ich denn schwimmen gelernt?" rief Alfred, warf Hut und Mantel ab und sprang in die strudelnde Flut. Einige Minuten kämpfte er rüstig mit den Wellen; aber nun erlag seine Kraft; er fühlte sich ermatten, sinken, und in dem Augenblicke war es ihm, als lege sich etwas warm und weich an seine Brust, umfasse seinen Hals und schwiege sich kosend an ihn. Seine Sinne schwanden.

Als er seine Augen aufschlug, fand er sich nicht mehr in dem nassen, stürmischen Wellenbette; er sah umher und erkannte das Zimmer des Pfarrers in einem nahen Dorfe, das ebenfalls seinem Vater gehörte. Er erfuhr, daß sein Diener, die Tollkühnheit seines Unternehmens erkennend, um Hilfe ins Dorf geeilt war. Die Nachricht, wer in Gefahr sei, beflügelte jeden Schritt und gab auch dem Furchtsamsten Mut, um den allgemein geliebten Sohn ihres Gebieters zu retten. Sie eilten ans Ufer, sahen ihn ermatten, sinken; die Kühneren drängten einen Kahn durch die wilde Flut und kamen eben zurecht, ehe der Strom den Bewußtlosen zu weit hinabführte.

Aber für diese Nacht war nichts mehr zu unternehmen, und der junge Herr mußte sich dem Ausspruche des Pfarrers unterwerfen, der mit väterlicher Autorität entschied, daß Alfred bis morgen das Zimmer, ja, das Bett nicht verlassen dürfe. Doch versprach er, aufs Schloß zu senden und alles zu melden.

Alfred unterwarf sich geduldig der unausweichbaren Notwendigkeit — wußte er doch, daß die Seinigen in kurzem über sein Ausbleiben beruhigt sein würden — und schlief nach der Anstrengung des heutigen Tages ruhig ein.

Die aufsteigende Sonne sah ihn schon nicht mehr fern vom väterlichen Hause. Schon stieg der friedliche Rauch aus demselben mit dem Morgenwinde hinter jener Felsenecke empor, und wie der Weg sich krümmte, stand es vor ihm mit seinen altertümlichen Türmen und Giebeln. Er spähte nach jedem Fenster; es zeigte sich kein Mensch; er blickte scharf nach dem Tore; niemand kam ihm entgegen, und doch konnte man im Schlosse jeden kommenden Wagen von ferne sehen. Das befremdete ihn, und ein trübes Gefühl, wie eine Unglücksahnung, ergriff sein erst so frohes Herz. Der Wagen rollte ins Schloß; auch hier niemand, um den lang' Erwarteten zu begrüßen. Oben an der Treppe trat ihm der Hauskaplan, sein und Liddys ehemaliger Lehrer, entgegen. Des Greisen Miene, seine Erscheinung selbst bereitete Alfred auf etwas Unangenehmes vor, das er vernehmen sollte.

Ängstliche Fragen bestürmten den ehrwürdigen Freund. Dieser führte seinen Zögling in ein Nebenzimmer, und hier eröffnete er ihm mit gehöriger Einleitung, mit aller möglichen Vorsicht, daß seine Schwester gestern abend an den Folgen eines alten, schleichenden Übels und unaussprechlicher Angst um ihn verschieden sei.

Alfred erblaßte; zitternd sank er in einen Stuhl. Kein Wort kam über seine Lippen, keine Träne in seine Augen. So fanden

ihn die Eltern, die, nachdem sie ihn unterrichtet wußten, hereintraten, den schmerzlich Wiedererblickten zu umarmen. Der Mutter Tränen lösten den starren Krampf seines Jammers; ihr vereinigter Schmerz linderte und erhöhte sich wechselweise, und Alfred erfuhr nun Stunde und Minute, in der Liddys Geist entschwebt war. Es war genau dieselbe, wo er, mit den Wellen kämpfend, jenes geisterhafte Umschlingen gefühlt hatte, das ihn seiner Sinne beraubte.

Von nun an blieb er still, in sich gekehrt; kein Zureden vermochte ihn, mit Anfang des Semesters auf die Universität zurückzukehren. Sein inständiges Bitten, seine stille Festigkeit, endlich der geheime Wunsch der armen Mutter, nicht ganz ohne Kinder zu leben, überwanden den Vater, und Alfred sollte den Winter über zu Hause bleiben. Er richtete sich im Zimmer seiner verstorbenen Schwester ein; die beiden Wildtauben waren seine Gesellschaft, die Beschäftigung mit ihnen das einzige, was ihm Freude zu machen schien. Doch hielt er sich darum zu den Eltern, nahm tätig an des Vaters Geschäften Anteil, las in den Winterabenden, wenn der Vater mit dem Pfarrer und dem Amtmann Karten spielte, seiner Mutter vor und tat alles, was in seinen Kräften stand, für die geliebten Eltern; aber er tat es wie einer, dessen Körper mechanisch wirkt, indes der Geist weit davon entfernt ist. So verging der Winter.

Die wieder erwachende Natur, die Begrünung aller Lieblingsplätze, an denen er sich sonst mit Liddy gefreut hatte, schienen neue Stacheln in seine noch so frischen Wunden zu drücken, und der Vater sann ernstlich darauf, den Jüngling in einen Wirkungskreis zu bringen, der, indem er alle seine Kräfte anspräche, ihn dem gefährlichen Hinbrüten entziehen sollte.

In dieser Absicht war er mit ihm und der Mutter zu seinem Bruder, der einige Meilen entfernt wohnte, gereist. Auf dem Rückwege überfiel sie ein schweres Gewitter, und wie sie sich dem Tale nahten, ergriff der rote Wiederschein am nächtlichen Himmel gerade in der Gegend, wo ihr Schloß lag, alle Herzen mit banger Furcht. Diese war nur zu gegründet. Der Blitz hatte in eine Scheune geschlagen; sie brannte lichterloh, und die Flammen drohten sich dem Wohngebäude mitzuteilen. Angstvoll sprangen alle aus dem Wagen. Baron Erlau und sein Sohn eilten hinzu, halfen retten, leiteten die erschrockene Dienerschaft bei den Löschanstalten, und mit Vergnügen sah der Vater, daß sein Sohn beim Anblick dringender Gefahr sich mit Tätigkeit und Besonnenheit benahm. Schon war es ihnen

gelungen, den Brand vom Hauptgebäude zu entfernen; da schlug plötzlich in dem Flügel, wo Alfreds schönstes Zimmer lag, die Lohe hoch zum Dache heraus; es war gerade über dem Fenster dieses Gemaches, und das Feuer mußte schon eine Weile hier verborgen gewaltet haben. „Meine Tauben!" schrie Alfred und war mit einem Sprunge an der Treppe. Der Vater hatte diese Bewegung nicht bemerkt, den Ruf nicht gehört. Als er sich nach ihm umsah, war Alfred verschwunden; ein Diener meldete ihm, was geschehen war. Den Vater durchzuckten bange Schauer; er wollte dem Sohne nach, von einigen seiner Leute gefolgt. In dem Augenblicke stürzten das Gebälk und die Decke des bedrohten Gemaches mit lautem Geprassel ein; hohe Flammen schlugen zum Nachthimmel empor, und von der andern Seite schwang das Taubenpaar sich frei und unversehrt gegen die Gestirne auf. Alfred aber wurde, auf der Erde liegend, tot gefunden; ein herunterstürzender Balken hatte ihn getötet.

2.

Die Rosen.

Der Herr von Bucheck lebte seit dem Tode seiner Gemahlin, die schon lange in den stillen Gewölben der Familiengruft schlief, einsam auf seinem Gute, dessen Verwaltung sein einziges Geschäft, sowie die Jagd seine einzige Erholung war. Einförmig und ohne gebildeten Umgang flossen seine Tage dahin. Seine Gemütsart hatte diese Lebensweise gewählt und diese wieder auf seine Gemütsart gewirkt, so daß aus diesen Wechseleindrücken ein finsteres Ganzes hervorging, wenig geeignet, das Herz und den Geist eines zarten Mädchens zu bilden, das ihm seine verstorbene Gattin geboren, und das wie eine weiche Blume am Fuße unwirtlicher Felsen neben ihrem Vater aufwuchs.

Es schien dem Herrn von Bucheck ein viel zu untergeordnetes Geschäft für einen Edelmann, sich mit der Erziehung eines kleinen Kindes zu befassen, und er war hoch erfreut, daß, als er gleich nach dem Tode seiner Gemahlin mühsam darüber nachsann, was denn mit dem fünfjährigen Mädchen anzufangen sein würde, sein Leibjäger und Vertrauter, der alte Thoms, den Rat gab, Fräulein Rosa bei dem Pastor aufziehen zu lassen, der außer einem etwas älteren Sohne noch zwei Töchter ungefähr in Rosas Alter hatte, und dessen Gattin, die Jugendfreundin der seligen gnädigen Frau, aus einem guten Hause und mit allen Vorzügen einer guten Hausfrau begabt

war. Hierzu kam noch, daß sie von ihrem früheren Leben in der großen Welt Anstand und einige Talente besaß und sich also auf jede Art zur Erzieherin eines adligen Fräuleins eignete. Die Bedingungen waren bald gemacht. Die Pastorin schätzte sich glücklich, das Kind ihrer teuren Henriette vor Verwahrlosung zu retten und so dieser nach dem Tode noch ihre Liebe zu beweisen. Auch Herr von Bucheck war seinerseits sehr froh, aller Weitläufigkeiten mit Gouvernanten oder Kostschulen überhoben zu sein. Es ward ausgemacht, daß Rosa zwar im Schlosse schlafen und für diese Zeit der Aufsicht einer alten Haushälterin, der einzigen weiblichen Person höherer Ordnung in Buchecks Hause, übergeben sein, den Tag über aber bis zum späten Abend bei Pastors zubringen sollte. Sie ganz den Bürgerlichen zu überlassen schien dem Vater gegen seine Würde; ihr Herz und ihren Geist von ihnen gebildet zu sehen dünkte ihm viel unbedeutender. Die Lage der beiden Wohnhäuser erleichterte diese Einrichtung sehr; denn zwischen ihnen breitete sich der große herrschaftliche Garten aus, und Rosa durfte am Morgen nur durch die schattigen Alleen hinabgehen, um am Ende des Parkes durch ein kleines Türchen in den Hof ihrer Pflegeeltern zu treten.

So wurde alles zur Zufriedenheit beider Teile eingerichtet, und Rosa wuchs unter der Aufsicht der würdigen Pfarrerin, beim Unterrichte ihres Mannes, als ein sanftes, bescheidenes, zu jeder höheren Tugend gebildetes Mädchen auf. Die Kenntnisse des Pfarrers schmückten ihren Verstand; seine Frömmigkeit bildete ihr Gemüt; Beispiel und Lehre seiner Frau erzogen sie zur Häuslichkeit, ohne sie des feinen Anstandes ermangeln zu lassen, mit dem sie einst in der Welt erscheinen sollte; am meisten aber wirkte der tägliche Umgang mit einer liebenden, rechtlichen, gottesfürchtigen Familie, in deren Umgebung sie nie etwas Unrechtes gesehen, nie etwas Unanständiges gehört hatte. Heilig und rein, blieb ihre Seele der Tempel stiller Frömmigkeit und sanfter Tugenden.

So wuchs sie vergnügt und einfach wie auf einer stillen Insel ungetrübter Seligkeit auf, ahnte nichts von dem Treiben der Welt, von den Absichten des Ehrgeizes und hatte kaum einen Begriff davon, daß es eine Verschiedenheit der Stände, einen Unterschied der Geburt gäbe, und daß sie selbst aus einer ganz andern Kaste entsprungen sei als die Menschen, die ihr so teuer waren.

Wilhelm, des Pastors Sohn, der um mehrere Jahre älter war als Rosa, hatte in der Kindheit mit ihr gespielt, später sie in manchen

Gegenständen unterrichtet oder wenigstens des Vaters Lehren mit ihr wiederholt, und sie hatte dann alles viel leichter begriffen und besser behalten. Sie lernte am liebsten bei ihm, nahm seine Ansichten, seine Urteile, seine Empfindungen in ihr Gemüt auf und verwuchs so mit ihm zu einem unzertrennlichen Wesen, das in zwei besonderen Hälften nur ein Ganzes darstellte.

Der gute Pastor hatte mit Seelsorge, Unterricht und literarischer Beschäftigung so viel zu tun, daß er nicht viel von dem bemerkte, was um ihn vorging, und hatte kein Arges daraus, wenn Wilhelm und Rosa immer beisammen waren, und so wie sie heranwuchsen, ihre Blicke, ihre Worte, ihr ganzes Benehmen von einer stillen, aber tiefen Neigung zeugten, die beiden unbewußt in der Brust schlummerte und nur eines weckenden Strahles bedurfte, um in heller, verderblicher Lohe hervorzubrechen. Was er nicht sah, entging aber nicht den Blicken seiner Frau; sie erkannte die Art des Gefühls, das an die Stelle des früheren geschwisterlichen Verhältnisses getreten war, und erschrak darüber; denn Rosas Geburt, ihres Vaters Ahnenstolz und das traurige Los der beiden jungen Leute standen auf einmal hell vor ihr.

Leise und unbemerkt suchte sie dem wachsenden Unheil zu steuern und wußte auf geschickte Art, indem sie ihre eigene Mutterliebe zum Opfer brachte, die zärtlich an dem hoffnungsvollen Sohne hing, ihren Mann dahin zu vermögen, Wilhelm früher, als man sich's erst vorgesetzt hatte, auf die Universität zu senden.

Drei volle Jahre dauerte die Trennung der Liebenden, die sich der Entfernung und der Unkosten einer weiten Reise wegen während dieser Zeit auch nicht einmal gesehen hatten. Doch alles dies hatte in ihren Herzen keine Veränderung hervorgebracht. Die als halberwachsenes Mädchen mit unbewußter Zärtlichkeit an dem Geliebten gehangen hatte, trat jetzt als aufgeblühte Jungfrau vor seine überraschten Augen und gab sich keine Mühe, eine unschuldsvolle Neigung vor dem Jugendgespielen zu verbergen, deren ganze Stärke sie nicht kannte und von deren Gefahr sie sich bei ihrer Unbekanntschaft mit den Weltverhältnissen keinen Begriff machen konnte. Auch Wilhelm überließ sich, ohne an die Zukunft zu denken, dem süßen Zuge seines Herzens, und die erste Zeit der Wiedervereinigung war eine himmlische Epoche für die Liebenden.

Die Pfarrerin war weit entfernt, ihre Freude zu teilen. Mit Schrecken gewahrte sie, daß alle ihre Maßregeln unnütz gewesen und

die Herzen der Liebenden trotz Zeit und Entfernung dieselben geblieben waren. Noch ängstlicher wurde sie, als eine Begebenheit, die übrigens dem ganzen Hause zur Freude gereichen sollte, ihr die völlige Rettungslosigkeit jener Verhältnisse zeigte. Wilhelm hatte nämlich durch seinen Fleiß, durch den Schutz des Herrn von Bucheck und die Liebe der Gemeinde die Nachfolge in seines Vaters Amte zugesichert erhalten und war ihm einstweilen adjungiert. Er war also in Bucheck festgehalten; hier war der Schauplatz seines künftigen Lebens, und hier stand ihm das Mädchen, das er liebte und das er nie besitzen durfte, unaufhörlich vor Augen.

Mit innerer Angst sah die gute Mutter der Zukunft entgegen und quälte sich manche schlaflose Nacht hindurch, ein Mittel auszusinnen, um die jungen Leute auf eine schickliche Art auseinander zu bringen, ohne ihnen die Gefahr ihrer Lage zu entdecken und sie so wie aufgeschreckte Nachtwandler gerade durch diese Kenntnis unglücklich zu machen. Ihnen selbst unbewußt, hätte sie gern das Gewitter an den geliebten Häuptern vorübergeführt. Sie sann und sann und verwarf wieder und mühte sich ab, bis die Vorsicht, wie das so oft geschieht, durch eine plötzliche Wendung alle diese Sorgen unnütz und alle früher angewandte Weisheit zur Torheit machte.

Eines Morgens, nachdem Herr von Bucheck den Tag zuvor von einer dreitägigen, wilden Jagd und Schwelgerei zurückgekehrt war, ließ er seiner Tochter sagen, sie solle, ehe sie zu Pastors hinüberginge, auf sein Zimmer kommen.

Rosa erschien, nichts von dem ahnend, was ihr bevorstand, und er kündigte ihr mit demselben Ton, mit dem er sie sonst auf die Ankunft einiger Gäste vorbereitet hatte, an, daß sie in vier Wochen dem Grafen Ellareth, dem Sohne seines Jugendfreundes und Jagdgenossen, ihre Hand geben werde. Vorstellungen, Bitten, Tränen fruchteten auch nicht das geringste; ja, nicht einmal einen Aufschub von wenigen Wochen konnte die Arme erlangen, welchen sie benutzt haben würde, um ihrer Tante, dem einzigen Wesen auf Erden, das einen Anschein von Einfluß auf den störrischen Charakter des Herrn von Bucheck übte, zu schreiben und sie zu beschwören, das entschiedene Elend ihrer armen Nichte abzuwenden. Der bloße Versuch einer Wiederholung dieser Bitte, unter dem Vorwande der nötigen Zeit zu den Anstalten, brachte den wilden Mann so außer sich, daß er, von dem gestrigen Mahl und den blutigen Freuden der Jagd erhitzt, in blinder Wut nach dem Hirschfänger griff, als Rosa zitternd entfloh

und außer der Tür des Vorsaales zusammenstürzte. Hier fand sie der Jägerbursche, der ihrem Vater das Frühstück brachte. Er rief nach Hilfe; man brachte die Ohnmächtige in ihr Zimmer und sandte sogleich, nicht nach dem Vater, sondern nach der Pfarrerin. Es brauchte lange Zeit, ehe Rosa sich erholte.

Ihr erster Blick fiel auf ihre mütterliche Freundin, auf die Mutter desjenigen, dem sie gewaltsam entrissen war, und Tränen, die hervorzubrechen strebten, aber von dem eisernen Schmerz der Verzweiflung zurückgehalten wurden, hätten sie bald in den vorigen Zustand zurückgeworfen. Nur mit Mühe vermochte sie es endlich, der Pfarrerin ihr Unglück zu entdecken, und nun ergossen sich ihre Tränen, von den teilnehmenden Empfindungen der Matrone geweckt, und schafften ihr einige Erleichterung. Aber ihr Herz war gebrochen, der Lebenskeim versehrt; denn erst dies plötzlich hereinbrechende Unglück hatte sie über die eigentliche Stimmung ihrer Seele aufgeklärt und die angedrohte Trennung sie überzeugt, daß sie schlechterdings unfähig sei, ohne Wilhelm zu leben.

Auch ihm war durch diese Nachricht und Rosas Krankheit sein Inneres klar; auch er erkannte die Gewalt seiner Empfindung erst in dem Augenblicke, wo er sie aufgeben sollte; er wußte nun, daß er leidenschaftlich liebe und, was mehr ist, auch so geliebt werde. Dennoch gab sein männlicher Mut, die frühe Gewohnheit, sich zu beherrschen, ihm Stärke seine Liebe zu bekämpfen. Er hielt sich selbst aufrecht, um die Geliebte nicht sinken zu lassen, und als sie sich langsam erholte, als sie wieder auszugehen und in dem gewohnten Kreise zu erscheinen imstande war, dessen Beziehung zu ihr so grausam verwandelt worden, da war er es, der sie zur Geduld und Ergebung in den Willen ihres Vaters bereitete. Graf Ellareth, ihr bestimmter Bräutigam, war ungebildet, aber herzensgut und nicht ohne natürlichen Verstand; dahin suchte er ihre Blicke zu richten, aus diesem nicht ganz dunklen Punkt ihres künftigen Schicksals ihr einige Beruhigung zuzuführen.

Je edler dies Bestreben war, je tiefer es Rosa erkannte, je schmerzlicher wirkte es auf sie, und so unerbittlich ihr Vater allen Bitten und Zureden blieb, ebenso unerschütterlich blieb ihre Liebe und die Überzeugung, daß, wenn keine andere Rettung sei, der Tod sich ihrer erbarmen müsse. Es schien auch, als sollte dieser letzte und treueste Freund aller Unglücklichen nicht mehr lange zögern, sie zu erlösen. Seit jener Ohnmacht war ihre Gesundheit wie ihre Ge-

stalt sichtbar verfallen. Alle Welt bemerkte es, nur ihr Vater nicht, oder er hielt, was er zu sehen nicht umhin konnte, für Verstellung. So welkte sie denn dem bestimmten Hochzeitstage entgegen, und es lag nur noch eine einzige Woche zwischen dem gegenwärtigen Moment und jener furchtbaren Feierlichkeit. Da begleitete Wilhelm eines Abends, wie er immer zu tun pflegte, das bleiche, schwankende Mädchen durch den Garten nach Hause. Es war um die Rosenzeit. Nachtigallen zogen und wirbelten ihre weichen Töne im dunklen Gebüsche; der Mond stand hell am Himmel und streute milden Glanz auf die stille Natur, auf das in vollen Blüten aufgegangene Rosengebüsch und auf jene blasse, welkende Rose hin, die jetzt, von ihrem trauernden Freunde unterstützt, langsam durch den duftenden Garten wandelte. Die Schönheit des Abends, der himmlische Duft der Blumen bewog sie, einen Augenblick still zu stehen. Neben ihr wiegte ein Rosenbusch, der schönste und üppigste von allen, sich im leisen Nachtwinde. Rosa betrachtete ihn, seine wunderbar reichen Knospen, und bemerkte, daß an einem Stengel deren sieben saßen, wovon nur erst eine aufzubrechen begann.

„Sieben Knospen und sieben Tage," sagte sie leise, „bis sie verblüht sind!" Sie schwieg. Ein Schauer durchschüttelte Wilhelm; aber himmlisch lächelnd wandte sich Rosa gegen ihren Freund; der Mond strahlte in ihr verklärtes Antlitz, in die von Tränen schwimmenden Augen. „Bis sie verblüht sind," wiederholte sie, „ist mir recht wohl, mein Lieber!" Er erstarrte; er ahnte den düstern Sinn der Rede und machte einen vergeblichen Versuch, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. „Nein, mein Wilhelm," sagte sie, „gib dir keine Mühe, mir auszureden, was ich so tief und sicher fühle! Du kannst es nicht, und könntest du es, du würdest mir den einzigen Trost rauben, dessen ich noch fähig bin. O mein Wilhelm! dort — indem sie mit der Hand gen Himmel wies — dort wird es recht schön sein, und du folgst mir bald nach!"

Wilhelm vermochte nicht sein schwellendes Herz zu bemeistern; mit hervorbrechenden Tränen umschlang er heftig die Geliebte und schwur ihr Treue nach dem Tode; er war überzeugt, daß ihn der Himmel nicht lange ohne sie hienieden lassen würde. Beruhigt, selig durch diese Versicherung, brach sie eine der sieben Knospen, gab sie Wilhelm mit dem Bedeuten, sie wohl aufzuheben, schritt dann langsam dem Schlosse zu und nahm noch einen herzlichen Abschied von dem Geliebten. Der zweite Tag verging in jener dumpfen Trauer wie

alle vorhergehenden; die Nacht kam, mit ihr die Stunde der Rückkehr ins Schloß. Rosa brach die zweite Knospe; die Liebenden erneuerten ihre Gelübde ewiger Treue, und Rosa schied von Wilhelm. So ging es den dritten, den vierten Tag. Am fünften fühlte sich Rosa so krank, daß sie nur mit der höchsten Anstrengung bis zur Nacht unter ihren Lieben aushielt. Wilhelm und seine Schwester führten die ganz Erschöpfte nach Hause. Wilhelm empfing die fünfte Knospe; zwei standen noch am Stocke. Aber in dieser Nacht war Rosa so schwach, daß den folgenden Tag an kein Aufstehen zu denken war. Jetzt endlich erwachte des Vaters Mitleid und mit ihm seine Angst um sie. Das ganze Schloß kam in Bewegung; man schickte nach Ärzten; die Pfarrerin mit ihren Töchtern wurde gerufen, um die teure Kranke zu pflegen. Der Arzt kam; er erklärte, daß hier nichts mehr zu tun und kaum noch Lebenskraft für zwei Tage vorhanden sei. Schrecken und Trauer verbreitete sich auf allen Gesichtern; der Vater tobte in wildem Schmerze, zu dem sich noch die Vorwürfe seines Gewissens gesellten; nur ein Auge blieb heiter, das der Sterbenden selbst, die zu ihrer großen Beruhigung ihre Vorhersagung erfüllt sah.

Von Stunde zu Stunde näherte sie sich nun dem Tode; gegen Abend rief man den Pfarrer; er blieb die Nacht bei ihr; auch Wilhelm durfte zu einer Zeit, wo man ihren Vater in seinem Zimmer eingeschlafen wußte, sie noch einmal sehen. Niemand war Zeuge ihrer letzten Unterredung als Gott, vor dessen Augen die Liebenden gewandelt, sich geliebt und nun auch mit stiller Ergebung in seinen heiligen Willen feierlich geschieden hatten. Sowie die Sonne heraufstieg und ihre Strahlen das Krankenzimmer erleuchteten, verlangte Rosa sie noch einmal zu sehen; man zog ihr Bett ans Fenster; sie sah mit brechendem Auge unverwandt in das helle Gestirn, faltete die Hände und verschied. Es war der siebente Morgen und der Vorabend ihres angesetzten Hochzeitstages.

Ihr Tod ließ alles in tiefem Schmerz zurück; nirgends aber wurde er mehr gefühlt als im Pfarrhause, wo jeder für sich an der Verstorbenen so viel verloren hatte und Wilhelms stummer, tränenloser Jammer noch heiligere Rücksichten forderte.

Am andern Morgen wurde die schöne Leiche unter allgemeinem Wehklagen in der Schloßkapelle beigesetzt. Wilhelm war nicht imstande, wie er sich vorgenommen hatte, sie zu begleiten und an ihrem Sarge die Trauerrede zu halten. Sein Vater nahm ihm die schwere

Pflicht ab; er aber verlor sich in den dunkelsten Schatten des Schloßgartens, hing dort seinen schwermutsvollen Gedanken nach und ließ die Geister seiner geschiedenen Freunde vor seinen starrenden Augen vorübergehen; da fiel ihm der Rosenbusch ein. Zwei Knospen mußten noch daran sein, die gestern und vorgestern hätten gepflückt werden sollen. Er ging hin; sie waren fort, und dieser an sich geringfügige Umstand — denn wie leicht konnte ein Kind, ein vorübergehender Arbeiter sie genommen haben — fiel, im Zusammenhange mit dem Ganzen, wie eine Zentnerlast auf Wilhelms Herz.

Tief erschüttert kehrte er langsam in sein Haus zurück, wo er bereits die andern, von der traurigen Zeremonie wiedergekommen, antraf. Der Tag schlich hin, wie so ein Tag hinschleichen kann; gegen Abend bemächtigte sich seiner der Wunsch, die tote Geliebte noch einmal zu sehen, ehe sie in der Familiengruft beigesetzt würde. Er erbat sich die Schlüssel vom Vater, hieß den Küster mitgehen; die Kapelle wurde geöffnet. Rosenduft wehte ihnen entgegen. Wilhelm erstaunte und trat mit wunderbarer Empfindung an den Sarg; der Sargdeckel wurde gehoben, und mit einem Schrei des Entsetzens blickte er auf die entseelte Gestalt der Geliebten — die fehlenden Rosenknospen lagen an ihrer Brust.

Er sank nieder am geöffneten Sarge; der Küster meinte, es sei, um zu beten. Als es ihm zu lange dünkte, trat er hinzu — der Unglückliche lag in tiefer Ohnmacht, so bleich, so starr wie die Tote im Sarge. Nur langsam erholte er sich; der Küster brachte ihn nach Hause. Noch ein Jahr welkte er hin, kniete täglich am Sarge seiner Rosa und folgte ihr, als die Rosen das nächste Mal blühten, in das bessere Leben.

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01430 1457